

1200
JAHRE



MARKGRÖNINGEN



In mehreren Codices des Klosters Fulda, die jetzt im Hessischen Staatsarchiv in Marburg a. d. Lahn liegen, wird jene Urkunde registriert, mit der Graf Kunibert am 10. März 779 schriftlich festlegen ließ, an welchen Orten er „dem heiligen Bonifatius“ Schenkungen gemacht hatte. Das darunter genannte „Grunigen“ ist unsere heutige Stadt Markgröningen. Der Haken über dem Buchstaben i ersetzt das fehlende N. Daneben erscheinen unsere Nachbarn Hochdorf und Vaihingen, ganz nahe auch Ingersheim. Hier zeigen wir die obere Hälfte einer Seite aus dem Codex Eberhardi (K 425, Band 1, Blatt 138), der diese erste Nennung des Ortsnamens vor 1200 Jahren in der vierten Zeile der rechten Spalte nachweist.

MARKGRÖNINGEN

779 bis 1979

FESTBUCH

zum 1200jährigen Jubiläum

der ersten urkundlichen Nennung des Namens

Im Auftrag der Stadt
verfaßt und gestaltet

von

ERICH TOMSCHIK

mit Beiträgen von

Hans-Eberhard v. Bühler, Hermann Christmann, Heinz Keck, Martin Leiberich, Prof. Dr. Eberhard Lenk†, Norbert Malek,
Max Merz, Dr. Günter Prade, Prof. Dr. Hermann Roemer†, Kurt Rollé, Heinrich Vogel und Hans Weigel.



GRÜSSE UND GLÜCKWÜNSCHE

Die Stadt Markgröningen begeht im Jahr 1979 ihre 1200-Jahr-Feier. Zu diesem stolzen Jubiläum übermittle ich der Bevölkerung, Verwaltung und dem Gemeinderat zugleich im Namen der Landesregierung herzliche Glückwünsche. Markgröningen ist neben Urach, Wildberg und Heidenheim als „Stadt des Schäferlaufs“ landesweit bekannt. Zugleich verfügt die alte Reichsstadt, die zur Zeit Kaiser Friedrichs II. ausgebaut wurde, über sehr gut erhaltene Fachwerkbauten, zu denen ich vor allem das Rathaus und das Spital zählen möchte. Die Stadt blickt auf eine bewegte Vergangenheit zurück. So war sie Reichsburg der Staufer.

Markgröningen hat heute mit seinem Stadtteil Unterriexingen etwa 12 500 Einwohner und verfügt über eine mittlere Industrie sowie eine beachtliche Landwirtschaft. Ihre besondere Traditionsverbundenheit beweist die Bevölkerung durch die alljährliche Abhaltung des bereits 1443 in einer Spitalrechnung erwähnten volkstümlichen Schäferlaufs. Am Bartholomäustag starten die Söhne und Töchter der Schäfer auf dem Lande zum traditionellen Barfußlauf über das Stoppelfeld. Zu diesem Fest versammelten sich bereits 1835 über 10 000 Menschen. Heute lassen sich mehr als 50 000 Bürgerinnen und Bürger dieses alljährliche Volksfest-Ereignis nicht entgehen.

Meine Gratulation an die Bevölkerung Markgrönings verbinde ich mit den besten Wünschen an alle Bürgerinnen und Bürger für eine gute Zukunft in Glück und Frieden!

Lothar Späth
MINISTERPRÄSIDENT
DES LANDES
BADEN-WÜRTTEMBERG

In diesen Tagen und Wochen wird in Markgröningen sicher viel über Geschichte und Tradition gesprochen. Ein solcher Rückblick in die Geschichte einer Stadt muß immer auch Anlaß sein, Gegenwart und Zukunft zu beleuchten. Dabei fällt sofort ins Auge, daß die Markgröninger nicht nur Geschichtsbewußtsein zur Schau tragen, sondern sich bei der Gestaltung ihrer Stadt auch zu ihrer Geschichte bekannt haben. Es gibt im ganzen Land nur wenige mit Markgröningen vergleichbare Städte, denen es ebensogut gelungen ist, die wertvolle alte Bausubstanz weitgehend zu erhalten und der Modeerscheinung „Hochhaus in der Kleinstadt“ zu widerstehen.

Markgröningen hat seine Beschaulichkeit und seinen Charakter bewahrt und ist deshalb einer der wenigen ruhenden Pole im stürmisch entwickelten Ballungsgebiet Mittlerer Neckarraum geblieben. Dies ist nicht zuletzt ein Grund dafür, daß Markgröningen als Wohnort heute für den Bürger eine so große Anziehungskraft ausübt.

Wer nun aber meint, hier ein kleines verschlafenes Städtchen vor sich zu haben, das eben in seiner Vergangenheit lebt, der irrt. Markgröningen kann seinen Bewohnern immerhin 4000 Arbeitsplätze und alle Infrastruktureinrichtungen, die der moderne Mensch heute voraussetzt, bieten. Man hat hier also die Zeichen der Zeit durchaus erkannt. Dies zeigt auch ein Blick auf die derzeitigen Bemühungen zur Stadtsanie-



Die Markgröninger Stadtväter haben hier schon frühzeitig erkannt, daß die Landschaft in einem Ballungsraum wie dem Mittleren Neckarraum nicht grenzenlos zur Ausweisung von neuen Wohngebieten bereit steht. Bei der Suche nach attraktiven Wohnungen und Wohnplätzen muß hier, und das ist die richtige Konsequenz, die man in Markgröningen zieht, die Stadtkernsanierung im Mittelpunkt stehen, um auch der Verödung unserer Stadtkerne zu begegnen. Markgröningen wird es so auch in Zukunft gelingen, die charakteristische Symbiose zwischen Geschichte und Zukunft beibehalten und fortsetzen zu können.

Ich wünsche der Stadt, ihren Bürgern und den von ihnen gewählten Vertretern alles Gute für die Zukunft und viel Freude bei den Feierlichkeiten. Die Fähigkeit, traditionsreiche Feste zu feiern, beweisen die Markgröninger ja jedes Jahr beim berühmten Markgröninger Schäferlauf.

Dr. Manfred Bulling
REGIERUNGSPRÄSIDENT
DES REGIERUNGSPRÄSIDIUMS
STUTT GART

Der rührige Arbeitskreis Geschichtsforschung hat in Zusammenarbeit mit der Volksbank zum Jubiläum einen vorzüglichen Kalender herausgebracht. Dieser zeigt unter anderem jene Seite aus dem Schenkungskodex von 779, in dem eine ganze Reihe von Gemeinden unseres Kreises erstmals urkundliche Erwähnung findet. Darunter auch Markgröningen, das damals noch ein Gruningen war und natürlich als Siedlung viel älter ist: Unsere Geschichtsforscher wissen, daß die Spuren in alemannische, römische, keltische und sogar jungsteinzeitliche Epochen zurückführen. Die Archäologen haben die Beweise dafür ans Licht unserer Zeit geholt. Aber in jenem Jahr 779 ist Markgröningen in die geschriebene Geschichte getreten. Es hat sich darin als staufischer Stützpunkt an einem wichtigen Handelsweg zum Rhein, als freie Reichsstadt, als Hort der Reichssturmefahne und traditionsreiche Schäferlaufstadt einen festen Platz gesichert. Das stolze Rathaus steht dafür.

Als Teil des alten württembergischen Landes war Markgröningen lange selbst ein Amt, gehörte dann später zum Oberamt Ludwigsburg, das vor 40 Jahren im Landkreis Ludwigsburg aufging. Dieser Landkreis führt noch heute den Markgröninger Adler in seinem Wappen; wie das Wappen der Kreisstadt Ludwigsburg die Reichssturmefahne. Der Landrat, als Nachfolger der früheren Landvögte – wenigstens in der Tradition – eröffnet mit einem Trinkspruch die alljährlich stattfindenden Schäferlauf-feste.

In der 1859 erschienenen Oberamtsbeschreibung ist von der altersgrauen Stadt Markgröningen die Rede. Wer das Markgröningen im Jubiläumsjahr sieht, findet die baulichen Zeugen der reichen Stadtgeschichte kundig erhalten. Dank mannigfacher Bemühungen, dank vor allem auch erfreulich häufiger Privatinitiative ist der alte Kern der Stadt wiederbelebt worden, hat ein neues freundliches Gesicht erhalten, hat die unter der Tünche vergangener Zeiten versteckten herrlichen Fachwerkkonstruktionen wieder hervorgeholt, – Markgröningen



hat auf dem Gebiet der Denkmalpflege wirklich Hervorragendes geleistet. Es findet allgemein Anerkennung. Noch spätere Generationen werden den heutigen dafür dankbar sein.

Im Bewußtsein großer geschichtlicher Vergangenheit und stolzer Tradition hat die Bürgerschaft von Markgröningen damit ihrer 1200jährigen Geschichte die schönste Reverenz erwiesen. Ich bin sicher, daß das Jubiläumsjahr neue Impulse geben wird, für die Stadt, für das bürgerschaftliche Zusammenleben, für Kultur und Tradition und die Liebe zur Heimat. Und daß es Markgröningen äußerlich wie innerlich ein gutes Stück voranbringen wird auf dem Weg in die Zukunft.

Daß die Zukunft glücklich sein möge, das wünschen wir, die Bürgerschaft des Kreises, der Kreistag und der Landrat von ganzem Herzen.

Dr. Ulrich Hartmann
LANDRAT
DES LANDKREISES
LUDWIGSBURG



Zur 1200-Jahr-Feier der Stadt Markgröningen

Die Gemarkung unserer Heimatstadt ist nachweislich schon lange vor unserer Zeitrechnung besiedelt worden. Dieses Jahr feiert Markgröningen nun sein 1200jähriges Bestehen seit der ersten urkundlichen Erwähnung in einer Urkunde des Klosters Fulda im Jahr 779. Dieses „Grüningen“ hat sich im Laufe der Zeiten mit Höhen und Tiefen – Macht und Ehre einerseits, Brandschatzung, Plünderung und Seuchen andererseits – zu einer begehrten Wohngemeinde entwickelt, wie die große Zahl von Bauplatzsuchenden beweist. Aber eines hat sich wohl über die Jahrhunderte hinweg in Markgröningen erhalten: das Geschichtsbewußtsein und der Stolz seiner Bürger.

Die Markgröninger hingen schon immer etwas am Althergebrachten, von Bewohnern der Nachbargemeinden oft geringschätzig mit „am Alten“ bezeichnet, in allen Schattierungen der Bedeutung des Wortes. Vielleicht wurde dies oder jenes scheinbar zu lange „gehalten“, aber „gestrig“ waren die Markgröninger nie, auch wenn es in der Zeit, als „der Wind“ in Richtung Erhöhung der Einwohnerzahlen blies, so schien, Jetzt

stehen die „Wolkenkratzer“ teilweise leer. „Klein-Manhattan“ ist nicht mehr gefragt. Und was ist dieser Entwicklung alles geopfert worden? Gesucht sind vielmehr Städte und Gemeinden mit gleichmäßigem Wachstum in der Vergangenheit und in der Zukunft, die ihren wohnlichen Charakter bewahrt haben und dies auch in der Zukunft zu tun versprechen.

Ganz auf dieser Linie liegen die Bemühungen von Markgröningen, die sehr gut erhaltene mittelalterliche Stadtanlage wieder herauszustellen und die Stadt als natürlichen Mittelpunkt des öffentlichen Lebens attraktiver zu gestalten. Auch für das Wohnen in der Innenstadt soll ein Anreiz durch zeitgemäße Wohnungen geschaffen werden, aber ohne „Kahlschlag“, nur durch Modernisierung, wie es eben dem Naturell der Markgröninger entspricht. Im vergangenen Jahr wurde auf einstimmigen Beschluß des Gemeinderats der Marktplatz neu gestaltet, und das Urteil unserer Bürger, aber auch von Besuchern der Stadt, bestärken mich in meiner Meinung, daß das Ergebnis recht gut gelungen ist.

Die Zahl von privaten Modernisierungen nimmt ständig zu. Deshalb wird zur offiziellen 1200-Jahr-Feier am Marktplatz das eine oder andere Gerüst stehen, was vielleicht von manchem kritisiert werden wird. Ich möchte aber zu bedenken geben, daß gerade diese Tatsache das Geschehen in unserer Stadt symbolhaft widerspiegelt:

Wir feiern die Vergangenheit unserer Stadt, sind aber dabei, sie zu modernisieren, indem wir auf dem Althergebrachten aufbauen. In diesem Sinne wünsche ich der Stadt und ihren Bürgern alles Gute für die Zukunft

Heinrich Vogel
BÜRGERMEISTER
DER STADT
MARKGRÖNINGEN

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Grüße und Glückwünsche	2
Vorwort des Verfassers	6
Die erste Namensnennung des Dorfes, das zur Stadt Markgröningen wurde	7
Die Stadterhebung und ihre Folgen	10
Die Zeit der Herren und Grafen von Gröningen und Württemberg	12
Die alten Markgröninger Stadttore	18
Die Markgröninger Reichssturmfahne	20
Das Stadtbauamt weiß zu berichten	24
Alte Stadt in neuem Glanz	33
Amt und Oberamt Markgröningen	42
Markgröninger Flurenkarte	44
Interessantes und Wissenswertes zur Stadt und ihrer Geschichte	45
Das Rathaus im Wandel der Zeit	48
Die Wandmalereien im Spital zum Heiligen Geist	53
Die katholische Kirchengemeinde Heilig Geist Markgröningen	54
Fünf silberne Altarkannen erzählen Markgröninger Geschichte	56
Das Dichterhäusle	61
Magister Rudolf Magenau	64
Bemerkenswerte Bürger und Geschlechter	66
Die Auswanderung aus Markgröningen	76
Postgeschichtliches aus Markgröningen	80
Der Dreikreisstempel Markgröningen	90
Die Entwicklung der Bahn	92
Straßen und Verkehrsplanung	94
Ende und Erbe des Zweiten Weltkriegs	96
Bürgermeister und Stadträte seit 1946	102
Die Bevölkerung der Stadt	104
Personenverluste durch die Weltkriege	105
Das Personal der Stadtverwaltung	105
Die städtischen und staatlichen Schulen	106
Der Schäferlauf	108
Die Vielfalt der Vereine	114
Das wirtschaftliche Leben der Stadt	118
Gewerbesteuer und Haushaltsvolumen	126
Eine beachtliche Einrichtung des heimischen Handwerks	126
Die Bauernmöbel des Johann Jakob Mössinger	127

Bildnachweis

Aerospect Flugbild: U/4
 Archiv des Arbeitskreises GHD Markgröningen: 48, 65, 66, 69, 72, 108
 Ballmann: 36
 Bez: 34, 35, 37, 38, 39, 40, 41, 95, 102, 103, 106, 107, 111, 112, 113, 115, 116, 117
 Haidle: 60, 107
 Herrmann: Titelseite, 37, 40, 41, 51, 52, 59, 115
 Hessisches Staatsarchiv Marburg a. d. Lahn: 6, 8
 Landesbibliothek Stuttgart: 29, 43
 Landesbildstelle Württemberg: 16, 49, 70, 73
 Landesdenkmalamt Stuttgart: 13, 27, 49, 55, 61
 Landesmuseum Stuttgart, Münzkabinett: 74
 Leiberich: 18, 26, 28, 31
 Malek: 52, 53, U/3
 Menzi: 99
 Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung: 68
 Probst: 38, 92, 93
 Röckle: 11, 22, 33, 96, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 116
 Staatsgalerie Stuttgart: 18, 19
 Stadtbauamt Markgröningen: 24, 25, 44
 Tomschik: 46, 48, 60, 63, 67, 71, 101
 Windstoßer: 110, 111, 113

© 1979 Eigenverlag der Stadt Markgröningen.
 Rechte der einzelnen Beiträge bei deren Autoren.
 Lithographie:
 Hoffmann & Lerche GmbH, Leonberg-Höfingen.
 Gesamtherstellung:
 Ungeheuer + Ulmer Ludwigsburg.

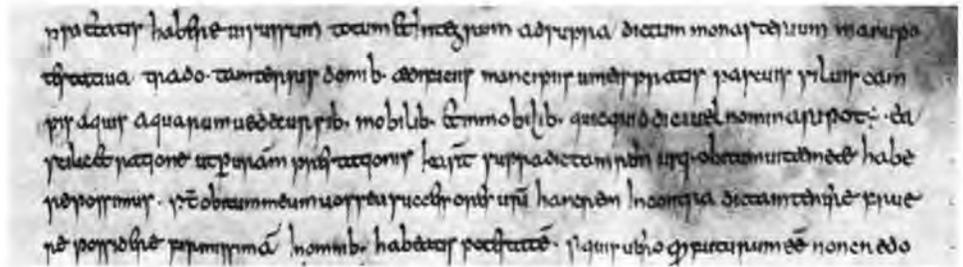
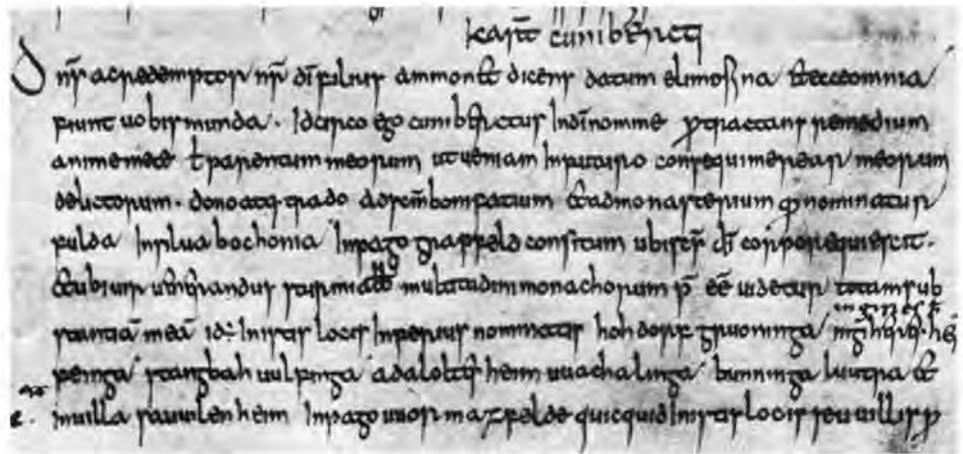
VORWORT

Eine Festschrift wie diese kann und soll keine umfassende Stadtgeschichte sein. Deshalb kam mit dem ehrenvollen Auftrag zur Gestaltung die Wahl der Themen auf mich zu. Selbstverständlich war, daß die Fakten, die das Jubiläum dieses Jahres begründen, an der Spitze zu stehen haben. Die weitere Folge jedoch warf Fragen auf, die nicht von dem Mangel, vielmehr von der Fülle und Ergiebigkeit der Quellen herrühren. Primäre Fundstellen eröffnen uns die umfangreichen Archive von Stadt und Spital. Infolge der einst weitreichenden Bedeutung Markgröningsens aber auch staatliche und kirchliche auf höheren Ebenen.

Sekundärquellen sind in der vergleichsweise stattlichen Zahl von Publikationen zu erschließen, die es zu den hier geforderten Themen schon gibt. Allein an Büchern, die sich ausschließlich mit unserer Stadt befassen, haben wir die „Geschichte der vormaligen Oberamtsstadt Markgrönigen“ (1829) von Magister Ludwig Fr. Heyd, die beiden Bände „Markgrönigen im Rahmen der Landesgeschichte“ (1930/1933) von Prof. Dr. Hermann Roemer, vom gleichen Verfasser „Die Auswanderer aus Markgrönigen“ (1941), die dem Umfang nach einem Buch gleichkommenden Abhandlungen von Prof. Dr. Erhard Lenk in den HLS-Briefen, den Ludwigsburger Geschichtsblättern und den Lebensbildern aus Schwaben und Franken (1953–1967), die Bände „Markgrönigen – Das Bild der Stadt im Wandel der Zeit“ (1969) und „Der Markgröniger Schäferlauf“ (1971) vom Schreiber dieses Vorworts.

Da diese Werke aber (bis auf das letztgenannte) heute alle vergriffen sind, mancher erst kürzere Zeit in der Stadt Wohnende oder einfach seither an solchen Dingen nicht interessierte Bürger vielleicht hier erstmals von ihrer Existenz hört, habe ich Themen, die immer wieder Anlaß zu Fragen geben, aus diesen Büchern übernommen, sie neu gefaßt, auf den neuesten Stand der Forschung gebracht.

Besonders bemerken möchte ich, daß die Geschichte des Stadtteils Unterriexingen



Um das Jahr 830 entstand im Kloster Fulda die obenstehende Abschrift der Urkunde vom 10. März 779, in der „Gruoninga“ erstmals genannt wird (Kartular K424 Blatt 16).

bewußt ausgeklammert wurde. Nur 15 Jahre nach Markgrönigen nämlich erscheint „Rutgisingen“ erstmals auch in einer Urkunde. Dies wird zu gegebener Zeit Anlaß sein, den Stadtteil, der fast 1200 Jahre lang selbständige Gemeinde war, entsprechend zu würdigen.

Dem Blick in Markgröningsens ferne, größere Vergangenheit hat der in die jüngere und in die Gegenwart zu folgen. Es gibt nämlich Ereignisse, Tatbestände und Entwicklungen, die der Zeitgenosse berichten muß, weil sie nur aus seiner Zeit und ihren Umständen erklärlich sind. Der künftige Chronist wird für solche Berichte ebenso dankbar sein, wie ich es heute meinen Vorgängern bin. Mit zeitlichem Abstand wird er das

Geschehen unserer Tage dann werten und würdigen, seinem Gewicht entsprechend in den Gesamtverlauf der Geschichte einordnen können.

Auch aus diesem Grunde möchte ich allen, die dafür die Grundlagen schufen, indem sie mit Wort und Bild zum Gelingen dieser Festschrift beitrugen, herzlichen Dank sagen.

Sie haben mitgeholfen, unserer Stadt Markgrönigen im Sinne des Wortes von Pascal zu dienen, der da sagt: „Die Vergangenheit und die Gegenwart sind unsere Mittel. Die Zukunft allein ist unser Zweck.“

Markgrönigen, im Januar 1979
Erich Tomschik

Die erste Namensnennung des Dorfes, das zur Stadt Markgröningen wurde

„Was nicht in den Akten steht, existiert nicht“ – dieser alte Behördengrundsatz wird durch das Jubiläum, das Markgröningen in diesem Jahr begeht, einmal mehr bestätigt. Können doch menschliche Siedlungsplätze schon in der Jungsteinzeit vor rund 4000 Jahren durch reiche Bodenfunde im Gewann Bissinger Pfad nachgewiesen werden, verstreut vom Hummelberg im Osten bis zum Aichholzhof im Westen der Markung. Hinterließen doch die späteren Siedler der Bronzezeit ihre Spuren im Gewann Aue. Wurden in der gleichen Gegend auch Reste einer keltischen Siedlung gefunden, und hatte der nahe Asperg diesem Volk seit ungefähr 400 v. Chr. als Stützpunkt gedient. Bauten darauf die Römer, als sie weit über die Alpen in germanisch besiedeltes Land nach Norden vorgestoßen waren, im 2. und 3. Jahrhundert nach der Zeitwende auch bei uns Gutshöfe am Rotenackerwald auf der Höhe über der Enz wie jenseits über der Glems beim Aichholzhof. All dem fehlt der Fixpunkt einer datierten, schriftlichen Aufzeichnung.

Als die Römer dann im ausgehenden 3. Jahrhundert den Alemannen weichen mußten, waren es diese, die erstmals nach einzelnen Höfen und weilerartigen Gruppen von Hofsiedlungen ein geschlossenes Dorf errichteten.

Die Sippe des Gruono, des Grünen, hatte sich dazu den Platz erwählt, der von der Quelle, die später einmal im Wettebrunnen gefaßt wurde, leicht ansteigt zur Anhöhe des heutigen Kirchplatzes. Da standen ihre Holzhäuser an der lebenswichtigen Wasserstelle am klimabegünstigten Südhang. Hecken grenzten die Grundstücke um die Häuser zu den Nachbarn hin ab. Die Höhe über dem Dorf diente den Bewohnern als Kultstätte und bot ihnen von den hohen Bäumen einen weiten, freien Blick nach allen Seiten hin.

Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß es vom ersten Auftreten des Menschen an bis zum Entstehen dieses Dorfes, das man nach seinem Sippenältesten „zu den Gruonin-

gen“ nannte, so manches Ereignis gegeben hat, von Naturgewalten, vom Wandel der Zeit und der Völker hervorgerufen, das nennenswerter gewesen wäre als das, von dem am 10. März des Jahres 779 berichtet wird. Aber niemand hat es aufgeschrieben. Oder die Aufzeichnung ist verlorengegangen. Gegen besseres Wissen dürfte uns also dem eingangs zitierten Wort zufolge nichts anderes übrigbleiben als festzustellen: Bis dahin fand hier nichts statt.

Aus der allgemeinen Geschichte ist uns dagegen bekannt, daß sich inzwischen auch in unserer Gegend Sippen unter führenden Geschlechtern zu Gauverbänden gefunden hatten, die zusammengefaßt als Stämme von Fürsten oder Königen beherrscht wurden. Wir wissen weiter, daß die Ausbreitung des Christentums durch irische und schottische Missionare mit Hilfe dieser Herrscherhäuser unseren Raum erreicht hatte. Unter Verleihung des Namens Bonifatius beauftragte Papst Gregor II. den Angelsachsen Winfrid im Jahre 719 n. Chr. mit der Germanenmission. Er errichtete neben den Bistümern Amöneburg und Fritzlar, Salzburg, Freising, Regensburg und Passau, Erfurt, Würzburg und Mainz (das er selbst übernahm) im Jahre 744 sein Lieblingskloster in Fulda. Im Dom dieser Stadt fand er auch seine letzte Ruhestätte.

Und gerade auf Bonifatius und sein Kloster in Fulda bezieht sich die Urkunde, die zu anderen Orten in unserer Gegend, wie Vaihingen, Hochdorf und Ingersheim, auch „Gruningen“ nennt.

Leider ist ihr Original nicht mehr auffindbar. Daß ihre Existenz und ihr Inhalt dennoch bewiesen werden können, verdanken wir dem guten Brauch der Klöster, Schenkungsbücher anzulegen, in denen sie unter Hinweis auf die Originalurkunden ihren weitverstreuten Besitz registrierten, der ihnen durch Stiftungen und Erbschaften Gläubiger zugeflossen war.

Es gibt sogar mehrere solcher Codices, Cartulare und Kopyare, die unsere Urkunde nennen. Vier uns bekanntgewordene befin-

den sich derzeit im Besitz des Hessischen Staatsarchivs in Marburg a. d. Lahn. Wir sind diesem Institut dankbar dafür, daß es uns Unterlagen zur Verfügung stellte, die wir hier zeigen können.

Die erste Niederschrift stammt aus K 425, Codex Eberhardi, Band 1, Blatt 138 (siehe vordere Innenseite des Umschlags). Es handelt sich um einen Auszug, in dem wohl versehentlich zwei verschiedene Urkunden miteinander verbunden wurden. Die Markgröningen betreffende rechte Spalte lautet: trad(icit) s(an)c(to) Bon(ifatius) vineam unam in Zargenheime et proprietates suas in his locis Hochdorf, Gruningen, Ingersheim, Feingen usw.

Zu deutsch: übergab dem heiligen Bonifatius einen Weinberg in Zargenheim und seine Güter in diesen Orten Hochdorf, Gruningen, Ingersheim, Vaihingen usw.

Da „Gruningen“ hier ohne nähere Bezeichnung steht, also ohne Gau oder Bistum, in dem es liegt, galt es vielen Orten, die heute einen Namen mit „gröningen“ zusammengesetzt führen, zu prüfen, um welchen Ort es sich handelt. Schon die Aufführung, eingeschlossen zwischen Ortsnamen aus unserer Nachbarschaft, läßt natürlich auf unsere Stadt schließen. Es konnten aber auch im näheren Umkreis in Frage kommende Orte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden, da ihre Nennung in Urkunden des gleichen oder wenig späteren Zeitraums mit präzisierenden Zusätzen erfolgte, die für den schon damals bedeutendsten Ort dieses Namens in dieser Gegend entfallen konnten. Wir können also ruhig feststellen, daß der in den hier behandelten Urkunden genannte Ort Gruningen die heutige Stadt Markgröningen ist.

Werfen wir noch einen Blick auf die beiden vollständigen Überlieferungen des Urkundentextes. Zuerst auf den um das Jahr 830 im Kloster Fulda entstandenen im Cartular K 424 Blatt 16 und 17 (siehe Abbildung links oben). Lateinisch steht hier:

Kapitulum cunibercti

D(ominus) n(oste)r ac redemptor n(oste)r d(e)i filius ammonet dicens: „Datum elimosina et ecce omnia fiunt vobis munda.“

Idcirco ego Cuniberctus in d(e)i nomine p(er)tractans remedium anime meae vel parentum meorum, ut veniam in futuro consequi merear meorum delictorum, dono atq(ue) trado ad s(an)c(tu)m Bonifatium et ad monasterium, quod nominatur Fulda, in silva Bochohia in pago Grapfeld consitum, ubi s(an)c(tu)s d(e)i corpore quiescit et ubi vir venerandus Sturm abbas multitudini monachorum p(re)se(ss)e videtur, totam substantiam meam id (est) in istis locis inferius nominatis: Hohdorf, Gruoninga, Ingihersheim, Feinga, Stangbah, Uulfinga, Adalotesheim, Uuachalinga, Bunninga, Luutra et in villa Sauuilenheim in pago Uuormazfelde, quicquid in istis locis seu villis proprietatis habere visus sum, totum et integrum ad supra dictum monasterium manu potestativa trado tam terris domibus, aedificiis, mancipiis, vineis, pratis, pascuis, silvis, campis, aquis aquarumve decursibus, mobilibus et immobilibus, quicquid dici vel nominari potest; ea scilicet ratione, ut per vestram praestationis kart(ulam) supra dictam rem usque obitum vitae habere possim, post obitum meum vos seu successores vestri hanc rem in contradictam tenere, fruire, possidere firmissimam in omnibus habeatis potestatem.

Das heißt in deutscher Übersetzung:

Unser Herr und unser Erlöser, Gottes Sohn, ermahnt uns, indem er sagt: „Gebt Almosen und siehe, alle Welt wird euer sein.“

Aus diesem Grunde schenke und gebe ich, Kunibert, in Ansehung meines und meiner Eltern Seelenheil, auf daß ich künftighin ob meiner Vergehen der Gnade würdig mich erweise, dem heiligen Bonifatius und dem Kloster Fulda, welches im Walde Bochohia im Gau Grabfeld gelegen ist, wo der Leib des Heiligen ruht, und wo man den verehrungswürdigen Abt Sturm einer Vielzahl von Mönchen vorstehen sieht, mein ganzes Gut, in den weiter unten genannten Orten Hochdorf, Grüningen, Ingersheim, Vaihingen, Stangenbach, Wölfigen, Adelsheim, Wächlingen, Benningen, Lautern und in der



Sosmelfelde

Traditio Cunibercti de p'du' suis

N D O I E D N I

E G O C U N I B E R C T U S H Y O N I S
xpi seruis notum facio omib' fidelib'
catholice fidei religiosi pertractans re-
medium anime mee: ut parentu mee
scdm dnm qui dixit dare elemosina & ecce
omnia munda sunt vob' ut uenia in futu-
o sequi meritar' mee delictor' dono atq'
trado ad scin Bonifaciu' in rem in mona-
stero fuldensi ubi idē gl'osus martyr co-

poralit' quiescit & ubi vir uenerabilis Sturm
abbas multitudin' monachor' p'ce uidet' tota
substantiam mea que in his locis sita e' q' hic no-
minant' Hohdorf. Gruoninga. Ingehersheim.
Feinga. Stangebach. Wulfigen. Adalotesheim.
Wachalingen. Bunningen. Luutra. In villa Sauuilen-
heim. In pago scilicet quicquid in his locis scruul-
tis p'petuis habere uisus sum. totu' & integru'
ad sup' dictu' sc'i Saluatoris monasteriu' manu
libera & potestatiua trado ta' terris q' domib'
edificiis. mancipiis. uineis. pratis. pascuis. silui.
campis. aquis. aquarū decursibus. mobilibus & immo-
bilibus & omimoda substantia qua ui mortales
solent. ea scilicet ratione ut monasteru' ac firm' us-
que his habeatur. **R**ogo g' fratres hui' sacrosce-
gregationis ut p'ce caruatis prestolacione
cartula in inde scribatur. p'quam conscripte
res tradicionis mee in memoria sup' uenien-
tib' sc'is comendentur ne obliuioni tradant'

Maierei Saulheim im Gau Wormsfeld, was immer in diesen Orten und Gehöften als mein Eigentum angesehen wird, übergebe ich ganz und unbeschadet dem obengenannten Kloster, im Besitze der Entscheidungsgewalt übertrage ich Ländereien wie Häuser, Gebäude, Gesinde, Weinberge, Wiesen, Weiden, Wälder, Felder, Gewässer stehend und fließend, Bewegliches und Unbewegliches, was immer gesagt oder genannt werden kann; allerdings unter der Bedingung, daß ich trotz der Verbriefung an euch über die obengenannten Dinge bis an mein Lebensende das Besitzrecht ausüben kann, nach meinem Tode jedoch ihr oder eure Nachfolger das volle Recht haben möget, dies unwidersprochen zu behalten, zu nutzen und zu besitzen.

Wegen der so reizvoll zur Initiale ausgebildeten Stifterfigur wenden wir uns noch der Niederschrift zu, die im Band 2 des Codex Eberhardi, K 426 Blatt 58 steht. Sie entstand im frühen 11. Jahrhundert und lautet:

Traditio Chuniberti De p(re)dii(s)
in no(m)i(n)e d(omi)ni

Ego Chunibertus humilis Christi servus notum facio om(n)ib(us) fidelib(us) catholice fidei religiosis pertractans remedium anime mee v(e)l parentu(m) meo(rum) s(e)c(un)d(u)m deum, qui di(x)it: Date elemosina(m) et ecce om(n)ia munda sunt vob(is), ut venia(m) in fut(ur)o consequi merear meorum delictorum, dono atq(ue) trado ad s(an)c(tu)m Bonifaciu(m) m(a)r(tir)em in monasterio Fuldensi, ubi ide(m) glo(ri)osus martir corporalit(er) quiescit et ubi vir venerabilis Sturm(i) abbas multitudini monachorum p(re)e(ss)e videt(ur) tota(m) substantiam mea(m) que in his locis sita est, q(ue) hic nominant(ur): Hohdorf, Gruninga, Ingeheresheim, Fehinge, Stangebach, Wlfingen, Adeloltesheim, Wachalingen, Bunningen, Liutera et i(n) villa Saulenheim in pago scilicet Wormezfelde, quicq(ui)d in his locis seu villis p(ro)p(ri)etatis habere visus sum, totu(m) et integru(m) ad sup(ra) dictu(m) s(an)c(t)u(m) salvatoris monasteriu(m) manu libera et potestativa trado, ta(m) terris q(uam) domibus, edificiis, mancipiis, vineis, pratis,

pascuis, silvis, campis, aquis aquaru(m) decursib(us), mobilib(us) et i(n)mobilibus et omnimoda substata, qua uti mortales solent, ea scilicet ratione, ut monasterii ac fratri(m) us(us) ex his habeatur.

Die Übersetzung zeigt, daß ihr Text nur unwesentlich von der älteren Abschrift abweicht:

Im Namen des Herrn gebe ich, Cunibert, Christi niedriger Diener, bekannt allen Getreuen des katholischen Glaubens, in Anbetracht meines Seelenheils, wie dessen meiner Eltern, Gott zufolge, der sagte: „Gebt Almosen, und siehe, alle Welt ist euer, damit ich künftig Gnade verdiene ob meiner Vergehen“, daß ich schenke und übertrage dem heiligen Bonifacius, dem Märtyrer im Kloster Fulda, wo dieser glorreiche Märtyrer leiblich ruht und wo man den ehrenwerten Abt Sturm(i) einer Vielzahl von Mönchen vorstehen sieht, meine gesamte Habe, die sich in den Orten befindet, die hier genannt werden: Hohdorf, Gruningen, Ingersheim, Vaihingen, Stangenbach, Wölfingen, Adelsheim, Wächtingen, Benningen, Lautern und in der Maierei Saulheim im Gau Wormsfeld. Wenn es beliebt, was immer man an diesen Orten oder Gehöften als mein Eigentum betrachtet, übergebe ich ganz und unversehrt dem obengenannten Kloster des heiligen Erretters mit freier und berechtigter Hand, mit Äckern wie Häusern, Gebäuden, Gesinden, Weinbergen, Wiesen, Weiden, Feldern, Gewässern stehend und fließend, beweglichen und unbeweglichen Gütern aller Art, die Sterbliche zu gebrauchen gewohnt sind, unter der mir zu gestattenden Bedingung, daß das Kloster und die Brüder den Nutzen aus ihnen ziehen mögen.

Auf diese Aufzeichnungen also, in denen der Name Gruningen samt dem Hinweis auf den 10. März des Jahres 779 erstmals aktenkundig wird, stützt sich das 1200jährige Jubiläum der Stadt Markgröningen in diesem Jahr.

Natürlich reizt es jeden an der Stadtgeschichte Interessierten, mehr über das Dorf zur Zeit dieser Stiftung zu erfahren. Bemühungen, vielleicht über die Person des Stif-

ters ein deutlicheres Bild zu erhalten, enden leider im Bereich von Vermutungen. Wer sich mit der Geschichte dieser Zeit im Detail befaßt, ist das aber gewohnt und findet auch diese hilfreich. Denn Rückschlüsse aus der Entwicklung der unmittelbar folgenden Jahrhunderte, Vergleiche mit ähnlichen geklärten Fällen, Urkunden, die zur fraglichen Zeit in nächster Nachbarschaft gefertigt wurden, all das führt zu Erkenntnissen, die man mit gutem Gewissen als gesichert betrachten kann.

Cunibert wird bei gleichzeitigen Stiftungen in Kirchheim a. N., Bottwar und Hessigheim mit dem Adelstitel Graf benannt. Daraus ist in Zusammenhang mit dem Gebiet, in dem er nach diesen Urkunden begütert war, zu schließen, daß er dem Geschlecht der Grafen von Calw angehörte. Sie zeichneten als Herren im Glemsgau, in dem Bereich, dem unser Gruningen zuzurechnen ist, später auch als Grafen von Ingersheim-Calw. Ingersheim ist neben Gruningen einer der Orte in der Urkunde, von der wir hier sprechen. Sicherer Zeichen ihrer Herrschaft hier war die große Gerichtsstätte am Ostrand des Bietigheimer Forstes, also in Ingersheim. Mehrfach haben sie im 9. und 10. Jahrhundert Urkunden auf dem Asperg gefertigt und unterzeichnet. Das läßt ihren Sitz auf dieser beherrschenden Höhe vermuten. Von ihr gingen Wege nach allen Himmelsrichtungen. Der auf dem Hurstrücken westwärts führende stieß auf die alte Römerstraße, die vom Kastell in Benningen über die Glemsfurt an der heutigen Bruckmühle, am Aichholzhof vorbei (römischer Gutshof) nach Vaihingen und weiter zum Rhein führte. Die Stelle, wo diese beiden Wege zusammenstießen, ist identisch mit dem Standort des vorher beschriebenen und in der Urkunde von 779 erstmals genannten Dorfes Gruningen.

Von diesem Zeitpunkt an existiert es nun auch gemäß Behördengrundsatz, die anfangs spärlichen Nachrichten mehren sich, und wir wollen auf sie eingehen, soweit der Rahmen dieser Festschrift es zuläßt.

Erich Tomschik

Die Stadterhebung und ihre Folgen

Die Erhebung einer Gemeinde zur Stadt ist heute ein Vorgang, der nach Erreichen einer gewissen Einwohnerzahl auf Antrag von der Landesregierung vorgenommen wird. Er ist wohl nicht mehr als eine Prestigefrage und bleibt ohne praktischen Einfluß auf die Bewohner. Der im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland verankerte Gleichheitsgrundsatz allein verhindert schon, daß Bewohner einer Stadt anderen gegenüber Vorrechte erlangen könnten. Ebenso kann das zur Stadt gewordene Gemeinwesen gegenüber den dörflich verbleibenden de jure nicht bevorzugt werden. Vorteile kann es sozusagen nur von Natur aus, von seiner topographischen oder Verkehrslage her haben, woraus sich wirtschaftliche ergeben können. Und die eben genannten Vorzüge brachten der Gemeinde die Voraussetzungen zur Stadterhebung ein. Daß aber der Akt einer Stadterhebung an sich dem einzelnen und dem Ganzen keine Veränderung rechtlicher Art bringen kann, ist eine logische Folge der im Lauf der Zeit veränderten Struktur unserer Gesellschaft und der daraus resultierenden Formen von Staat und Verwaltung.

Ganz anders waren die Auswirkungen damals, als das Dorf Gröningen zur Stadt erhoben wurde. Da war die Stadterhebung ein Rechtsvorgang, der die Rechte der seitherigen adeligen Grundherrschaft auf die Burggemeinde (so nannte man die Bevölkerung) übertrug, die damit zur „Bürgerschaft“ wurde. Ihr Mitglied, also „Bürger“, war jeder Ehrsame, der „Jahr und Tag“ ansässig war. Das neue Gemeinwesen erhielt Privilegien und Freiheiten, die ihm im Zusammenwirken mit dem Marktrecht Einkünfte sicherten. Diese brauchte es, da es ja nun Pflichten zu erfüllen galt, die vorher dem Grundherrn oblagen. Nun war die Stadt selbst zur Grundherrschaft geworden. Nach Handwerken und Berufen schlossen sich die Bürger zu Zünften zusammen, die in Rechten und Pflichten ihr Eigenleben führten.

Die Stadt erhielt eigene Finanzverwaltung und eigene Gerichtsbarkeit. Die Aufsicht

behielt sich der Stadtherr jedoch vor. Sie wurde durch seinen Beamten am Ort, den Vogt, ausgeübt. Stadtherr für eine Freie Reichsstadt wie Markgröningen war der König. In einer Trierer Handschrift aus dem 13. Jahrhundert lesen wir „Gröningen in der Diözese Speier eine königliche Stadt, die dem Reich gehört“. Damit ist ihr Status genau beschrieben. Dem Schutze der Geldquellen, die ihr die Erfüllung der neuen Pflichten ermöglichten, galt das Recht, die Stadt mit Mauer, Türmen und Graben zu befestigen und entsprechende Wachen zu unterhalten. Ein Dienst, zu dem jeder Bürger herangezogen werden konnte.

Des Königs Beauftragter für die Aufsicht von Reichsstädten, was Steuer, Gericht und Militär betrifft und zugleich Vorgesetzter des ortsansässigen Vogtes, war der Landvogt. Als Markgröningen Stadt wurde, um 1245, zur Zeit des Wechsels der Regierung von Kaiser Friedrich II. zu dem minderjährigen König Konrad IV., war dies in Schwaben Konrad von Winterstetten. Ein hervorragender, hochgebildeter und kunstsinniger Mann, Mitglied jenes kaiserlichen Rates, der während Konrads Minderjährigkeit die Geschäfte der Reichsregierung führte. Gewiß war er es, der zur Stadterhebung geraten hatte, da er die örtliche Situation gut kannte.

Gröningen erfüllte, um Stadt zu werden, gewichtige Voraussetzungen: Seit über 100 Jahren stand hier eine Burg der Staufer, seit Kaiser Friedrich Barbarossa hatte es einen Königshof mit staufischer Besatzung, und es lag an der Nordgrenze des staufischen Stammherzogtums Schwaben, welchem der Angriff der vom Kaiser abgefallenen rheinischen Kurfürsten drohte.

Zum Schutze dieser Grenze, aus militärischen Gründen also, war es geboten, den Ort zu befestigen und seine Bewohner durch die mit einer Stadterhebung verbundenen Vergünstigungen bei der Stange zu halten. So anders als heute, aber gewiß plausibel, waren damals die Gründe, um Stadt zu wer-

den. Und die Erhebung war im Sinne des Wortes eine tatsächliche Höherstellung. Suchen wir die Urkunde, die Grönings Stadtrechte verbrieft, so müssen wir feststellen, daß Markgröningen mit wesentlichen Urkunden zu seiner Geschichte Pech hat. Sie fehlt wie jene mit der ersten Namensnennung. Wieder einmal muß der Verfasser der Stadtgeschichte versuchen, den Zeitpunkt durch davor und danach liegende Urkunden zu ermitteln. 1252 erstmals steht in dem Lehenbrief für Graf Hartmann „Stadt“ und Burg Gröningen. Also muß der Zeitpunkt der Erhebung davor liegen. Im Steuerverzeichnis der staufischen Reichsstädte von 1241 findet man Biberach, Bopfingen, Buchhorn, Esslingen, Giengen, Gmünd, Hall, Ravensburg, Reutlingen, Rottweil, Ulm und Wangen. Gröningen also noch nicht. Graf Hartmanns Abfall von den Staufern im Jahre 1246 macht eine Erhebung danach unwahrscheinlich. So kommen wir auf spätestens 1245.

Zurück zu den Folgen: Eine Freie Reichsstadt hatte ihrem einzigen Herrn, dem König, eine Jahressteuer zu zahlen. Man nannte sie „Bede“, was soviel bedeutet wie „das Geforderte“. Sie wurde auf die Bürger nach deren Vermögensverhältnissen umgelegt. Der Landvogt hatte sie auszuhandeln. Dazu bediente er sich der Stadtregierung, die er aus der Reihe der führenden Familien bestimmte. Sie bestand aus 12 Richtern. Den Vorsitz in diesem Gremium hatte der Schultheiß inne. Ihn setzte anfangs der Vogt als ortsansässiger Regierungsvertreter ein, später wählten ihn Richter und Bürger selbst.

Nimmt man alles das, was hier in der Kompetenz der Bürger und ihrer Vertreter liegt, und vergleicht es mit der bis zur Leibeigenschaft reichenden Abhängigkeit, durch die Bewohner von Gemeinden in der Hand Ortsadeliger belastet waren, dann merkt man erst, welche Vorteile früher einmal eine Stadterhebung auch dem einzelnen Bürger in einem solchen Gemeinwesen brachte.

Erich Tomschik

DAS WIMPELINHAUS
ist neben manchem anderen
ein Zeichen dafür, daß die
Stadt ihren Bürgern
Möglichkeiten bot, es zu
Wohlstand zu bringen, und
diesen auch stolz nach außen
hin zu zeigen.



Die Zeit der Herren und Grafen von Grüningen und Wirtemberg

Die Lage der Siedlung „zu den Gruningen“ am Treffpunkt alter Verkehrswege ließ dort frühzeitig eine Burg entstehen. In Anlehnung an sie war das Dorf gewachsen und damit seine Bedeutung im herrschaftlichen und kirchlichen Bereich dieses Landstrichs. Seine Aufwärtsentwicklung bewirkte wiederum den Ausbau des befestigten herrschaftlichen Sitzes. Er erschien jedenfalls dem Stauferkönig Konrad III. von Schwaben im Jahre 1139 ausreichend und geeignet, an diesem Ort am 14. Oktober einen großen Gerichtstag abzuhalten. An ihm nahm eine Reihe hochgestellter Persönlichkeiten teil. Die Bischöfe von Regensburg, Würzburg und Brandenburg, die Herzöge Konrad und Berthold IV. von Zähringen, Markgraf Hermann von Baden, Pfalzgraf Hugo von Tübingen und Graf Friedrich von Zollern traf man neben den Grafen Ludwig und Emicho von Wirtemberg und vielen adligen Herren aus der näheren Umgebung. Zum ersten Mal erscheint Gröningen durch diesen Gerichtstag im helleren Licht der Geschichte. Nun wird sein Weg klarer sichtbar, der es in den vier Jahrhunderten, die in diesem Beitrag behandelt werden, zu einer im Lande bedeutsamen Amtsstadt führte. Wir berichten von jenen, die uns in diesem Zeitraum als Herren der Stadt oder der Grafschaft begegnen, von jenen, die gegen Kaiser und König standen, als sie Freie Reichsstadt war, von jenen, die Gröningen bedeutsam werden ließen im Lande.

Wer einmal beim Markgröninger Schäferlauf das Festspiel vom treuen Schäfer Bartel gesehen hat und den Festzug mit seinen historischen Gruppen, der wird sich an den Grafen von Gröningen erinnern, der, im Rahmen dieses Festes zum Leben erweckt, eine zentrale Rolle spielt. Es sei hier deutlich gesagt, daß dies im Rahmen einer Volkssage geschieht. Mit den historischen Tatsachen, die den folgenden Ausführungen zugrunde liegen, hat er höchstens indirekt zu tun.

Dem sogenannten Ortsadel angehörende „Herren von Grüningen“ hat es mit Sicherheit vor der Stadterhebung, also vom 11. bis

13. Jahrhundert, gegeben. Vom Ort, dessen Namen sie führen, sind sie jedoch bald verschwunden. Wir stoßen in der Nachbarschaft auf ihre Namen, die sich hier und da in Urkunden finden. So zeichnet 1279 ein Henricus de Gruningen als Richter in Esslingen, und sein Neffe Konrad wird 1290 in der gleichen Stadt als Dominikaner genannt. Es sei dazu erwähnt, daß die Freie Reichsstadt Esslingen zu Markgröningen damals in einer Eidgenossenschaft stand, also in einem besonders engen Verhältnis.

Als Richter in Vaihingen erscheint 1281 Ludwig von Gröningen, als Vogt zu Reutlingen 1291 Konrad von Gröningen, seit 1306 ist ein weiterer Ludwig von Gröningen Probst zu Speyer und Pfleger des Speyerer Domkapitels in Esslingen. Gisela von Gröningen wird 1315 als Priorin des Klosters Weil erwähnt; immer wieder finden wir Esslingen als Wirkungsstätte von Angehörigen dieses Geschlechtes. Sie sind Priester, Ärzte und Geistliche. In Heilbronn kann 1349 sogar eine „Gasse derer von Gröningen“ festgestellt werden. Wahrscheinlich nach einem Hof benannt, den Adelige dieses Namens dort besaßen. Sie alle waren ritterbürtig, aber nicht im Rang von Grafen.

„Grafen von Grüningen“ hat es gleichwohl gegeben, doch leiten sie ihren Namen von Grüningen bei Riedlingen in Oberschwaben her. Die Schreib- oder Sprechweise des Ortsnamens mit ü oder ö wechselt in früherer Zeit mehrfach, man findet beides neben- oder nacheinander. Ihr Geschlecht stellt eine jüngere Nebenlinie des Hauses Württemberg dar. Sie mit unserer Stadt als Stammsitz in Verbindung zu bringen beruht auf einem Irrtum, der wahrscheinlich auch dadurch genährt wurde, daß ein Graf Hartmann von Grüningen – eben jenem in Oberschwaben – seine letzte Ruhestätte zufällig in unserer Stadtkirche fand. Dem ersten Verfasser einer Markgröninger Stadtgeschichte, Ludwig Heyd, war dieser Irrtum als solcher schon bekannt. Aus Gründen, die nur zu ahnen sind, versuchte er aber nicht, ihn aufzuklären. Im Gegenteil unternahm er mit all seiner Gelehrsamkeit den untauglichen Ver-

such, ihn zu widerlegen und zu beweisen, daß ein

Graf Werner von Grüningen,

gestorben im Jahre 1121, seinen Namen nach unserer Stadt trüge. Es gibt dafür keinerlei urkundlichen Beweis. Nur die Tatsache, daß er zum Kloster Hirsau nähere Beziehungen hatte als zu jenem in Zwiefalten oder daß Dienstmannen in Markgröningen und Rixingen ihm zeitweise unterstanden, reichen zum Beweis einer Abstammung aus diesem Ort nicht aus. Gewiß ist er aber nahe verwandt mit

Graf Ludwig von Wirtemberg,

den wir beim eingangs genannten Gerichtstag in Gröningen antrafen. Er war es, der durch Heirat einer Gräfin von Veringen in den Besitz der bewußten Burg Grüningen bei Riedlingen gekommen war. Von seinen Söhnen ist hier

Graf Hartmann der Ältere von Wirtemberg (1194–1240)

zu nennen, von dem wiederum zwei seiner Söhne mit Markgröningen in Zusammenhang zu bringen sind:

Graf Eberhard von Wirtemberg,

der Vater des weiter unten genannten Grafen Ulrich I., der den Beinamen „der Stifter“ bekam, und dessen älterer Bruder,

Graf Konrad von Wirtemberg-Grüningen,

der so im Jahre 1228 in Acco eine Urkunde unterzeichnet. „Von Grüningen“ steht im Text, und die Inschrift „Graf von Wirtemberg“ ist auf dem Siegel zu sehen. Sein Sohn ist

Graf Hartmann von Grüningen (1252–1280),

dessen Grabmal in der Markgröninger Bartholomäuskirche oben schon erwähnt wurde. Er kam um 1220 zur Welt und war ein

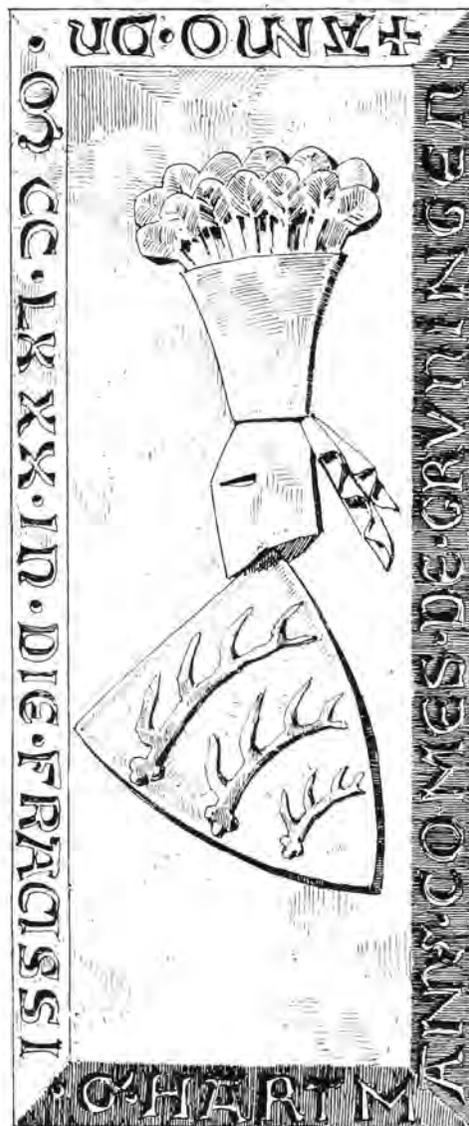
sehr kriegerisch, um nicht zu sagen streitsüchtig veranlagter Ritter. Teils war diese Veranlagung Grund für seine dauernde Geldnot, teils wieder diese der Anlaß zu neuen Fehden, mit denen er Güter zu erobern hoffte. Auch mehrfache Verkäufe von Besitztum weisen in diese Richtung.

Sein gleichnamiger Großvater hat ihn 1237 im Lager zu Augsburg Kaiser Friedrich II. zugeführt. Noch 1243 diente er diesem großen Staufer zu Capua bei dessen Einfall in päpstliches Gebiet. Der Ehrgeiz, die Staufer von der Spitze ihres Stammherzogtums Schwaben zu verdrängen, bewog ihn und seinen Vetter Ulrich (Sohn des oben genannten Grafen Eberhard), während der Feldschlacht bei Frankfurt am 5. August 1246 mit ihrer Streitmacht zum Heer der Anhänger des Papstes überzulaufen. Roemer bemerkt dazu in dem Werk „Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte“: „Es war die Zeit einer der traurigsten Wendungen der deutschen Reichsgeschichte, und die beiden Herren spielen dabei eine peinliche Rolle.“

Vor diesem Ereignis muß Gröningen zur Stadt erhoben worden sein. Da sie dem Reich gehörte, war sie zu dieser Zeit „Freie Reichsstadt“.

Acht Jahre später bewog die allgemeine Friedenssehnsucht jedoch beide gräflichen Vettern, sich gemeinsam mit Gleichgesinnten im Lande mit den Staufern wieder auszusöhnen. Sie erkannten den Anspruch Konradins auf das Herzogtum Schwaben an. Mit diesen Fakten stehen die Daten der Stadterhebung Markgrönings (ca. 1245) und Hartmanns Belehnung mit „Stadt und Burg“ (1252) offensichtlich in Zusammenhang. Als Lehen verlor Gröningen den Status einer Freien Reichsstadt.

Näheres über Hartmanns Tod erfahren wir aus der Sindelfinger Chronik und aus Eintragungen in einem Gesangbuch der Markgröninger Kirche, in der alljährlich an seinem Todestage eine Seelenmesse gelesen wurde. Nach einer Überprüfung sämtlicher seit 1245 verliehenen Reichslehen sollte der Graf 1274 Markgröningen wieder herausgeben. Er weigerte sich, was zu jahrelangen Kämpfen mit den jeweiligen Vertretern der



Das Grabmal des Grafen Hartmann von Gröningen in der Markgröninger Bartholomäuskirche ist das älteste, das man von einem Angehörigen des Hauses Württemberg kennt.

Reichsgewalt führte. Während eines solchen Gefechtes wurde er am 6. April 1280 verwundet gefangengenommen. Ein halbes Jahr später, am 4. Oktober, starb Hartmann in der Haft auf der Feste Hohenasperg und wurde, wie gesagt, in Markgröningen beigesetzt. Sein Grabmal ist das älteste bekanntgewordene eines Mitgliedes des Hauses Württemberg.

Unsere Stadt hat ihm den Bau der beiden mächtigen Kirchtürme zu verdanken. 1269 und 1277 wird von Pfründen, 1272 von einer Glocke berichtet, die er der Kirche stiftete.

Er war es auch, der nach der Stadterhebung die Befestigung mit Mauer, Graben und Türmen in Angriff nahm.

Graf Ulrich I., der Stifter,

trägt seinen Beinamen, weil er tatsächlich besonders viel begründet hat. Das Chorherrenstift in Beutelsbach z. B., die Stadt Leonberg im Jahre 1248 und überhaupt Schritt für Schritt das gefestigte Herrschaftsgebiet seines Hauses Württemberg. Er starb 1265, und ihm folgte sein Sohn aus erster Ehe (mit Markgräfin Mechthild von Baden).

Graf Ulrich II. von Württemberg,

den der Tod schon in jungen Jahren 1279 ereilte, so daß sein jüngerer Stiefbruder aus Ulrichs zweiter Ehe (mit Herzogin Agnes von Liegnitz),

Graf Eberhard I., der Erlauchte, (1280–1325)

an die Regierung gelangte, noch während Graf Hartmann im Sterben lag. Die vier Jahrzehnte seiner Herrschaft im Lande waren für das wiederum Freie Reichsstadt gewordene Gröningen erfüllt vom dauernden Streit um seine verbrieften Rechte. Infolge der zusehends schwindenden Reichsgewalt wurde es zum Spielball zwischen den jeweiligen Königen und den Württembergern. König Albrecht verkauft es 1301 den Württembergern, belagert es 1305 vier Wochen lang, da es Eberhard mit seinen Feinden hielt, um die Hausmacht der Württemberger auszuweiten. Durch den Verkauf hatte die

Stadt ihre Reichsfreiheit wieder verloren. Dazu wurde sie 1310 in den Reichskrieg hineingezogen, den der neugewählte König Heinrich VII. gegen den widerspenstigen Eberhard führte. Das Kriegsglück schwankte hin und her. Am 10. Mai 1312 ergab sich Markgröningen, die Bürger schworen dem König und seinem Landvogt den Dienst, und wieder war es Reichsstadt.

Heinrich wurde zum Kaiser gekrönt. Nach seinem plötzlichen Tod am Bartholomäus-tag 1313 in Italien wirkte sich die Doppelwahl von Ludwig dem Bayern und Friedrich von Österreich zu Königen schicksalhaft auf die Stadt aus. Eberhard stand mit den meisten niederschwäbischen Reichsstädten auf Friedrichs Seite. Die mächtigste unter ihnen jedoch, Esslingen, stand im Interessengegensatz zu Eberhard und schlug sich deshalb auf Ludwigs Seite. Markgröningen war mit Esslingen in einer Eidgenossenschaft verbunden und ging mit.

Ein Jahr später befinden sich aber beide Städte unter dem Zwang der habsburgischen Übermacht in Friedrichs Lager. Markgröningen wurde von ihm gegen eine Pfandsomme von 1200 Pfund Hellern erworben. Graf Eberhards Recht auf die Stadt konnte der König aber dadurch nicht in Frage stellen. Er schrieb dem Grafen auf sein Drängen daher weitere Schuldscheine aus, gab ihm Markgröningen jedoch nicht wieder.

Der Sieg König Ludwigs über Friedrich am 28. September 1322 bei Mühldorf änderte die Lage. Ludwig war an keinerlei Versprechungen und Verträge gebunden. Schon fünf Tage nach seinem Sieg belehnte er einen seiner Getreuen, den fränkischen Adligen

Konrad von Schlüsselberg,

dessen Stammburg am Reichenbach bei Bamberg steht, mit Stadt und Burg Gröningen. Scheinen die Verhältnisse damit klar zu sein, so wird dennoch die seither immer schon schwer zu beantwortende Frage, wer gerade ihr Herr sei, für anderthalb Jahrzehnte noch verworrener.

Die Lehensurkunde barg den Anfang vom Ende der Reichsunmittelbarkeit der Stadt.

Erstmals wird sie als Erblehen vergeben, und erstmals findet man den Hinweis auf die Verdienste des Belehnten als Bannerträger. Damit kann nur die Reichssturmfnahme gemeint sein, über die an anderer Stelle berichtet wird. Hier nur, weil in der erwähnten Sage vom Schäfer Bartel ein Graf von Gröningen zum Träger dieses Banners auserkoren wird, die Feststellung, daß er früher als der Schlüsselberger gelebt haben muß, also wohl Graf Hartmann gewesen sein könnte. Bei seinem Abfall von den Staufern in der Schlacht vor Frankfurt hat er gewiß dieses Feldzeichen getragen.

Graf Eberhard, der Landesherr, schwenkte wieder zurück zu König Ludwig, wurde zum Lohn dafür, wie er es schon 1302 unter König Albrecht geworden war, Reichslandvogt in Niederschwaben. Markgröningen aber, das er sich wieder erhofft hatte, erhält er noch immer nicht.

Der Papst erschütterte König Ludwigs Stellung, und es kam zu neuen Kämpfen mit Habsburg bei uns im schwäbisch-fränkischen Grenzgebiet.

Da stirbt Graf Eberhard I. am 13. Juni des Jahres 1325.

Friedrich und Ludwig, seither erbitterte Gegner, einigen sich 1326 auf eine gemeinschaftliche Regierung. Konrad von Schlüsselberg behält die Stadt weiter, ja das „Reichssturmfnahlehen Gröningen“ wird ihm sogar 1328 von Ludwig im Zusammenhang mit dessen Krönung zum Kaiser von Rom aus neu bestätigt. Das gleiche wiederholen nach König Friedrichs Tod im Jahre 1330 König Johann von Böhmen 1331 und der Kurfürst von Brandenburg im Jahr darauf. Konrad nennt sich nun in einer Stiftungsurkunde der Tammer Frühmesse „Herr von Schlüsselberg zu Gruoningen“.

Wahrscheinlich geht auf ihn die in Urkunden mehrfach genannte, ehemalige „äußere Burg“ zurück. Ihr Standort, der Bergvorsprung über Talhausen, heißt heute Schlüsselberg. Es ist aber ungeklärt, ob dieser Name von dem Adelsgeschlecht der Schlüsselberger abzuleiten ist oder von der einem viereckigen Schlüsselbart gleichenden Flurform, die andernorts wiederholt zu dem gleichen Namen geführt hat.

Konrad war in erster Ehe mit Lucardis, Burggräfin von Nürnberg, verheiratet, in zweiter mit Gräfin Agnes von Württemberg. Dennoch blieb er ohne männliche Erben.

Es existiert eine Mitteilung an ihn, derzufolge Kaiser Ludwig dem Grafen Ulrich (es ist der III. gemeint) befohlen hat, sich mit ihm wegen Markgröningen zu verständigen.

Dies oder das Fehlen eines Erben oder beides gemeinsam kann als Begründung dafür gelten, daß er sein Reichslehen Markgröningen an den Onkel seiner Gemahlin, den regierenden Grafen Ulrich III. verkaufte. Mit einer eigenen Urkunde überwies Konrad von Schlüsselberg unsere Stadt und ihre Bürger den Grafen von Württemberg:

Wir Cunrat von Slüzselberg entbieten den erbarn wisen (weisen) liuten, unsern lieben getriwen, Cunrat dem schulthaizzen, den richtern und der gemainde ze Gruningen unsere hulde und allez gut. Wisse(n)t, daz wir haben geben ze koffen (kaufen) und verkoffet recht und redlich unserm lieben ohaime dem edlen grave Ulrichen von Württemberg und allen sinen erben Gruningen burch und statt, liut und gut (Leute und Güter), aigen und lehen, waz darzu gehört, gesucht und ungesucht mit dem kirchensazze (Patronat) daselben zu Gruningen. Darum bitten wir euch und haissen und gebieten euch, daz ir huldent (huldigt) und gehorsam sient und swerent (schwört) ewiclichen dem vorgenannten unserm lieben ohaime dem edeln grave Ulrich von Württemberg und sinen erben und lazzen euch ledig euer aide und eurer gelupte (Gelübde) und der bindnusse, die ir uns und unseren erben hant getan. Und des ze urkhunte senden wir euch disen unseren offen brief mit unserm insigel besigelt, daz daran hanget, der geben ist, do man zahlt von Christes geburte driuzehenhundert jar und in dem sechsunddreizzigsten jar an dem nechsten dinstag nach Sanct Michels tag.

Die ehemals Freie Reichsstadt Gröningen war also am 1. Oktober des Jahres 1336 endgültig an Württemberg gefallen und zu einer Landstadt dieser Grafschaft geworden.

Graf Eberhards des Erlauchten Sohn.

Graf Ulrich III.,

der das Land schon seit 1324 regierte, war nun auch Grönings Herr. Wie sein Vater wird auch er Landvogt in Niederschwaben. Mit Regierungsbeginn schon hatte er sich zu den Habsburgern bekannt, denen er bis zu König Friedrichs Tod (1330) treu blieb. Danach aber nennt ihn Stälin wiederum den „rührigsten Vorfechter Kaiser Ludwigs“. Das verwundert nicht, denn Konvertiten zeichnen sich immer durch besondere Eifrigkeit aus. So hat ihn Ludwig auch zu seinem Heerführer gegen König Johann von Böhmen bestellt. Und in Italien, inzwischen zum Kaiser gekrönt, beurlaubte er ihm am 3. März 1336 das erbliche Recht auf die Führung der Reichssturmfahne, zu der Grönings Stadt und Burg als Lehen gehören. Stolz schmückte Ulrich darauf sein Standbild am Stuttgarter Rathaus mit diesem legendären Banner. 1362 starb er. Auf ihn folgte schon 1344 sein Sohn,

Graf Ulrich IV.

Bis 1366 regierte mit ihm gemeinsam und gleichberechtigt sein Bruder,

Graf Eberhard der Greiner,

auch Rauschebart genannt. Dieser blieb bis 1392 alleine an der Spitze der Grafschaft. Das halbe Jahrhundert seiner Herrschaft ließ unsere Stadt wegen der dauernden Kämpfe zwischen ihm und den schwäbischen Reichsstädten nicht zur Ruhe kommen. Grund für diese Auseinandersetzungen war das beiderseitige Machtstreben. Der Graf wollte alles, was er in den Städten zum Pfand hatte, in Besitz umwandeln, erhob ohne Berechtigung Zoll usw. Die Städte andererseits verletzten das Recht, indem sie Untertanen der Württemberger als Bürger aufnahmen, weil sie ihnen Steuern brachten. Schlimm war, daß der Krieg nach dem mittelalterlichen Prinzip der Verwüstung geführt wurde. Die Dorfbewohner waren dadurch hauptsächlich betroffen und flüchteten in die befestigten Städte. Auch für Markgröningen wurde die dadurch entstandene Enge innerhalb der Mauern zu einem Problem. Nicht nur zu einem der Versor-

gung. 1348 bis 1350 wütete die Pest, und die den Umständen zufolge mangelnde Hygiene brachte Hunderten den Tod.

Man hatte Anlaß, der Freie-Reichsstadt-Zeit nachzutrauern. Die Steuern waren stark gestiegen, da der Landesherr Geld für seine dauernden Fehden brauchte. Auch war man als ehemals Freie Reichsstadt, nun gegen früher Gleichgestellte im feindlichen Lager stehend, nicht glücklich. Vollends, als man sich am Ende unter den Verlierern befand. Der 1376 unter Ulms Führung gegründete Bund von 14 Städten siegte nämlich über Wirtemberg im sogenannten Städtekrieg zuerst 1377 bei Reutlingen und 1388 endgültig bei Döffingen. Bessere Zeiten brachen für die Stadt erst an, als

Graf Eberhard III., der Milde (1392–1417)

folgte. Er trug seinen Beinamen zu Recht. Deutlich unterschied er sich in seiner Wesensart von dem streitbaren Vorgänger. Die relative Ruhe, die unter seiner Herrschaft im Lande einkehrte, bereitete Markgrönings Blüte in den folgenden zwei Jahrhunderten den Boden. Dies sei voraus festgestellt, weil zu Beginn seiner Regierungszeit von dem Streit mit dem Ritterbund der „Schlegler“ zu berichten ist. Mit der Gefangennahme ihres „Königs“ zu Heimsheim konnte er ihn rasch beenden. Wahrscheinlich muß auch die Stadt Grönings durch Einschüchterung auf der Seite dieser Auführer gegen Übergriffe durch Herrschergehalt gestanden haben. Nur so wäre nämlich jene Urkunde von 1396 zu erklären, in der die Bürger der Stadt sich nach der Niederwerfung des Aufstands einzeln mit ihrem ganzen Vermögen dem Hause Württemberg aufs neue und für immer verschreiben. Diese Urkunde ist auch deswegen interessant, weil sie die Namen von nicht weniger als 303 Bürgern enthält, was auf eine Bevölkerung von 1500 Seelen schließen läßt. Das war für damalige Zeiten sehr viel. Von den später in der Stadt führenden Familien finden wir schon die Etzel, Joos, Reinhard, Sigloch, Volland, Zahn, Weißhaar und Ziegler.

Wir erfahren ferner, daß der Bürgerschaft neben den 12 Richtern ein weiterer Rat

vorstand, der sich die „Zwölfer“ nannte. Eberhard der Milde kaufte 1399 den Teil von Talhausen, den sein Haus noch nicht besaß, von Anna von Klingenberg. So gehört dieser Weiler seit dieser Zeit ganz zu Markgrönings.

Die Beliebtheit des Grafen zeigte sich auch noch im Tode. Als er im Mai 1417 gestorben war, gab es eine Trauerfeier, prunkvoll wie nie zuvor bei einem Württemberger. Markgrönings hatte 15 Vertreter entsandt. Nur für zwei Jahre folgte dem Verstorbenen

Graf Eberhard IV. (1417–1419).

Sein früher Tod hatte zur Folge, daß er seine Söhne Ludwig und Ulrich minderjährig zurückließ. Für sie regierte aber ihre Mutter, seine Witwe Gräfin Henriette von Mömpelgard, wie es heißt, „mit starker Hand“. Nebenbei, sie hatte das Wappen der Württemberger um die Barben von Mömpelgard bereichert. Auf ihren Wunsch wurde 1433 die Regierung und 1442 auch das Land geteilt.

Graf Ludwig I. (1433–1450)

erhielt den Uracher Teil, zu dem mit den südlichen und westlichen Amtsstädten der Grafschaft auch Markgrönings kam.

Graf Ulrich V. (1433–1459)

regierte die Stuttgarter Hälfte mit Marbach, den Städten des Remstals und den weiter im Osten gelegenen.

Aus Graf Ludwigs Zeit ragen für Markgrönings zwei denkwürdige Ereignisse hervor: Die erste urkundliche Nachricht vom Schäferlauf. Der Spitalmeister verzeichnet 1443 in seinem Rechnungsbuch die Zutaten für das Gastmahl, das aus Anlaß des Festbesuchs dem Grafen Ludwig und seiner Gemahlin Mechthild von der Pfalz gereicht wird.

Um 1450 wird in der aufstrebenden Zunftstadt der Schäfer des Landes mit dem Bau des Rathauses begonnen, das heute, im 6. Jahrhundert seines Bestehens, immer noch den Zweck als bürgerliches Zentrum erfüllt. Graf Ludwig starb zur gleichen Zeit (1450), und wiederum blieben zwei unmündige Söhne zurück. Es waren dies Graf Ludwig II.,

der nur bis 1457 lebte, und Graf Eberhard V., der spätere „im Bart“.

Ihre Mutter, Mechthild, verzichtete auf die Vormundschaft zugunsten ihres Schwagers, des Oheims der beiden, so daß Ulrich V. von 1450 bis 1459 nun auch im Uracher Landesteil gemeinsam mit einem Vormundschaftsrat regierte. Man gab ihm den Beinamen „der Vielgeliebte“. Als erster der württembergischen Landesherrn versuchte er aus den vielerlei Stadtrechten und dem außerhalb derselben geltenden Landrecht ein einheitliches Recht zu schaffen, und dieses allgemein für alle seine Untertanen durchzusetzen. Er bestimmte das Stuttgarter Stadtrecht für Zweifelsfälle und setzte sein Hofgericht als Berufungsinstanz ein.

Der Stadt Markgröningen brachte seine Zeit leider Unruhe, da der Bruder seiner Schwägerin Mechthild, Friedrich von der Pfalz, gerne selbst Vormund der beiden jungen Württemberger geworden wäre. Er verstand es, den Vormundschaftsrat auf seine Seite zu bringen. Daß das Volk ihn den „bösen Fritz“ nannte, sagt wohl mehr als viele Worte über sein Wesen.

Die verwitwete Mechthild heiratete Erzherzog Albrecht von Österreich. Ihr Bruder Friedrich sorgte für neue Spannung, da er sich weigerte, seine Schwägerin, die Ulrich V. Frau geworden war, auszuzahlen. Schon stand man sich hier in Gröningen und Vaihingen an der Enz, dort in Bretten kampfbereit gegenüber. Doch noch einmal verständigte man sich in Maulbronn.

1457 stirbt der kranke, erst vierzehnjährige Graf Ludwig II., und die Vormundschaftsräte lassen Graf Ulrich auf Friedrichs Geheiß nicht nach Urach hinein. Darauf wurden die Vertreter der Amtsstädte für den 1. Dezember 1457 zu einem Landtag nach Leonberg einberufen. Dort übertrugen sie Graf Ulrich die Vormundschaft über den allein als Regent verbliebenen, immer noch minderjährigen Eberhard. Als er 1459 das 14. Lebensjahr erreichte, trat er als

Graf Eberhard V., später „im Bart“

selbst die Regierung an. Natürlich vorerst nur im Uracher Landesteil. Der böse Pfälzer Friedrich gab sich aber noch nicht zufrieden. Er begehrte sogar gegen den Kaiser auf, und



Grabmal des Grafen Ludwig I. und seiner Gemahlin Mechthild von der Pfalz in der Tübinger Stiftskirche. Aus der Nachricht vom Schäferlauf im Jahre 1433 geht hervor, daß dieses Herrscherpaar das Fest besuchte.

es kam 1460 zu einem Reichskrieg gegen ihn. Ihn zu erörtern, würde den Rahmen dieser Abhandlung sprengen, doch erwähnt sei, daß Graf Eberhard zur Teilnahme am Feldzug gegen Friedrich von der Pfalz aufgefodert wurde und in Markgröningen 532 Berittene und über 1000 Mann Fußvolk zusammenzog. Man stelle sich das Treiben hier in diesen Wochen vor! Kriegerisch gesehen blieb aber Ruhe, da sich Eberhard abwartend verhielt. Dennoch blieben üble Folgen für die Stadt nicht aus, da der Kaiser die vorher versprochenen Kriegskosten nachher nicht zahlte und das Land an den entstandenen Schulden noch lange zu tragen hatte. Mehrfach mußten außerordentliche Steuern zur Tilgung erhoben werden.

1464 wurde ein Schutz-und-Trutz-Bündnis der beiden Landesteile geschlossen. Lobend wäre zu vermerken, daß Eberhard die mehrfach getadelte jugendliche Zuchtlosigkeit gelassen und sich zu einem ernsthaften Mann gewandelt hatte. Er unternahm 1468 eine Reise in das Heilige Land und trug nach seiner Rückkehr jenen langen Bart, der ihn würdevoller erscheinen ließ und ihm den bekanntesten Beinamen eintrug.

Seine Klosterreform von 1471 wirkte sich auch auf das Markgröninger Spital aus. Er stellte dem Ordensmeister den Keller von Asperg sozusagen als staatlichen Aufseher zur Seite. Sofort führte dieser Sparmaßnahmen ein. Der Papst monierte Eberhards selbstherrliches Vorgehen, und dieser hatte allen Anlaß, sich die Genehmigung seiner Reformen 1482 nachträglich und persönlich in Rom einzuholen. Die Sorge um das Finanzgebaren des Spitals war nicht unberechtigt. Und Eberhards Maßnahmen führten auch dazu, daß sich das Haus nun eine rege Bautätigkeit leisten konnte. Die Bedürfnisse waren gewachsen. Man trug ihnen durch Errichtung des heute abgerissenen Steinbaus Rechnung, an den die ruinenartige Mauer im Anschluß an den renovierten Teil erinnert.

Die Stadtkirche erhielt 1472 ihren kunstvollen Chor durch keinen Geringeren als Dombaumeister Aberlin Jörg. Sieben Jahre später wurden die beiden Seitenkapellen an der Südseite des mächtigen Kirchenschiffs gebaut.

Die einstige Burg wurde zum Schloß erweitert. Im heute nicht mehr vorhandenen Rittersaal stand 1481 als Baujahr.

Im Jahre 1474 heiratete Graf Eberhard Barbara von Mantua. Wir wissen, daß der Spitalmeister einen wappengeschmückten Silberbecher und der Vertreter der Stadt zwei vergoldete Trinkköpfe mit Wappen von Stadt und Grafschaft als Hochzeitsgeschenke überreichten. Von seiner Mutter Mechthild tatkräftig unterstützt und darin bestärkt, begründete Eberhard 1477 die Universität Tübingen. Vom ersten Jahre an findet man junge Männer aus Markgröningen dort als Studenten.

Die sinkende Reichsgewalt und noch nicht ausreichende in den Händen der Landesherren hatte Unsicherheit auf den Straßen zur Folge. Der Ausbau der Verkehrsadern förderte den Handel, mehrte aber auch die Überfälle auf Reisende. Eberhard mußte durchgreifen. So verfügte er 1480 die Führung der Straßen von Ort zu Ort und nicht an den befestigten Plätzen vorbei. Die Straße mußte nun z. B. durch Markgröningen und den alten Stuttgarter Weg entlang über Stammheim nach Cannstatt genommen werden.

Im gleichen Jahr starb Graf Ulrich V., und dessen Sohn und Nachfolger im Stuttgarter Landesteil, Graf Eberhard d. Jüngere, stimmte im Münsinger Vertrag vom 14. Dezember 1482 der Wiedervereinigung beider Landesteile unter der Regierung seines Onkels Eberhard im Bart zu. Stuttgart wurde Landesresidenz und der jeweils älteste Graf des Hauses Württemberg laut Gesetz alleiniger Regent.

1483 weilte Graf Eberhard mit seiner Gemahlin Barbara von Mantua zum Schäferlauf auf Schloß Gröningen. Wir erfahren durch einen Brief davon, den die Gräfin an ihren Oheim, den Bischof von Mantua, schrieb.

Die Ehe des Grafenpaares blieb kinderlos. Das führte Eberhard in seiner Gewissenhaftigkeit zu Überlegungen um die Nachfolge und die Zukunft des Landes. Man sieht dies aus Verträgen, die, u. a. auch in Markgröningen unterzeichnet, in den Jahren 1485 und 1492 die Unteilbarkeit des Landes festlegen und das außerordentliche Notrecht ei-

ner ständischen Regentschaft. Er bestimmt auch einen „Zwölferaussschuß“, der die Rechte seines 1487 geborenen Großneffen Ulrich wahrnehmen sollte, für den Fall, daß er selbst noch während dessen Minderjährigkeit stürbe. Daß er gut daran tat, sollte sich bald weisen. Genauso die Tatsache, daß die Vereinigung schwäbischer Herren und Städte einschließlich Österreichs und Württembergs als Vertragsgaranten genannt wurden.

Dieser Schachzug war geeignet, Habsburgs Zugriff auf Württemberg zu verhindern. Und Eberhard nahm die ihm schon 1493 angetragene Herzogswürde erst 1495 an, nachdem Kaiser Maximilian I. die Festlegungen der obengenannten Verträge anerkannt hatte.

So konnte Eberhard im Bart nach 36 Regierungsjahren, die gewiß nicht immer leicht waren, seinen Nachfolgern ein staatsrechtlich in seiner Unabhängigkeit gesichertes und wirtschaftlich gesundes Herzogtum überlassen. Auf ihn geht die erste umfassende Landesordnung zurück, Gesetze und Vorschriften zur Belebung des Handels, zur Sicherheit auf den Straßen, zur Förderung des Straßenbaus. Er hatte sogar eine Sittenpolizei ins Leben gerufen und seine Beamten durch eine Verordnung zur Freundlichkeit den Untertanen gegenüber angehalten. Als sichtbares Zeichen seiner Sorge um die Zukunft ließ er über das ganze Herzogtum verteilt Landesfruchtkasten für „Zeiten der Not und Teuerung“ errichten. In Markgröningen steht ein solcher am oberen Ende der Schloßgasse.

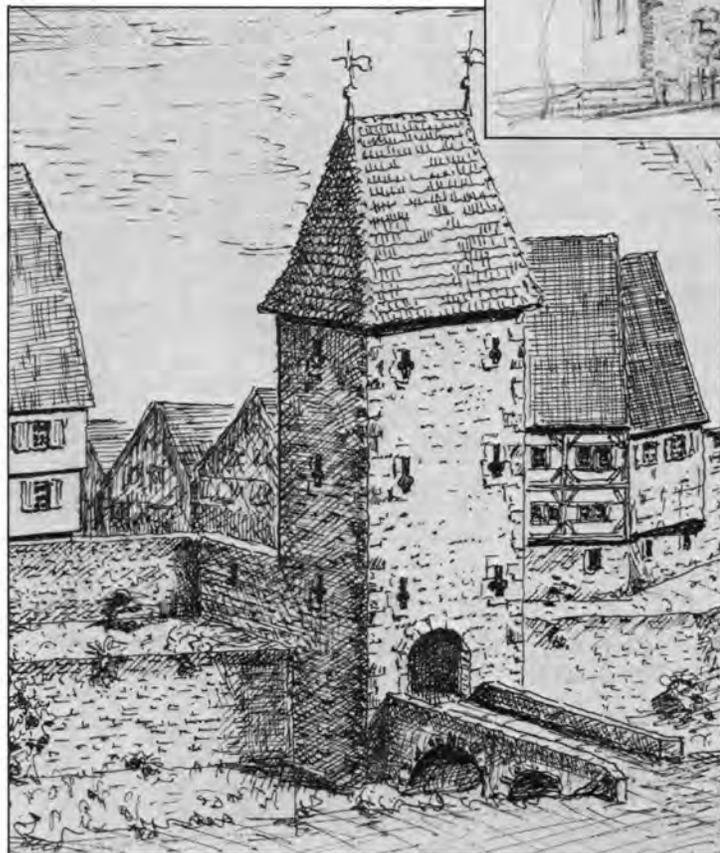
Am 24. Februar 1496 starb Graf Eberhard im Bart, Württembergs letzter Graf und erster Herzog. Seine Zeitgenossen sagten, daß er zwar klein von Person, aber großmächtig von Herzen gewesen sei.

Der Stadt Markgröningen brachte die Zeit seiner Regierung durch seine häufige Anwesenheit am Ort den Aufschwung zu ihrer höchsten Blüte und größten Bedeutung im Lande während ihrer 1200jährigen Geschichte. Nimmt es da wunder, daß Markgrönings Bürger ihrem Grafen – und wäre es eben nur der aus der Sage – bis auf den heutigen Tag so zugetan sind?

Erich Tomschik

Die alten Markgröninger Stadttore

Nach der Erhebung Grönings zur Stadt begann um 1250 seine Befestigung mit Mauer, Graben und Wall. Dazu kamen Zwinger für die wachsamten Hunde und natürlich Stadttore, die Ein- und Auslaß waren, und, zusätzlich zu dem Hochwachturm an der Kirche, auch Ausguck weit hinaus ins Umland.



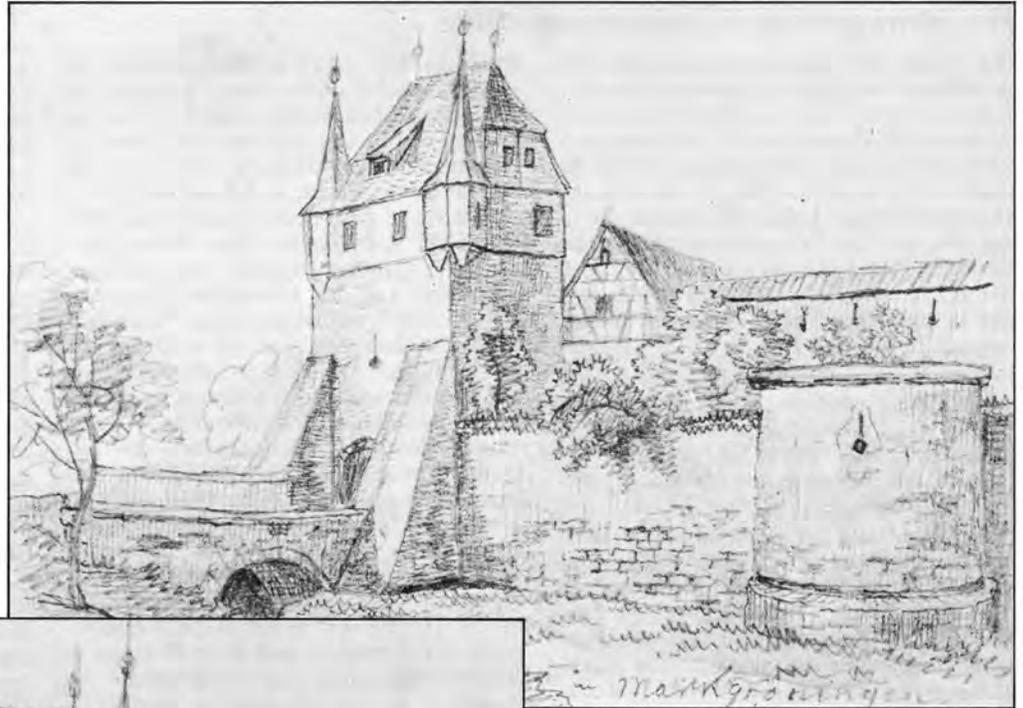
Heute steht das Obertor nurmehr als einziges der ehemals vier. Die anderen wurden, als man die Befestigung für nutzlos erachtete, und meinte, die Steine könnten als billiges Baumaterial verwertet werden, in den Jahren 1833–1841 samt der Stadtmauer geschleift. Denkmalpflegerisches Denken wie heute war unbekannt. Was uns außer dem Obertor blieb, sind Reste der Mauer und zur Erinnerung Namen wie Grabenstraße, Zwinger, Schnelltörle und Ostertor.

Wir sind deshalb besonders froh, in den Mappen der Graphischen Sammlung in der Stuttgarter Staatsgalerie postkartengroße Zettel gefunden zu haben, auf die Karl Urban Keller um 1830 die drei Bleistiftskizzen gezeichnet hat, die diese Seiten zeigen.

Das Obertor (oben) ist leicht zu erkennen, da es heute noch so steht, wie es Herzog Christoph 1555 erbauen ließ. Auf dem Bild erkennt man, daß der Mauerring, zum Teil zumindest, doppelt war. Das zinnenbewehrte Tor gab den Einlaß durch diesen äußeren Ring frei.

Vom Unteren oder Vaihinger Tor gibt es unseres Wissens keine zeitgenössische Darstellung. Anhand von Beschreibungen und alten Stadtansichten hat es aber Stadtbaurat Leiberich zeichnerisch rekonstruiert (links).

Das Ostertor (rechts) ist nach seiner Lage am Ostrand der Mauer benannt. Die daran anschließende Mauer war im Norden der Stadt bis hin zum Obertor mit mehreren halbkreisförmigen Bastionen bewehrt. Eine davon sieht man in der Zeichnung rechts. Auf alten Stadtplänen sind zwei auch im Westen, zwischen Oberem und Unterem Tor, festzustellen.



Bleibt als letztes noch das Esslinger Tor, am sogenannten Zimmerplatz, wo die Esslinger Straße auf die Grabenstraße stößt. Die Brücke davor, im Bilde noch mit einem Schlagbaum gesichert, führte über den Graben, den man schon vor dem Abbruch der Mauer weitgehend eingeebnet und mit Obstbäumen bepflanzt hatte. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurde auf dieser Fläche dann die heutige Straße angelegt.

Die Markgröninger Reichssturmflagge

Die Frage nach diesem Banner, das der Streitmacht vorangetragen wurde, wenn der Kaiser selbst zu Felde zog, bereitet dem, der sie erschöpfend beantworten soll, mancherlei Schwierigkeit. Nicht, daß er nichts zu sagen wüßte über ihre Träger, die Bindung an das Gröninger Lehen, die Aufnahme in das Wappen der Württemberger oder die Berufung dieses Hauses auf sie, als es nach der Kurfürstenwürde strebte. Für alles das gibt es ausreichend auszuwertendes Urkundematerial.

In Schweigen muß sich der Gefragte jedoch dann hüllen, wenn er Auskunft über Ursprung und Verbleib dieses stolzen Banners geben soll. Hier bleibt ihm nur, sich im Bereich von Legende und Vermutung behutsam zu bewegen.

Weil Fragen nach der geheimnisumwitterten Reichssturmflagge aber immer wieder gestellt werden, soll hier eine Antwort nach dem letzten Wissensstand gegeben werden. Wir greifen dazu dankbar auf die Forschungsergebnisse des namhaftesten Markgröninger Lokalhistorikers zurück, Prof. Dr. Hermann Roemer, der sie in seinem zweibändigen Werk „Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte“ veröffentlichte.

Die althergebrachte Annahme, daß bereits Graf Hartmann die Stadt als ein Reichssturmflagglehen erhalten habe (Schneider, Württ. Geschichte, 1896, 16), wie wir dies von Graf Ulrich von Württemberg i. J. 1336 hören werden, ist neuerdings von Schneider selbst in Frage gestellt worden (Die württembergische Reichssturmflagge Württbg. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, im folgenden abgekürzt „W. Vjh.“ genannt, 1921, 30 ff). Sie stützte sich auf die Steinheimer Urkunde vom 4. März 1257 (WUB. 5, 198, Nr. 1438), in der sich Hartmannus comes de Gröningen et sacri imperii signifer, d. h. Bannerträger des Heiligen Römischen Reiches nennt. Das stark beschädigte Siegel der Urkunde ist, was freilich nicht viel beweist, ein sogenanntes Bannersiegel, zeigt jedoch keinerlei Reichsabzeichen, sondern nur die bekannten drei württembergischen Hirschhörner. Von Gaisberg (Das württ.

Königshaus, S. 10 ff) schließt jedenfalls zu kühn daraus auf seine ständige Führung des Titels Reichsbannerführer. Man weist neuerdings darauf hin, daß der Titel nur dies einmal in einer Urkunde Hartmanns erscheint und nimmt an, daß er ihn im Einverständnis mit der Kirche nach König Wilhelms Tod selbstherrlich, aber nur vorübergehend angenommen habe, um eine Anwartschaft auf das Herzogtum Schwaben zum Ausdruck zu bringen. Ob er ihn im Jahr 1252 mit Markgröningen, sei es direkt oder als seitheriges Wemdingen Lehen erhalten hat, ist nicht urkundlich festzustellen. Oberstaatsanwalt Max Ernst ist zuletzt in einer Untersuchung: „Die Kriegsflaggen des Mittelalters und die Reichssturmflagge von Markgröningen“ (W. Vjh. 1930, 102 ff) dem von Schneider in Frage gestellten Zusammenhang der württembergischen Reichssturmflagge mit dem in Rechtsbüchern und Geschichtsdarstellungen vom 11. bis 13. Jahrhundert bezeugenden Vorstrittrecht der Schwaben und ihrer Herzoge in Reichskriegen eingehend nachgegangen. Im Anschluß an die „Gründliche Deduktion des württembergischen Reichspanneramtes“ des Geheimrats Kulpis vom Jahre 1693, wie an Stälins „Der Vorstritt der Schwaben in den Reichskriegen“ (Korr. d. Ver. f. Kunst und Altert. in Ulm, Heft 2) und an Wellers „Der Vorstritt der Schwaben und die Reichssturmflagge des Hauses Württemberg“ (W. Vjh. 1906, 263 ff) stellt er hier den Satz auf: „Die Bemerkung Konrads vom 4. 1. 1259, daß das Amt und Recht eines Reichsmarschalls zu seiner schwäbischen Herzogswürde gehöre (Württembergisches Urkundenbuch, Band I, Seite 110) beweist den Zusammenhang zwischen dem schwäbischen Vorstritt und der Markgröninger Reichssturmflagge.“ Und da die später (1336) an Württemberg verliehene Markgröninger Reichssturmflagge im gesamtdeutschen Bewußtsein schon ihres Namens wegen mit dem schwäbischen Vorstritt zusammengeschaut wird, soll hier doch kurz auf diesen zurückgekommen werden.

Der schwäbische Vorstritt ist zuerst im Jahr 1075 im Kampf König Heinrichs IV. mit

den aufständischen Sachsen bei Homburg an der Unstrut beglaubigt, während z. B. in der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde (955) die Schwaben unter ihrem Herzog nicht voranstritten, sondern den 7. Haufen bildeten. Aus den Berichten jener Schlacht bei Homburg vom 9. Juli 1075 geht hervor, daß der König damals im Drange der Not einen alten, von ihnen auf das Gesetz der Alemannen zurückgeführten Anspruch der Schwaben rechtlich anerkannt hat. Weller führt ihn auf die Reichsheerfahrten der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts gegen Italien zurück, wo sich das Reichsheer in Augsburg zu sammeln pflegte. Da dem Mittelalter Karl der Große als Urquell aller Gesetzgebung galt, führt ein zeitgenössisches Gedicht den schwäbischen Vorstritt des Jahres 1075 auf ihn zurück wie schon der älteste schwäbische Geschichtsschreiber, Hermann von Reichenau (gest. 1054), der Sohn eines Veringer Grafen, den Grafen Gerold, den Schwager Kaiser Karls und Sohn des letzten alemannischen Herzogs Gottfried als den „frommen Bannerträger des großen Karl“ bezeichnet. Graf Gerold (gest. 799, begraben auf der Reichenau), Graf der schwäbischen Bertholdsbar und Statthalter in Bayern, war einer der besten Feldherrn Karls im Kampf gegen die Sachsen und lebte, ehe die französische Rolandsage sein Andenken verdrängte, lange als sein Bannerträger in der Volkssage fort (Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage II, 75 ff). Sie schlug sich im 12. Jahrhundert in der Vorstellung der Regensburger Kaiserchronik nieder, Gerold habe sich beim Sturm auf Rom so ausgezeichnet, daß ihm der Kaiser dort das Recht des schwäbischen Vorstritts gegeben habe, den er in den Sachsenkriegen ausgeübt habe. Nun wurde dessen persönliches Vorrecht nach der Erneuerung des Herzogtums Schwaben und den Vorgängen des Jahres 1075 zum Vorrecht der schwäbischen Herzoge gemacht. So erscheint es im 13. Jahrhundert in den zu Augsburg entstandenen Rechtsbüchern, dem Spiegel deutscher Leute und dem Schwabenspiegel. In der Stauferzeit griff diese Vorstellung natürlich rasch um sich, da sie der Gegenwart gerecht wurde und ihr einen würdigen Glorien-

schein verlieh. Nun wurde auch Markgröningen eine schwäbische Stadt, aber von einer Verbindung der Stadt mit der Idee des schwäbischen Vorstritts ist vor dem Grafen Hartmann nichts wahrzunehmen und das Hofamt eines Reichsbannerträgers findet sich am staufischen Hofe nicht. Es begegnet uns in jenen älteren Zeiten nur der Titel Reichsmarschall, den damals nacheinander die Herren von Markdorf, Pappenheim und Justingen geführt haben. 1259 verlieh ihn König Konradins Vormund, Herzog Ludwig der Strenge von Bayern, dem Grafen Ulrich von Württemberg.

Es ist immerhin zu beachten, daß schon Herzog Konrad von Schwaben, der sich später als erster Staufenkönig in den Besitz von Markgröningen gesetzt hat, von Kaiser Lothar zum Fahnenträger des Reichs bestellt worden ist (Stälin II, 66). Wenn dieser sodann i. J. 1146 den Grafen von Tübingen das Amt eines Pfalzgrafen in Schwaben übertrug, das bis dahin die Grafen von Dillingen und früher andere Häuser innehaten, so ist fraglich, ob es neben der höchsten Gerichtsbarkeit und der Aufsicht über das Reichsgut auch die Heerführung in sich begriff. Es wurde ohnedies zum bloßen Titel, da die Staufen Schwaben selbst verwalteten. Ferner ist zu beachten, daß die Württemberger Grafen in der Schlacht bei Frankfurt i. J. 1246 das staufische Reichsbanner getragen zu haben scheinen. Jedenfalls griff Graf Hartmann, wie dies schon Leibniz in seinem Gutachten über die württembergische Reichssturmflagge hervorgehoben hat, bewußt in die Rechte des damals unmündigen Herzogs Konradin ein, wenn er von Markgröningen aus die Reichssturmflagge für sich in Anspruch nahm. Dadurch erscheint diese zum erstenmal im Zusammenhang mit unserer Stadt.

Aus der Zeit zwischen 1140 und 1252 sind keine Träger dieses Reichslehens bekannt und da mit dem Aufhören des Herzogtums Schwaben der ganze Rechtskomplex des Vorstritts hinfällig wurde, bis er im 14. Jahrhundert, wie wir sehen werden, künstlich erneuert wurde, so wird der Ursprung des Fahnenlehens Markgröningen immer dunkel bleiben.

Die nächste, für einen Zusammenhang mit Reichssturmflagge und Markgröningen wesentliche Urkunde ist die von Kaiser Ludwig am 24. Februar 1336 zu Ulm gegebene. Sie hat folgenden Wortlaut:

„Wir Ludwig von Gottes Gnaden Römischer Kaiser, ze allen ziten merer dez riches, verjehen (erklären) und tun khunt öffentlichen an disem brif, daz wir unseren und dez riches sturmvanen empfohlen haben dem edlen mane Ulrichen graven ze Wirtenberg, unserem lieben oheim und lantvogt. Und darzu haben wir im (ihm) und allen sinen erben, die sün (Söhne) sint, ze rechtem lehen verlihen und verleihn inen ouch mit disem unserem brief Gröningen stat und burch mit lüten und guoten und mit alle dem dazu gehört, besuchts und unbesuchts (Bebautes und Unbebautes), ez sin (seien) aigen oder lehen. Und daz si ouch die selben lehen, wie die genannt sin, fürbaß leihen sullen und mügen, wan (weil) daz zu unsemrem und dez richs sturmvanen lehen ist und darzu gehort. Mit der bescheidenheit (Bestimmung), daz der vorgenant grav Ulrich von Wirtemberg und sin erben, die sün sint, uns und unsern nachkomen an dem riche, künigen und kaisern ewiclichen die dienst tun sullen getwivlichen, die man davon ze recht und billich tun sol. Sie sullen ouch und habent (sind) gehaizzen, daz sie den sturmvanen besorgen und bewarnen (bewahren) alz man den ze recht und billich besorgen und bewarnen sol. Und darüber ze einem urkhunt geben wir disen brief versiegelt mit unserm kaiserlichen insigel, der geben ist ze Ulme an dem suntag vor mittervasten, do man zahlt von Christus geburt driuzehn hundert jar darnach in dem sechsten und dreizzigsten jar, in dem zwei und zweinzigsten jar unseres richs und in dem niunten des kaisertumbs.“

An diesem Tage wurde Graf Ulrich zum Heerführer im Krieg gegen König Johann von Böhmen bestellt. Und Weller, der bekannte Landeshistoriker, stellt fest:

„Weil es also im augenblicklichen Interesse des Kaisers lag, einen Bundesgenossen in seinen Kämpfen um seine Hausmacht zu gewinnen, opferte er dem Württemberger die Reichsstadt Markgröningen und erhob den aus der Vergangenheit wenig begründete,

aber immerhin erklärlichen Anspruch, daß mit ihrem Besitz auch die Ehre, die Reichssturmflagge zu führen, verbunden sei, zum anerkannten Reichsrecht.“

Es kam bei diesem Feldzug zu keiner Schlacht, in der sich Graf Ulrich als Reichsbannerträger hätte auszeichnen können. Auf dem Rückmarsch kam am 22. September 1336 im Lager bei Freising der Kaufvertrag zustande, wonach Konrad von Schlüsselberg dem Grafen von Wirtemberg Burg und Stadt Markgröningen um 6000 Pfund Heller veräußerte. Der Kaiser gab noch am gleichen Tag seine Einwilligung dazu (Sattler, Grafen, Beil. 79 und 80).

So ist die Reichsstadt unter dem Hohenasperg im Herbst 1336 endgiltig zu einer württembergischen Landstadt geworden. In dem Verzeichnis der Lehen und Eigengüter Württembergs vom Jahr 1420 erscheint sie als ein Fahnenlehen vom Reich. Der Zusammenschluß der Reichsstädte im großen Städtebund kam zu spät, um sie vor diesem Schicksal zu bewahren. Tatsächlich waltete es schon seit Graf Hartmanns Einzug im Jahre 1252 über ihr und war ihre aus der Staufenzeit herrührende schwäbische Waffenehre in der zum Herzogtum heranreifenden Grafschaft Wirtemberg am besten aufgehoben. Die Reichssturmflagge ist in der Folgezeit durchaus nicht immer von den württembergischen Grafen vorangetragen worden und die Tatsache, daß keine jüngeren Lehenbriefe vorhanden sind, in denen der jeweilige Kaiser dies Recht den württembergischen Grafen hätte bestätigen müssen, beweist, daß es sich hier nicht um eine wirkliche militärische Verantwortung für das Reich handelt. Tatsächlich übertrug schon König Ludwig im Jahr 1338 „das Recht des Vorstritts, gewöhnlich Vorstritt genannt“ zwischen Rhein und Weser dem Grafen von Arnsberg und konnte z. B. Kaiser Karl IV. i. J. 1368 dem Grafen Eberhard dem Greiner zusagen, ihm Ritter und Knechte mit den Pannieren des Reichs zu senden. Dies erscheint unbegreiflich, wenn der Graf selbst über ein oder gar über das Reichsbanner verfügt hätte. Klar wird bei unserer oben dargelegten Auffassung, daß diese Fahne nur in Anwesenheit des Kaisers



zu tragen war. Gemäß dem Lehenbrief muß eine solche Fahne, sei es in Markgröningen oder Stuttgart, in der Burg oder in der Kirche, verwahrt worden sein.

Graf Ulrich III. (gest. 11. Juli 1344) ist unter Schlörs Grafendenkmälern in der Stuttgarter Stiftskirche (um 1580) im Kostüm seiner Zeit mit Kesselhaube, Brünne, Schwert und Dolch abgebildet, die Reichssturmflagge führend (Abb. vgl. W. Vjh. 1930, 121). Er war auch am Rathaus zu Stuttgart mit der Reichssturmflagge dargestellt und dieses leider verstümmelte Standbild ist noch in der Altertümersammlung zu sehen. Auch bezeugt Johann Jakob Moser in seiner Denkschrift über das Landeswappen (Cod. hist. Fol. 255), daß in der Stiftskirche zu Stuttgart eine solche Ehrenflagge aufgepflanzt gewesen sei. Später wird man sie bei den Kroninsignien im Stuttgarter Schloß zu suchen haben. Sie war unter König Friedrich noch da (v. Gaisberg, Königshaus S. 10). Der Wortlaut des Markgröninger Lehenbriefes spricht von der Pflicht, eine Fahne zu verwahren und bekanntlich war in früheren Jahrhunderten der Sinn für Symbole weit ausgeprägter als heute. Der Ulmer Oberstaatsanwalt Max Ernst hat in einer Abhandlung über die „Kriegsflaggen im Mittelalter und die Reichssturmflagge von Markgröningen“ (W. Vjh. 1930, 102 ff.), worin er sich im Gegensatz zu der Abhandlung von Schneider um eine Ehrenrettung der Markgröninger Reichssturmflagge bemüht, darauf hingewiesen, daß das Markgröninger Sturmflaggenlehen bis zu seiner Bekräftigung bei der Erhebung Württembergs zum Herzogtum i. J. 1495 nie aufgehoben worden sei. Aber diese Untersuchung über die Kriegsflaggen des Mittelalters stellt zugleich fest, daß sie durch die St. Georgsflagge und die sog. Rennflagge im Kriegsgebrauch praktisch ausgeschaltet worden sei. Der Kaiser oder sein jeweiliger Oberbefehlshaber bestimmte im einzelnen Fall, welche Kriegsflagge im Kampf voranzutragen sei. Die St.-Georgs-Flagge glich der althergebrachten Kreuzesflagge des alten römischen Reichs und zeigte das weiße Kreuz auf rotem Tuche. Daneben war unter den Staufens der Adler, einst das Wahrzeichen der römischen Legionen, wie schon früher unter Karl dem Großen zum Wahrzeichen der Reichsgewalt geworden, und die Rennflagge zeigte den schwarzen einköpfigen Adler auf goldenem Grunde. Die Kirche und ihre Parteigänger stellten die Kreuzesflagge dem Adler als dem Sinnbild der irdischen Herrschaft entgegen, so Papst Gregor IX. an Kaiser Friedrich II. im Jahr 1227. Graf Hartmann wird also diese Kreuzesflagge hochgehalten haben, während die Sturmflagge, die Konrad von Schlüsselberg bei Mühlendorf vorantrug, ausdrücklich als Adlerflagge bezeichnet wird. Man nimmt daher an, daß auch die von Kaiser Ludwig von Bayern eingeführte Reichssturmflagge eine Adlerflagge war. In dem Württembergischen Herzogs-wappen von 1495 erscheint sie als langes, schmal auslaufendes gelbes Fahmentuch mit schwarzem, einköpfigem, nach

rechts gerichtetem Adler. Auf dem Bildnis Herzog Eberhards aus dem 16. Jahrhundert im Landesmuseum im Stuttgarter Schloß tritt ein langer roter Streifen hinzu, der seither meist als herzogliches Blutbanner gedeutet wurde. Nach den Untersuchungen von Max Ernst jedoch ist das Rot anderer Herkunft und die Markgröninger Reichssturmflagge wenigstens zeitweise als bildlose, rotgelb senkrecht geteilte Fahne zu denken (a. a. O. S. 118). So beschreibt der Sachsenspiegel zu Anfang des 14. Jahrhunderts das damalige Reichssturmbanner und so erscheint es in einer Prachthandschrift des Erzbischofs Balduin von Trier vom Jahre 1334 an der Spitze des im Gefecht dargestellten kaiserlichen Heeres im Unterschied zu der kaiserlichen Adlerflagge, die dort dem Kaiser nachgetragen wird. Während diese auch unabhängig vom Kaiser erscheint, begegnet jene rotgelbe Fahne nur auf Bildern, auf denen auch der Kaiser dargestellt ist, „dem Schaft zu gelb, nach vorne vor“. Vielleicht stammt das Rot aus der Stadtflagge Roms. Eine ausreichende Erklärung dieser Fahne ist bis heute nicht gegeben und es läßt sich nicht feststellen, ob die Markgröninger Fahne schon bei Belehnung Ulrichs III. den roten Schwenkel hatte. Dagegen war dies bereits auf Bildnissen württembergischer Grafen im Alten Stuttgarter Schloß der Fall, von denen Kulpis i. J. 1693 berichtet. Was die Form des Bannertuches betrifft, so hat die Mode öfter gewechselt. Crusius (Annal. Suev. 3, 3, 12) spricht im 16. Jahrhundert von einem grünen Strich über dem gelben Feld, wie wir ihn am Markgröninger Stadtwappen wahrgenommen haben. Ein Verzeichnis älterer Schriften über die vielumstrittene Markgröninger Reichssturmflagge und das wertvolle Gutachten von Leibniz anläßlich des Streites zwischen Hannover und Württemberg um das Erzbanneramt (1693) findet sich bei Johann Jakob Moser, Württ. Bibl. 4. Ausg. S. 188 ff.

Im Jahre 1495 erhob Kaiser Maximilian Graf Eberhard im Bart zum Herzog. Melancthon überliefert uns die prächtige Erzählung von damaligen Gastmahl der Fürsten zu Worms, die „preisend mit viel schönen Reden“ ihrer Länder Reichtum rühm-

ten und Eberhard schließlich als den reichsten priesen, da er auch unter freiem Himmel in jedes Untertanen Schoß ruhig schlafen könne. Tatsächlich genoß dieser Fürst das volle Vertrauen seines Landes und als er nach fünfmonatiger Abwesenheit im Sommer 1495 von Worms zurückkehrte, bewillkommneten ihn die Städte und Ämter wiederum mit stattlichen Geschenken.

Markgröningen hatte hiezu noch besonderen Anlaß, denn die Markgröninger Reichssturmflagge erschien nunmehr im herzoglichen Landeswappen (zuerst 1496). Im Herzogsbrief ist zwar nicht von ihr die Rede, aber sie wurde bei der Feierlichkeit zu Worms neben der mit den Hirschhörnern geschmückten Landesflagge, den Fahnen von Teck und Mömpelgard und der Blutbannflagge hergetragen und am gleichen Tage, 23. Juli 1495, in einem ausdrücklichen Lehenbrief dem Herzogtum bestätigt.

Der auf Geheiß des Königs von Bertoldus, dem Erzbischof von Mainz und Erzkanzler des Reichs ausgefertigte Brief besagt im wesentlichen dasselbe wie die Urkunde der ersten Belehnung Württembergs mit Markgröningen und der Reichssturmflagge im Jahr 1336. Jetzt aber rückte dieselbe desto mehr in das öffentliche Bewußtsein, da die Markgröninger Reichssturmflagge als Sinnbild dieses Reichslehens neben dem Wappen der einstigen Herzoge von Teck, dem schwarz- und goldgeweckten Schild, in das neue Herzogswappen aufgenommen wurde, von dem zwar im Herzogsbrief nicht die Rede ist, das aber schon 1496 im Siegel des neuen Herzogs erscheint: im blauen Feld das goldene Fahnentuch mit dem schwarzen Adler und roter Stange mit weißer Spitze. Die württbg. Herzoge haben sich denn auch weiterhin für ihr Markgröninger Reichsfahnenrecht verwehrt. Und sie wollten aus dieser Haltung über Jahrhunderte hinweg Nutzen ziehen, als sich nach der Gründung Ludwigsburgs Herzog Eberhard Ludwig um die Kurfürstenwürde bemühte. Er gründete sie auf den alten Ehrentitel seines Hauses, die Reichssturmflagge zu verwahren, und kam auf das einst von Kaiser Ludwig dem Bayern vorübergehend ins Leben gerufene Reichserzbanneramt zurück.

Schon bei der kaiserlichen Belehnung mit Württemberg i. J. 1699 bemühte er sich, seine Sturmflagge im Lehenbrief als Reichsbanner bezeichnen zu lassen. Der Geheime Rat Kulpis und der Rechtslehrer J. J. Moser wurden beauftragt, dies aus Reichs- und Landesakten zu erhärten. Der Reichshofrat und der Kaiserliche Geheimrat erkannten sie nach eingehender Behandlung der „lustbaren Materie“ als allgemeine Reichsfahne an, aber der Kaiser unterdrückte aus Rücksicht auf die von Hannover erhobenen Ansprüche auf das Reichsbanneramt die Veröffentlichung der Entscheidung und der Herzog mußte sich mit dem Versprechen begnügen, daß für den neuen Kurfürsten von Hannover ein anderes Erzbanneramt ausgesucht werden solle. Um sein Recht kundzutun, wies er der Markgröninger Reichssturmflagge eine bedeutendere Stelle in seinem Wappen an. Von da an war sie das Zeichen der Anwartschaft Württembergs auf die Kurwürde. Bei der Erhebung Ludwigsburgs zur Stadt erwies er ihr die „besondere Gnade“, die in seinem Wappen befindliche Reichssturmflagge künftig als Wahrzeichen zu führen.

Mit welchem Interesse man diesen Verhandlungen und Vorgängen folgte, zeigt das bis in die neuere Zeit hier umgehende Gerücht, der Herzog habe die Reichssturmflagge von hier wegführen und in Ludwigsburg aufpflanzen lassen, um Kurfürst zu werden. Tatsächlich kann nicht einmal mehr festgestellt werden, ob und wie lange sich eine derartige Fahne bei den Kroninsignien im Alten Schloß zu Stuttgart erhalten hat, vermutlich bis in die Tage der Könige Friedrich und Wilhelm I.

Und so schließt sich der Kreis zu dem eingangs geäußerten Bedauern, daß die Spur der legendären Markgröninger Reichssturmflagge sich im Ungewissen der Vermutung verliert.

Prof. Dr. Hermann Roemer
(Ergänzungen von Erich Tomschik)



Das Stadtbauamt weiß zu berichten . . .

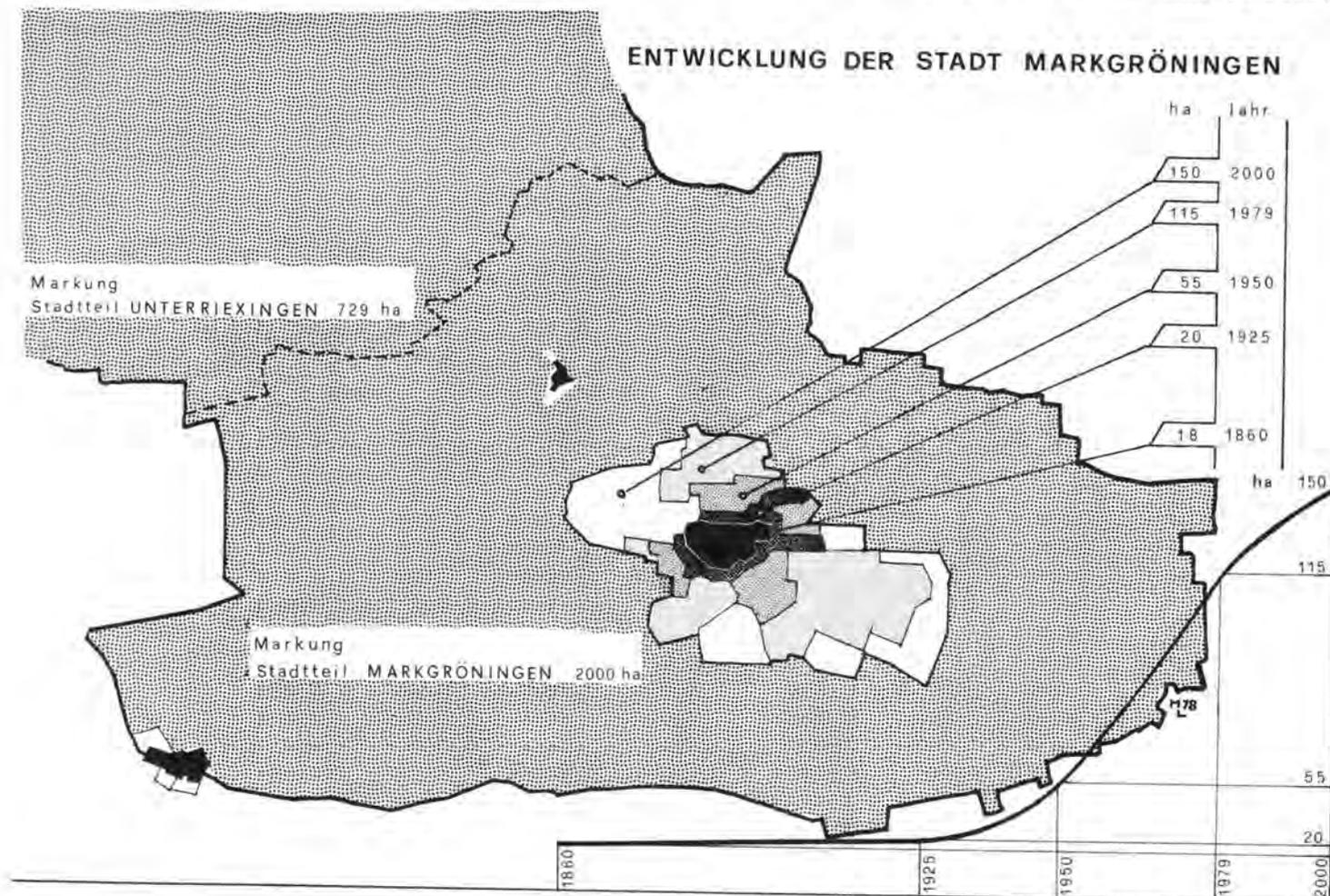
Vom Wachsen und Werden der Stadt

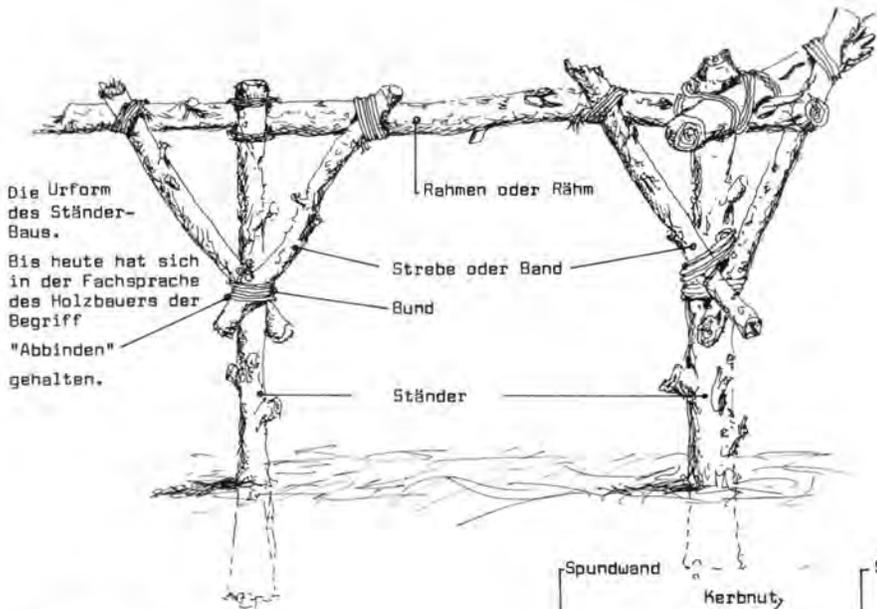
Die Entwicklung unserer Stadt kann auf vielerlei Spuren verfolgt werden. Auf jener, der wir hier nachgehen, sind ihre Bauwerke, ebenso nach dem Augenschein der Gegenwart wie weit in die Vergangenheit weisend, die besten Zeugen.

Dieser alte Stadtplan, der vermutlich das Entwicklungsstadium der Stadt gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts zeigt, verwundert den aufmerksamen Betrachter besonders deshalb, weil die Zeit seit dem Beginn der Befestigung im 12./13. Jahrhundert bis zum Datum des Planes stehengeblieben zu sein scheint:

Die Stadtmauer samt Zwinger und Graben, das Schloß, etliche Tore, alles was der ehemals Freien Reichsstadt ihr Gepräge gab, war noch vor 100 Jahren vorhanden, und nur wenige Gebäude waren außerhalb der Mauern errichtet.

Bis zum Zeitpunkt der Zwecklosigkeit ihrer Befestigung war der Ausdehnung der Stadt etwa 500 Jahre lang eine räumliche Grenze gesetzt. Aus den graphischen Darstellungen ist ersichtlich, in welcher steileren Kurve die Stadt danach weitergewachsen ist und wie sie in nächster Zukunft weiterwachsen mag.





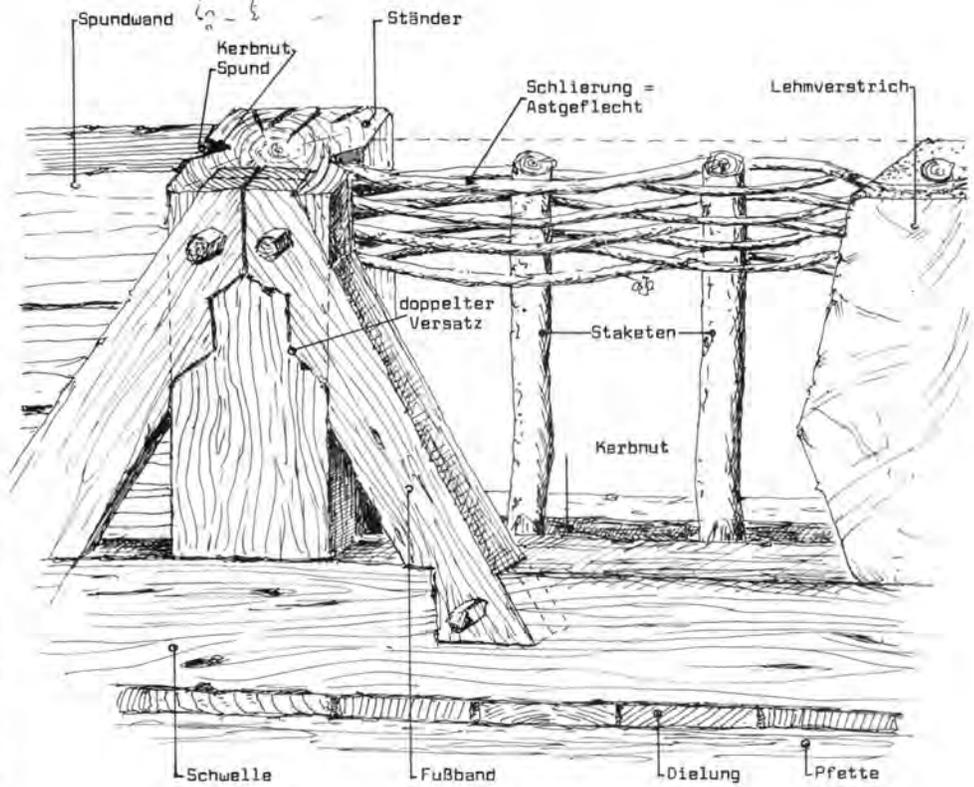
Die Urform
des Ständer-
baus.

Bis heute hat sich
in der Fachsprache
des Holzbauers der
Begriff
"Abbinden"
gehalten.

Rahmen oder Rähm
Strebe oder Band
Bund
Ständer

Vom Hausbau

Die Häuser in der Epoche des 13./14. Jahrhunderts, in der Blütezeit der Stadt, waren überwiegend aus Holz gezimmert. Die Sakralbauten und Bauwerke für die Stadtbefestigung waren aus dem anstehenden Muschelkalk oder Sandstein gemauert. Das weltbekannte Rathaus vermittelt einen tiefen Eindruck von der damaligen, typischen Zimmermannskunst, dem Ständerbau, heute bezeichnet als alemannisches (süddeutsches) Fachwerk und charakterisiert mit dem Begriff des „Schwäbischen Mannes“. Der Gebäudegrundriß wurde aufgeteilt in Achsen mit Abständen von 3 bis 4 m. An den Schnittpunkten wurden Ständer (Stützen) aufgerichtet, die durch Streben, die „Kopf- und Fußbänder“, standfest mit den Schwellen (unten) und den Rähmen (oben) durch Verblattungen, mit Versätzen und kräftigen Holznägeln verbunden worden sind. Auf die Rähme wurden die Deckenbalken gelegt und darauf vor Errichten des nächsten Stockwerkes die Dielen genagelt. Zur weiteren Unterteilung wurden die Außenstützen mit waagerechten Hölzern, den Riegeln, und mit senkrechten Hölzern, den

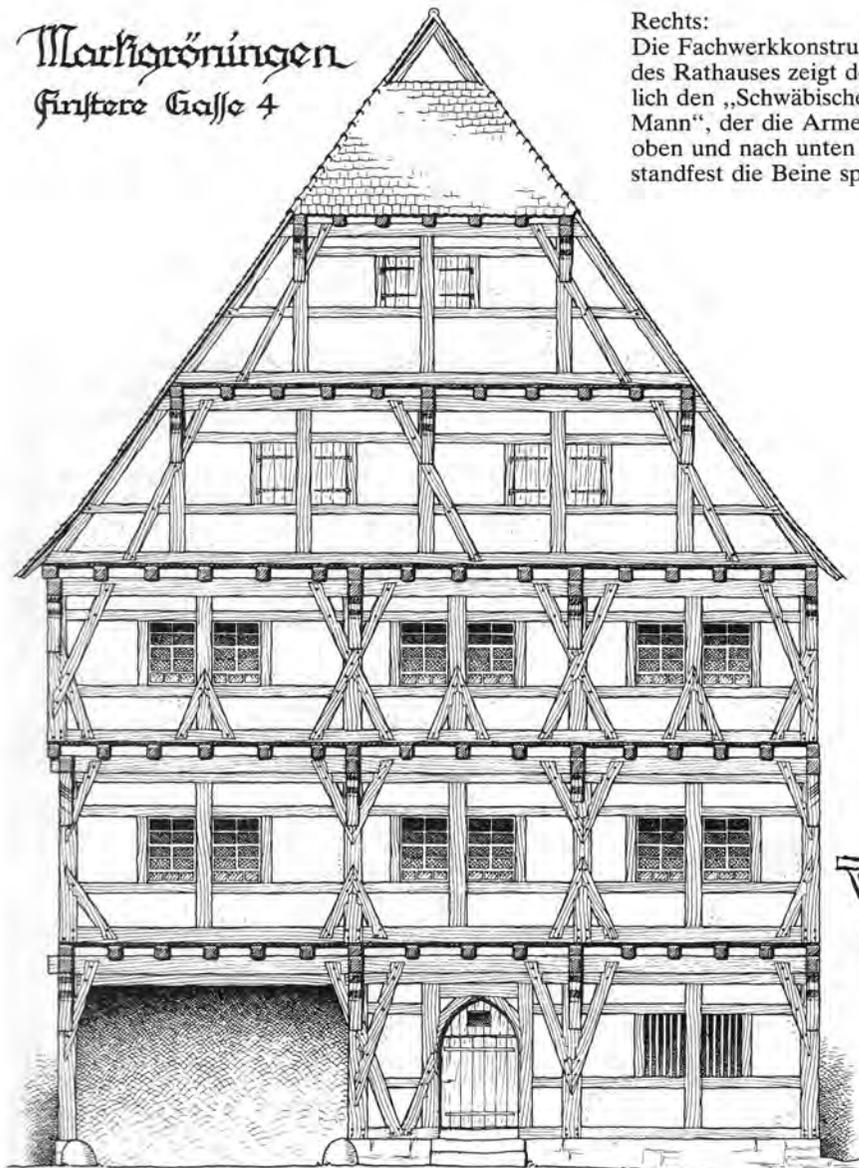


Pfosten, weiter unterteilt. Die so entstehenden kleineren Felder, die Fache, wurden mit Fenstern versehen oder mit Ast- und Reisiggeflecht (Schlierungen) gefüllt und mit Lehm verstrichen. Die Innenwände wurden in der Regel mit Dielen (Spundwänden) zwischen den Ständern hergestellt. Später hat man die Fache mit Bruchsteinen und Lehmmörtel ausgemauert (ausgefacht).

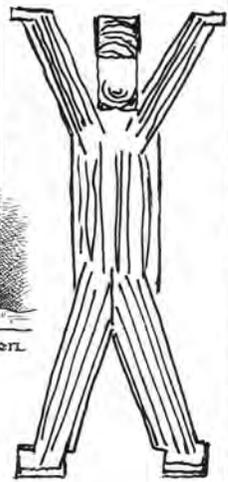
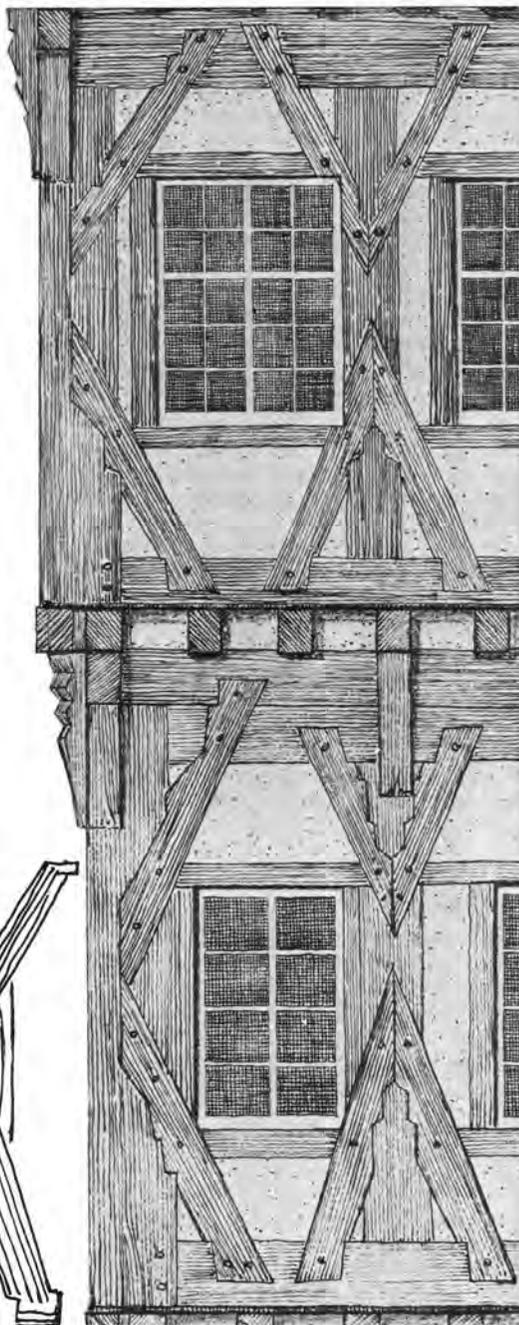
Als Mauersteine wurden gebrannte Mauerziegel nur sehr selten verwendet, obwohl der anstehende Lößlehm ein gutes Rohmaterial dafür darstellt. Lediglich für die Deckung der Steildächer sind aus dem Lehm Dachziegel, von Hand in Formen gestrichen (Handstrichziegel), gebrannt worden. Es ist anzunehmen, daß wegen der Holzarmut des Strohgäus das Brennen von Lehm nur auf die Herstellung von Dachziegeln beschränkt war.

Markgröningen

Finstere Gasse 4



Rechts:
Die Fachwerkkonstruktion
des Rathauses zeigt deutlich den „Schwäbischen Mann“, der die Arme nach oben und nach unten standfest die Beine spreizt.



Rekonstruktion

Das viele Bauholz, das für Fachwerkhäuser notwendig war, hat man vermutlich vom Schwarzwald auf der Enz herbeigezogen. In alten Fachwerkbauten werden im Gebälk immer wieder Bohrlöcher entdeckt, die keinen anderen Sinn ergeben als den, daß sie zum Verbinden und Verflechten der Baumstämme zu einem Floß gebohrt worden sind. Während in der vorbeschriebenen Epoche das Fachwerk neben seiner konstruktiven Funktion auch Zierde des Hauses war (Schnitzereien, Farbe), wurde es in den folgenden Jahrhunderten mehr und mehr nur tragender und aussteifender Bauteil und ist samt der Ausfachung mit Kalkmörtelputz überzogen worden. In den neuen Baugebieten, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden sind, überwiegt der Mauerwerksbau mit Mauerziegeln und Kunststeinen aller Art. Der Stahlbeton übernahm die einstige Funktion des Holzes bei allen Tragwerkskonstruktionen mit Ausnahme des Daches. Die Charakterisierung und Einheitlichkeit der wesentlichen Gestaltungselemente eines Bauwerks, die Fassade, das Dach, die Türen und die Fenster, wie sie innerhalb der Stadtmauern über Jahrhunderte hinweg ganz selbstverständlich, ohne monoton zu sein, bestanden hatten, ging an den Bauten außerhalb der Mauern verloren. Diese neuen Wohn- und Gewerbequartiere sind aus manchen Blickwinkeln – durch falsch verstandene Freizügigkeit von Architekten – so vielgestaltig, daß der Betrachter bisweilen ein Gefühl des Unbehagens nicht unterdrücken kann.

Die Ausdehnung der Stadt wird sich unmittelbar westlich des Oberen Tores fortsetzen. Es bleibt zu hoffen, daß dort im Baugebiet „Hart“ solche Meister zu Werke gehen, die – ohne das Alte zu kopieren – das rechte und richtige Maß für die neue Bebauung anlegen.

Optimale Voraussetzungen dazu wurden durch einen Wettbewerb geschaffen.

Der Grundriß der Stadt, der an dieser Stelle eine Ausbuchtung aufweist, wird durch die Bebauung des Gebietes Hart wieder jene geschlossene Form rings um den alten Stadtkern erhalten, die diesem Lage und Funktion im Zentrum bewahrt.

Von Straßen und Gassen

Sie waren in unserer mittelalterlichen Stadt nicht – wie in den meisten anderen gleichrangigen Städten – gepflastert. Bei vielen Aufgrabungen wird immer wieder festgestellt, daß sie sich von Hausgrund zu Hausgrund erstreckten und mit Grob- und Feingeschläg aus Muschelkalk befestigt waren. Nur die „Kandeln“, die Wasserrinnen auf einer oder beiden Straßenseiten, waren mit Kalksteinen, sogenannten „Katzenköpfen“, gepflastert, um das Ausspülen der Decke zu vermeiden.

Eine allgemeine Beleuchtung gab es nicht. Jedermann bediente sich des Nachts einer Laterne. Die einzige offizielle Beleuchtung trug der durch die Gassen ziehende Nachtwächter.

Der gemeingegenutzte Raum zwischen den Häuserzeilen war damals vorwiegend Kommunikationsraum, erweiterter Werkplatz im Freien, Lagerstätte für Geräte, Holz und Dung.

Obgleich gemeingegenutzt, ist die Straße von heute eher trennend als verbindend. Sie hat dem „Verkehr“ zu dienen und ist somit dazu bestimmt, auch schwerste Fahrzeuge über sich rollen zu lassen, wobei der Fußgänger an den Rand oder an die Ränder der

Straße, den „Bürgersteig“, verwiesen wird. Dementsprechend ist die Straße von heute viel stärker, bis zu 70 cm tief, befestigt. Das Material im Unterbau ist dasselbe wie vor Tausenden von Jahren: gebrochenes Kalkgestein, heute „korngestufter Mineralbeton“ genannt. Der Oberbau besteht – wenn nicht gepflastert wird – aus witterungsbeständigen, feinkörnigen, gebrochenen Gesteinsmengen von Rheinkies, Basalt oder Granit, die – mit bituminösen Bindemitteln vermengt – als heißer Brei aufgetragen, planiert, gewalzt und geglättet werden. Die Gehwege, durch Bordsteine von der Fahrbahn abgesetzt, sind genauso aufgebaut, nur im Unterbau schwächer.

Das Oberflächenwasser wird entlang den Randsteinen in kurzen Abständen durch Einläufe in die Kanalisation abgeleitet.

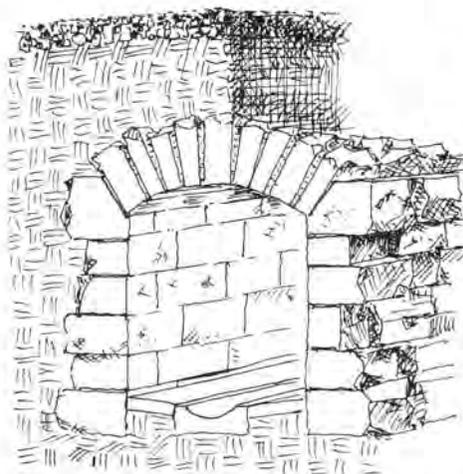
Eine Beleuchtung der Straßen ist heute unerlässlich geworden, und wo sie vorübergehend ausfällt, fühlt sich der Bürger gefährdet. Im heutigen Stadtgebiet glühen nachts – bei Reparaturen ab und zu auch tagsüber – etwa 700 Leuchten entlang dem engen Netz von Ortsstraßen, das – ohne die Landes- und Kreisstraßen, die sich durch die Stadt ziehen – eine Länge von rd. 25 km hat.

Vom Abwasser

Gebrauchtes Wasser zu beseitigen, war offensichtlich schon beim Bürger der mittelalterlichen Stadt eine ebenso wichtige gemeinschaftliche Angelegenheit und Aufgabe wie die Versorgung mit Trinkwasser.

Unter den Straßen und Gassen waren für damalige Verhältnisse geräumige und sorgfältig gemauerte Kanäle gezogen, die teilweise noch heute vorhanden sind. Einige Teilstücke dieser alten Kanäle sind beim Bau von neuen (auf die heutigen Bedürfnisse der Abwasserbeseitigung zugeschnittenen) Leitungen aufgefunden und leider zerstört worden.

Nach den vorgefundenen Kanalstücken wird vermutet, daß ein Strang des alten Systems unter dem Marktplatz, durch die Kirchgasse und Mühlgasse verlief. Wahrscheinlich



Gemauerter Kanal



Dieser Blick zwischen Krone und Rathaus in die vor der Brandkatastrophe von 1917 noch komplette Finstere Gasse hinein, zeigt deutlich den auf der Seite links geschilderten Zustand der Straßen, die Kandeln und das Pflaster entlang der Häuser (Aufnahme um 1900).

mündete er in den Stadtgraben oder führte nach außerhalb in die Senke zur Glems. Andere Stränge wurden unter der Wettegasse, der Esslinger Gasse und unter der Badgasse festgestellt. Letzterer soll, so wird überliefert, von der Unteren Kelter als unterirdischer Gang zum Spital geführt haben. Diese Mutmaßung ist nicht abwegig, weil

bei der Erneuerung des Abflusses aus dem Spital nicht nur das Fundament der alten Stadtmauer, sondern auch ein Stück Kanal angeschnitten worden ist. Eine Abzweigung dieses Hauptkanals führte in den Spital Keller, von dort unter die Spitalkirche. Ein kurzer Stummel konnte erhalten werden und ist für Interessierte zugänglich.

Tatsächlich waren die Kanäle so groß, daß man sich gebückt oder kriechend in ihnen fortbewegen konnte. Der Deckel ist tonnenförmig gewölbt, die Wände bestehen aus behauenen Steinen, und am Boden sind Steinplatten mit eingehauener Rinne verlegt. So ist sicher anzunehmen, daß die Kanäle nicht nur zur Abwasserbeseitigung not-

wendig, sondern auch als geheime unterirdische Verbindung für den Verteidigungsfall nützlich waren.

Man erzählt, daß das Kanalstück von der Unteren Kelter in Richtung Spital vom früheren Fronmeister begangen worden sein soll. Die Strecke endete an einer Verschüttung des Kanals. Darüber befand sich zufällig ein Kontrollschacht. Um sich zu orientieren und zu erfahren, wo der Kanal vorläufig endete, stemmte er den oberirdisch mit Schmutz überzogenen Deckel unter Aufbietung aller Kraft hoch, tat, während er aus dem Schacht unter dem Deckel hervorlugte, zur Entspannung einen gewaltigen Seufzer. Seither glauben zwei Markgröningerinnen, die wachen Sinnes erlebt hatten, wie sich vor ihren Augen der Boden öffnete und aus der Tiefe ein Stöhnen drang, an den leibhaftigen Teufel.

Das häusliche Abwasser von Küche und Wäsche floß aus den Winkeln, das sind die Gebäudeabstände, in die Kandeln und von dort in die unterirdischen Kanäle. Es war eine sehr geringe Menge, denn mit Wasser wurde damals gespart; es mußte ja mit Kübeln weit hergeholt werden. Auch war es nur geringfügig organisch von Speiseresten verschmutzt.

Die Fäkalien aus den Aborten wurden in Gruben gesammelt und als Dung verwendet. Gegen Gerüche, die man heute als übel bezeichnet, war der Mensch von damals nicht empfindlich. Sicherlich war die Geruchsbelästigung von den Dunglegen und von den Abortgruben weit größer als die vom verschmutzten Wasser, das über die Kandeln in die Kanäle abfloß.

Mit beginnender Ausdehnung der Stadt mußten neue Kanäle gelegt, die alten verstärkt oder umgebaut und verlängert werden, um das Abwasser einwandfrei ableiten zu können. Schließlich bescherte die fortschreitende Zivilisation auch den Markgrönigern die Wasserspülung der Aborte, das moderne und bequeme „WC“.

Der Bau von Kläranlagen war unumgänglich geworden.

Ausgangs des 19. Jahrhunderts wurde, dem Fortschritt folgend, damit begonnen, „Röhren-Dolen“ zu bauen, teilweise unter Einbeziehung der o. e. „historischen Kanäle“. Heute hat das Kanalnetz Markgrönings eine Länge von rund 29 km.

Die erste Kläranlage der Stadt an der Vaihinger Straße ist zur Reinigung des Abwassers vor dem Einleiten in die Glems als Absetzbecken im Jahre 1928 gebaut worden. Während dorthin das Abwasser aus dem Bereich südlich der Paulinen- und Tammer Straße fließt, wird das Abwasser aus den nördlichen und östlichen Gebieten der Stadt zur 1950 erbauten Kläranlage an der Tammer Straße und von dort, ebenfalls nur mechanisch gereinigt, in den Leudelsbach geleitet.

Die beiden genannten Anlagen sind inzwischen nicht mehr in Betrieb.

1967 ist das „Gruppenklärwerk Leudelsbach“ in Betrieb genommen worden. Dort wird nicht nur ein Teil des Abwassers aus Markgrönings, sondern auch das von Aspërg, Möglingen und Pflugfeldern mechanisch und biologisch aufbereitet. Bei Trockenwetter fließen aus den Haushalten und Gewerbebetrieben der Nordstadt etwa 15–20 l/s, bei Regenwetter etwa die 15- bis 20fache Menge durch dieses Werk in den Leudelsbach.

Seit Anfang 1979 wird Abwasser aus Hemmingen, Hochdorf, Schwieberdingen und Markgrönings im „Gruppenklärwerk Talhausen“ gereinigt und in die Glems eingeleitet.

Der Abwasseranteil unserer Stadt beträgt 25–30 l/s (Trockenwetterabfluß).

Das gegenwärtig immer kostbarer und kostspieliger werdende Wasser wird fast nur noch als Transportmittel für Schmutz verwendet – welch ein Wandel im Vergleich zu dem sparsamen Umgang mit diesem Element um die Jahrhundertwende!

Vom Trinkwasser

Es war auf der Markung zwischen den Lettenschichten des Keuper, auf dem die Stadt steht, in reichlicher Menge vorhanden. Dort, wo diese Schichten durch geologische Verwerfungen oder Erosion unterbrochen waren, traten Quellen zutage. Aus einer solchen Quelle im oberen Leudelsbach, heute noch Marktbrunnenquelle genannt, wurde der Marktbrunnen gespeist. Die Zuleitung von dort war sicherlich die erste Wasserleitung für die Stadt Markgrönings. Sie wurde durch die Gewanne Möglinger Weg – Brunnenpfad – Sträßle – Leimtellen – Asperger Weg – Nonnengärten – Tuchgraben geführt und schließlich unter dem Marktbrunnengäßle so verlegt, daß das Wasser unterirdisch und mit stetigem Gefälle dem Marktbrunnenstock zugeleitet werden konnte.

Vermutlich waren die Rohre ursprünglich aus Holz – sogenannten Deicheln – hergestellt. Das sind in Längsrichtung durchbohrte Holzstämmе, 2–3 m lang. Später wurden sie offensichtlich durch glasierte Tonröhren mit Spitzmuffen und einem lichten Durchmesser von etwa 6 bis 8 cm ersetzt. Der einstige Marktbrunnen war sicherlich ein steinerner Trog und stand nordwestlich des heutigen Brunnens. 1865 wurde dieser neue Brunnen im unterirdischen Teil mit behauenen Sandsteinen als etwa 2,5 m tiefer, achteckiger Behälter gemauert und oberirdisch mit einem achteckigen Ring aus 8 gußeisernen verschraubten Platten aufgestockt. Noch vor einigen Jahren floß aus den Brunnenröhren das Wasser der Marktbrunnenquelle. Heute wird es im Brunnen mit einer Pumpe umgewälzt und aus der Wasserleitung nachgespeist. Zwar war der Marktbrunnen wegen seines ständig fließenden Wassers einmalig, doch war er nicht der einzige Brunnen in der Stadt. In den tiefer gelegenen Gassen, in der Kirchgasse und insbesondere in der Wettegasse befanden sich weitere Schöpfbrunnen. Der Wettibrunnen besteht noch heute.

Der im letzten Jahr wieder freigelegte 13 m tiefe Schachtbrunnen auf dem Marktplatz,

dessen Alter nicht genau feststeht, reicht bis in die Grundwasser führenden Schichten des oberen Muschelkalks und diente wahrscheinlich nur bei Wasserknappheit der Oberflächenquellen zur Versorgung der belebtesten Stadt.

Wer unter seinem Haus einen Keller baute, hat fast immer eine wasserführende Schicht angeschnitten und kam so nebenbei zu einem Hausbrunnen. Noch heute sind in vielen Kellern solche Quelfassungen zu finden. Allerdings spenden sie kein Wasser mehr, weil durch Aufgrabungen in die wasserdeckenden Lettenschichten immer neue große

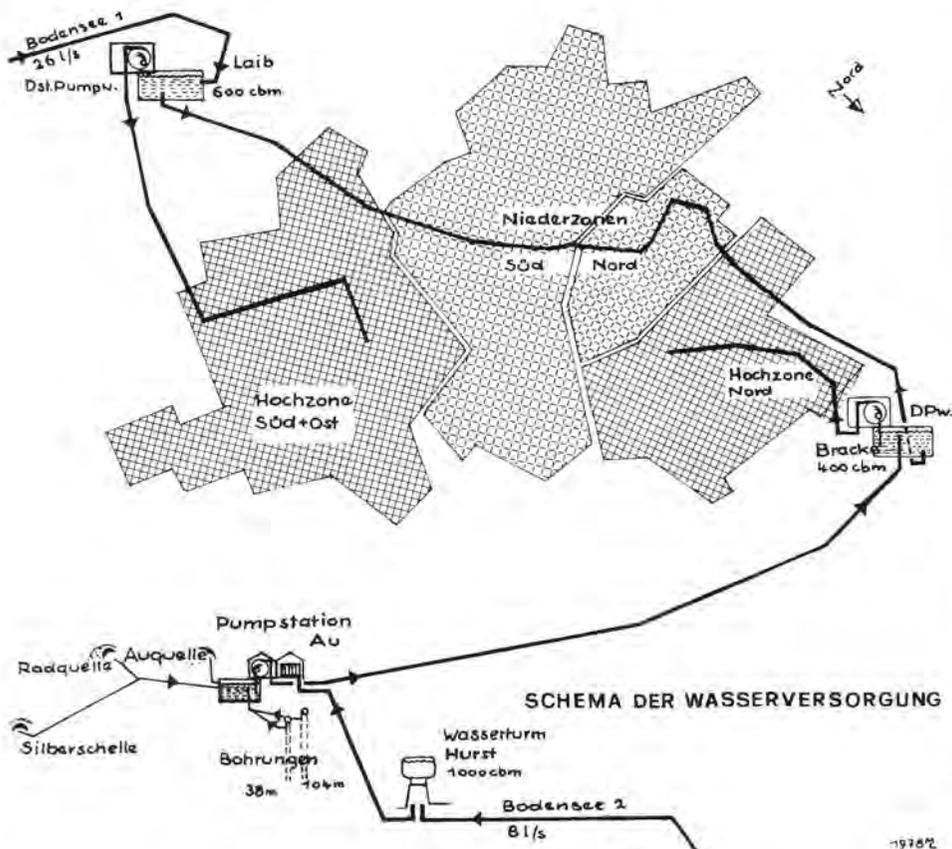
Wunden gerissen worden sind und der Wasserspiegel deshalb weit abgesunken ist.

Der steigende Wasserbedarf, hervorgerufen durch Industrialisierung, wachsende Hygiene und zunehmende Haustechnisierung, insbesondere aber so mancher wasserknapper Sommer machte zu Anfang des 20. Jahrhunderts wie überall auch hier eine großzügige öffentliche Wasserversorgung dringend notwendig.

Im Verlauf eines knappen halben Jahrzehnts wurde im Gewann Au an der Asperger Straße eine Quelle mit einer Ergiebigkeit von damals etwa 13 Litern pro Sekunde

– heute nur noch etwa 8 Liter pro Sekunde – gefaßt. Daneben entstand ein kleines Speicherbecken auf einer Normalhöhe von 254 m und darüber das Gebäude für eine Pumpstation, bestehend aus einem Gasmotor, der bald durch einen Kaelble-Ein-Zylinder-Dieselmotor mit einem imposanten Schwungrad ersetzt worden ist und im Aggregat mit einer Ein-Zylinder-Kolbenpumpe nebst Windkessel arbeitete. (Diese Anlage besteht als Museumsstück noch heute.)

Damals ist auf dem höchsten Punkt in Stadtnähe, 310 m über dem Meer, im Gewann „Bracken“ ein unterirdischer Wasserbehälter mit 400 000 Litern Inhalt gebaut worden. Er speicherte das Wasser für den Spitzenverbrauch und für Feuerlöschzwecke.



Von der Pumpstation „Au“ durch das ganze Stadtgebiet hindurch bis zum Wasserbehälter wurden Gräben gezogen (natürlich noch in harter Handarbeit) und gußeiserne Rohre eingelegt. Ein einzelnes, etwa 5 m langes Rohrstück hatte an einem Ende eine Muffe, die über das entgegengesetzte Ende des anderen Rohres gesteckt und dann mit flüssigem Blei ausgegossen wurde. Ein Hauptstrang mit einem Durchmesser von etwa 12 cm liegt unter der Asperger-Bahnhofstraße–Ostergasse–Schloßgasse–Unterriexinger Straße. Von ihm zweigen Nebenleitungen, die mit „Schiebern“ (Ventilen) in Schächten an die Hauptleitungen angeschlossen sind, in die Seitenstraßen ab. Von den Nebenleitungen oder auch von den Schieberschächten, die überdies mit Feuerlöschhydranten ausgestattet sind, verzweigen sich die Leitungen in die einzelnen Grundstücke. Das Rohrsystem ist so angelegt, daß die Nebenleitungen untereinander ringförmig verbunden sind, um bei Rohrbrüchen den totalen Ausfall der Versorgung für ein Quartier durch die Möglichkeit des Wasserzuflusses von der einen oder anderen Seite her zu vermeiden.

Seit etwa dem Jahre 1910 also konnten die Bürger der Stadt durch diese gemeinschaftliche Einrichtung das Wasser in ihren Häusern und Wohnungen aus dem Hahn fließen

lassen. Das mühsame Wassertragen gehörte der Vergangenheit an, aber auch das damit verbundene und gewohnte „Schwätzle am Marktbrunnen“.

Die Auquelle allein konnte den ständig steigenden Wasserbedarf bald nicht mehr decken. Im Jahre 1921 faßte man im Gewinn Rad und im Gewinn Silberschellen zwei weitere Quellen mit einer Schüttung von zusammen 6 l/s. Von ihnen wurde das Wasser über eine Rohrleitung im freien Gefälle der Pumpstation Au zugeführt.

Auch die Leistung der Kolbenpumpe war zu gering geworden. Sie wurde durch eine elektromotorisch getriebene „moderne“ Kreiselpumpe unterstützt.

Im Jahre 1955 hatte wiederum der Wasserbedarf das Wasserdargebot überrundet. So war der Zeitpunkt für eine weitere Verbesserung der Wassergewinnung und Speicherung gekommen. Man ging dazu über, das Wasser aus der Tiefe zu holen, und trieb bei der Pumpstation zuerst eine Bohrung bis auf 38 m hinunter. Aus ihr konnten mittels einer elektrischen Unterwasserpumpe bis zu 3 Liter pro Sekunde gefördert und bei einer zweiten Bohrung aus etwa 104 m Tiefe in gleicher Weise bis zu 4 Liter pro Sekunde entnommen werden. Etwa zur gleichen Zeit wurde im Gewinn „Laib“ ein zweiter unterirdischer Behälter mit einem Inhalt von 600 000 Litern samt einer neuen Zuleitung gebaut. In wasserreichen Jahreszeiten betrug nun die Wasserförderung theoretisch rund 20 Liter pro Sekunde.

Der trockene Sommer 1960 brachte dennoch der Stadt den Zusammenbruch der Wasserversorgung, und in einer historischen Stunde beschloß der Gemeinderat nach einer stürmisch verlaufenen Debatte, die Wasserversorgung der Stadt durch den Anschluß an das landesweite Netz der „Bodenseewasserversorgung“ endgültig sicherzustellen. Seither wird der Behälter auf Laib vom „Bodensee“ mit einer Spitzenmenge von 25 Litern pro Sekunde gespeist.

Zusammen mit dem eigengeförderten Wasser besteht derzeit ein Wasserdargebot bis

zu etwa 45 l/s und ein Speichervolumen von 1 Million Litern.

Wegen zunehmender Verkrustung der Rohre durch Ablagerungen aus dem sehr harten, kalkhaltigen Wasser und dem weiter steigenden Wasserverbrauch floß durch das Netz zu wenig Wasser, um am Ende die beiden Behälter für den Spitzenverbrauch genügend aufzufüllen. Die Speicherkapazität war nicht mehr voll ausgelastet, und die Verbrauchsspitzen konnten nicht mehr abgedeckt werden. Diesem Mangel wurde durch den Bau einer direkten Fülleitung mit einem Durchmesser von 20 cm von der Pumpstation Au über das Gewinn Flohberg zum Behälter „Bracke“ abgeholfen. Für eine kurze Zeitspanne war die Wasserversorgung ins Lot gebracht. Die Zufriedenheit währte jedoch nicht lang. In den höher gelegenen Gebieten im Norden und später im Osten der Stadt in „Landern“ wurden Klagen laut wegen zu geringen Wasserdruckes, hervorgerufen hauptsächlich durch die zunehmende Ausstattung der Haushalte mit Wasch- und Spülautomaten, die nicht nur im Keller, sondern auch in den obersten Stockwerken der Häuser, also im Bereich des geringsten Wasserdruckes, installiert werden.

Zur Abhilfe boten sich an:

ein Wasserturm oder elektromechanische Drucksteigerung und Aufteilung in Höhenzonen.

Die Berechnung der Wirtschaftlichkeit fiel zugunsten der Drucksteigerungspumpwerke unter vorläufiger Nutzung des an sich geringen Speichervolumens aus. Sie können der weiteren Entwicklung am flexibelsten angepaßt werden, und im Bedarfsfalle kann der notwendige größere Speicherraum mit weiteren, billigen Unterflurbehältern geschaffen werden.

So entstand 1968 neben dem Behälter an der Bracke und 1972 neben dem Behälter Laib in Verbindung mit der Wasserversorgung auf Landern je 1 Drucksteigerungspumpwerk, installiert mit je 1 Pumpenpaar und für die Zukunft ausgelegt für je

6 Pumpaggregate. Aus diesem Versorgungssystem folgte, daß das Stadtgebiet in 2×2 Versorgungszonen eingeteilt werden mußte:

eine Zone, die nur mit Bodenseewasser, das sehr weich (9 dH) ist, und eine zweite Zone, die nur mit bodenständigem eigengeförderten Quellwasser, das sehr hart ist (28 dH), versorgt wird.

Die unkontrollierte Mischung beider Wasserarten würde zu Korrosionen im Netz und auf Dauer auch zur Zerstörung selbst von Hausleitungen führen.

Jede dieser beiden Zonen ist weiter unterteilt nach der geodätischen Höhenlage. Die hochgelegenen Stadtteile werden zur Sicherstellung eines relativ gleichbleibenden Wasserdruckes über die Drucksteigerungspumpwerke versorgt, während den tiefergelegenen Quartieren das Wasser direkt aus den Behältern zugeleitet wird.

Mit diesem derzeitigen Versorgungssystem endet der geschichtliche Überblick.

Für die zukünftige Entwicklung der Stadt, die selbstverständlich ihre Grenze hat und gerade bei der Wasserversorgung gesetzt bekommen wird, ist vorgesorgt:

Es wird spätestens 1980 ein zweiter „Anschluß an den Bodensee“ hergestellt werden müssen. Diese Zuleitung fördert dann weitere 8 Liter pro Sekunde in einen Wasserturm beim Rehabilitationszentrum, der spiegelgleich mit den beiden anderen Wasserbehältern liegt. Er wird mit der Pumpstation Au verbunden. Dort soll künftig das Bodenseewasser mit dem eigenen Wasser kontrolliert, dosiert gemischt und dem Behälter Bracke zugeleitet werden. Für die Versorgung des geplanten Wohngebietes Hart im Westen der Stadt und zur Schaffung von mehr Speicherkapazität wird zunächst beim Behälter an der Bracke und später auch auf Laib ein weiterer Unterflurbehälter zu bauen sein.

Martin Leiberich, Stadtbaurat



Mit seinem vorkragenden Obergeschoß, das geschweifte, verzierte Büge abstützen, war das Haus Dangel in der Kirchgasse wohl sehr reizvoll, mit dem hinten anschließenden „Kriegsministerium“ aber in einem solchen Ausmaß baufällig, daß es nicht erhalten werden konnte.

Alte Stadt in neuem Glanz

Die Sanierung der Markgröninger Altstadt

Markgröningen macht Ernst mit der Altstadtsanierung. Der Beginn der ersten konkreten Baumaßnahmen ist bereits gemacht. Die – zugegeben – lange Zeit der vorbereitenden Beratungen, Planungen, Entwürfe und Befragungen war notwendig, um zu Beginn eines so bedeutsamen Vorhabens, wie es die Altstadtsanierung ist, die Weichen richtig zu stellen. Versäumnisse und Fehler am Anfang würden möglicherweise später nicht mehr zu korrigieren sein.

Die Anfänge der Stadtsanierung gehen zurück bis in das Jahr 1961, als der Gemeinderat einen Beschluß über die Aufstellung eines Sanierungsplanes faßte. Bis zum Jahre 1975 konnte der Sanierungsrahmenplan vom Büro Prof. Lutz in Stuttgart für die gesamte Altstadt hergestellt und beschlossen werden. Im April 1975 wurde die Landsiedlung Baden-Württemberg mit den vom Städtebauförderungsgesetz vorgeschriebenen vorbereitenden Untersuchungen beauftragt und gleichzeitig die Überarbeitung des aus dem Jahre 1972 stammenden Rahmenplanes unter Beachtung des Verkehrsgutachtens durchgeführt. Im Februar 1976 wurde die Landsiedlung Baden-Württemberg als förmlicher Sanierungsträger mit den bodenordnenden Maßnahmen beauftragt.

Die Altstadtsanierung bedeutet für die Stadt Markgröningen nicht nur die Instandsetzung und Modernisierung alter Häuser, sondern vielmehr: Die Wiederbelebung und Stärkung des alten Stadtzentrums bei gleichzeitigem Schutz des historisch gewachsenen Stadtbildes. Die rasche Entwicklung der Stadt nach dem Kriege mit dem außerordentlich hohen Wohnungsbedarf und den daraus resultierenden Infrastrukturmaßnahmen (Bau von Schulen, Kläranlage, Neubaugebiete für den Wohnungsbau) brachten es mit sich, daß in der Innenstadt, die reich an Baudenkmalern des Mittelalters ist, nur wenig zur Erhaltung eben dieser wertvollen Gebäude getan werden konnte. Viele Hauseigentümer in der Altstadt bauten an der

Peripherie, verließen die alten Häuser und vermieteten sie an Gastarbeiterfamilien, die durch die mitlaufende weitere Industrialisierung der Stadt unbedingt für das Arbeitsleben notwendig waren und sind. Diese einseitige Entwicklung war der Struktur der Innenstadt nicht dienlich. Da sich gleichzeitig außerhalb der Altstadt auf den Sektoren Handel und Gewerbe neue Geschäfte ansiedelten oder schon bestehende aus dem engen Zentrum aussiedelten, geriet die Altstadt bald in den Schatten der sich rasch ausbreitenden Neubaugebiete.

Der alte Stadtkern verlor also allmählich seine frühere Bedeutung.

Als noch alle Funktionen des Menschen in unseren Städten, mitsamt ihrem Umland, vereint waren, da kamen sie wenigstens für ihre Zeit dem „menschlichen Maß“ nahe, das der in Amerika lebende Stadtplaner Constantinos Doxiades fordert, damit unsere Städte so strukturiert würden, daß der



Das „Blech vorm Holzhaus“ brachte alltäglich nicht nur optischen Ärger auf dem Marktplatz.

Mensch in ihnen wirklich Mensch sein kann. Die Stadt des Mittelalters, die Schutz bot – auch ihrem Umland –, sie war Zufluchtstätte und Heimat, auf die ihre Bürger stolz waren. Sie bot Arbeit und soziale Sicherheit, Freiheit und Gerechtigkeit, mindestens denen, die das Bürgerrecht besaßen. Aufgrund der Aufgaben, der Funktionen, die die Städte zu erfüllen hatten und erfüllen konnten, waren sie stark, angesehen, mächtig. Mauern und Grenzen kamen ihnen dabei zustatten. An dieser mittelalterlichen Stadt erleben wir, daß es wohl die Menschen waren, die diese Stadt machten und ausmachten, und doch gehören die Mauern, die Bauwerke, die Gassen und Straßen mit zum Wesen unserer wie einer jeden Stadt.

Auch das gab es inmitten der „mittelalterlichen“ Stadt. Der Kamin der früheren Gerberei Schütt fiel, und das gesamte Quartier „Gerbergäble“ steht zur stilgerechten und fußgängerfreundlichen Gestaltung heran.

Es wäre falsch, beim heutigen Planen und Bauen ausschließlich am äußeren Bild der mittelalterlichen Stadt hängenzubleiben und sich nur daran zu orientieren. Sentimentalität, Gefühlsduselei und Nostalgie sind falsch am Platz; nicht aus dem Glauben an die gute alte Zeit heraus sollte das Bild der mittelalterlichen Stadt noch einmal wachgerufen werden. Dem heute vorherrschenden Gleichmaß städtebaulicher Langeweile und der zuweilen anzutreffenden Planlosigkeit der Gestaltung des Raumes sollte aber gewehrt werden. Unsere Stadt soll ihr unverwechselbares Gesicht behalten und wieder erhalten, das keine Langeweile aufkommen läßt. Gerade in einer Zeit, deren Kennzeichen die Mobilität ist, da der Mensch rastlos unterwegs ist, brauchen wir Gegengewichte zum ruhelosen Hin und Her. Unsere Städte müssen einladen zum Ausruhen und Verweilen.

Dem Bericht über die vorbereitenden Untersuchungen der Landsiedlung waren z. T.



Steinpflaster, Kübel mit bunten Blumen, Sitzbänke und stilvolle Kandelaber erfreuen nun jedermann.

alarmierende Einzelheiten und Tatsachen über die Zustände in der Innenstadt zu entnehmen. Die Qualität der Wohnungen in den untersuchten Gebäuden ließ mit großer Mehrheit schwere Mängel erkennen. Der Anteil der dort wohnenden Ausländer beträgt in verschiedenen Bezirken über 50 bis zu 60 % der Bevölkerung. Außerdem war der Anteil älterer Menschen in der Gruppe der dort lebenden Deutschen sehr groß. Auf dem Sektor von Handel und Gewerbe war zwar festzustellen, daß im Bereich der Ostergasse, des Marktplatzes und der Kirchgasse ein befriedigendes Angebot vorliegt, jedoch ist ein sehr starker Sog, insbesondere auf dem Gebiet der Lebensmittelversorgung, in den Bereich von Grabenstraße und Bahnhofstraße zu beobachten. Da hier außerdem beide Geldinstitute am Ort ihren Sitz haben, wird ein beträchtlicher Teil der in Markgröningen vorhandenen Kaufkraft aus der Innenstadt abgezogen, was letztendlich zu deren Verödung führen muß.

Außer dem Untersuchungsbericht der beauftragten Firma veranstaltete die Stadtverwaltung selbst eine Umfrage unter den Markgröninger Haushalten um festzustellen, welche zusätzlichen Einrichtungen die Bürger und Einwohner sich in der Innenstadt wünschen würden. Das Ergebnis war von der Beteiligung her zufriedenstellend. Erstaunlich war, daß die Wünsche sich in weiten Teilen entsprachen. Besonders fiel auf, daß sowohl ein weiteres Cafe als auch eine Diskothek – diese überwiegend von Jugendlichen – gefordert wurden. Auch die angeregte Schaffung einer Fußgängerzone in der Innenstadt fand mehrheitlich Beifall.

Aufgrund dieses sehr gründlich erarbeiteten Materials und unter größtmöglicher Beteiligung der Bürger (zwei Bürgerversammlungen) an diesem Entstehungsprozeß einer Meinungsbildung hat der Gemeinderat folgende Ziele zur Sanierung der Innenstadt beschlossen:

Der historische und weitgehend denkmalgeschützte Stadtkern ist in seiner städtebaulichen Struktur zu erhalten, die Bausubstanz, wo notwendig, durch Modernisierung zu verbessern, um damit die Sozialstruktur positiv zu verändern, die Infrastruktur der Innenstadt vielfältiger zu gestalten, deren Attraktivität zu erhöhen und im Bewußtsein der kulturhistorischen Bedeutung, die Stadtsilhouette zu bewahren.

Gespannt war man bei Gemeinderat und Verwaltung darauf, wie die tatsächlich Betroffenen auf den Beschluß reagieren würden, die Sanierung in Kraft zu setzen. Hierbei war man sich jedoch der Tatsache bewußt, daß die Stadt selbst mit gutem Beispiel vorangehen müsse, um so überhaupt erst einmal außer der finanziellen Forderung von privaten Modernisierungsmaßnahmen einen weiteren Anreiz zur Investition und Aufwertung der Innenstadt zu schaffen. Deshalb wurde im Jahre 1977 der Beschluß gefaßt, den bisher von parkenden Autos verunstalteten Marktplatz, der eine häßliche Asphaltdecke aufwies, mit einer hellgrauen Granitpflasterung nach einem mit dem Landesdenkmalamt abgesprochenen Muster zu versehen. Gleichzeitig war daran gedacht, im Bereich Marktplatz und Kirchgasse eine reine Fußgängerzone einzuführen, wobei der nördliche Teil des Marktplatzes zur Schloßgasse für den Anliegerverkehr der dort befindlichen Gebäude zeitlich beschränkt befahrbar bleiben sollte. Der Gemeinderat machte seine endgültige Zustimmung davon abhängig, daß bis zum Abschluß der Bauarbeiten auf dem Marktplatz eine mindestens gleichgroße Anzahl von Pkw-Stellplätzen in unmittelbarer Nähe geschaffen werden müßte. Dies gelang durch den Kauf eines landwirtschaftlichen Anwesens von zwei Scheuern unmittelbar hinter dem Rathaus; weitere Parkplätze konnten durch die Auflösung eines schlecht angenommenen Kinderspielplatzes im Turmgäßle gewonnen werden.

Anfangs war bei der Bevölkerung das Pflastern des Marktplatzes außerordentlich umstritten und stieß sogar in weiten Teilen auf



Unverständnis. Gegen die Absicht, eine Fußgängerzone einzuführen, äußerten insbesondere Handel und Gewerbe sehr große Bedenken, da die Erfahrung gezeigt hatte, daß die Käufer möglichst bis unmittelbar vor das jeweilige Geschäft fahren wollten und nicht bereit waren, größere Wegstrecken zu Fuß zurückzulegen. Durch die starke Konkurrenz im Großraum Stuttgart und die Möglichkeit, bei Großeinkaufszentren direkt am Gebäude halten und parken zu können, fürchtete man, den vorhandenen Käuferstamm zu einem beträchtlichen Teil einzubüßen. Doch schon während der Bauarbeiten konnte festgestellt werden, daß trotz aller Schwierigkeiten die Stammkundschaft weiterhin versuchte, ihre Geschäfte zu erreichen. Außerdem liegen die beiden neu geschaffenen Parkflächen nicht mehr als 50 m vom Marktplatz entfernt, und diese Strecke wurde von den Käufern akzeptiert.

Nach Abschluß der Bauarbeiten wurde entsprechend dem Wunsch des Gemeinderats die nördliche Fahrstrecke am Marktplatz für den Verkehr wieder freigegeben. Überraschenderweise erhob sich – sowohl von Handel und Gewerbe als auch von Kunden – unmittelbar darauf heftiger Widerstand.

Man konnte sich während der Bauzeit völlig ungefährdet im Marktplatzbereich bewegen, konnte mit Kinderwagen fahren oder seine Kinder auch einmal unbeaufsichtigt sich selbst überlassen. Nur wenige Tage nach der Öffnung dieses Teilstücks am Marktplatz für den fahrenden Verkehr konnte der Gemeinderat die vollständige Sperrung des Marktplatzes beschließen.

Seither ist der Marktplatz zu einem echten Kommunikationszentrum – wie er es auch früher war – geworden. Während der warmen Jahreszeit trifft sich nun die Bevölkerung den ganzen Tag über bis in die späten Nachtstunden auf „ihrem“ Marktplatz, und die anliegenden Gaststätten und ein Cafe nützen die Gelegenheit, Bewirtungsmöglichkeiten im Freien zu schaffen, die außerordentlich stark in Anspruch genommen

wurden. Vor dem Gasthaus „Zur Krone“ wurde eine Linde gepflanzt und gegen die Kirchgasse herunter wurde ein alter Ziehbrunnen mit einer Tiefe von 14 m wieder aufgedeckt und mit einer geschmiedeten Kuppel versehen. In der Zwischenzeit ist auch die Kritik am Pflaster weitgehend verstummt, weil sich gezeigt hat, daß sich dieses Pflaster – auch während der kalten Jahreszeit – gut begehen läßt. Nach heute weit überwiegender Meinung in der Bevölkerung kann das Projekt Marktplatz als durchaus gelungen bezeichnet werden und als echte Vorleistung der Stadt im Rahmen der Sanierung Anreiz geben für private Initiativen. Es brauchte im privaten Bereich immerhin eine beinahe zweijährige Anlaufzeit, bis die ersten Interessenten begannen, die doch sehr namhaften Zuschüsse von Bund, Land



und Stadt in Anspruch zu nehmen. Alle Maßnahmen von Gemeinderat und Verwaltung müssen aber ohne durchschlagenden Erfolg bleiben, wenn sich die privaten Gebäudeeigentümer nicht ebenfalls ernsthaft um die Modernisierung ihrer Gebäude bemühen, um bessere Wohn- und Lebensverhältnisse in der Innenstadt zu schaffen. Ganz gezielt wurden alle Hauseigentümer im förmlich festgelegten Gebiet aufgesucht und intensiv über ihre Möglichkeiten sowohl in planerischer, als auch finanzieller Hinsicht beraten. Heute kann gesagt werden, daß im gesamten Marktplatzbereich Bauvorhaben mindestens planerisch angelaufen sind und bis in zwei Jahren abgeschlossen sein werden. Dazu gehört – und das ist für die Stadt besonders wichtig –, daß auch die Fassaden entsprechend dem Stil der Alt-

Ausgesprochen sauber wirkt das Haus Wixler in der Schloßgasse mit dem in seiner Schlichtheit so ausdrucksvollen, bäuerlichen Fachwerk (links). Das typische Patrizierhaus Egler (rechts), mit 1476 datiert – das älteste noch bestehende und viel reicher ausgestattet –, bestimmt den Bereich unterer Marktplatz–Kirchgasse wesentlich mit.





stadt hergerichtet werden. Für den Markt-
platz wurde ein Farbleitplan geschaffen, der
bereits erste Erfolge zeigt. Interessant hier-
bei ist, daß nicht unbedingt gefordert und
gewollt ist, daß Fachwerk wieder sichtbar
gemacht wird. Landesdenkmalamt, Planer
und auch die Stadt vertreten die Ansicht,
daß durch entsprechende farbliche Ausfüh-
rung der Fassade ebenfalls ein guter Ge-
samteindruck entstehen kann.

Im Bezug auf privates Engagement muß
besonders das in Markgröningen als „Ber-
nersches Haus“ bekannte Gebäude erwähnt
werden. Dieses Haus wurde von der Stadt
an einen Privatmann verkauft, der durch

Markttreiben am Schäferlahtag um Wimpelin-
haus und Obertorturm.

Bild unten: sichtbarer „Schandfleck“ wurde das
ehemals Bernersche Haus, nachdem der Abbruch
des davorstehenden baufälligen Hauses Dangel
den Blick freigab.



„berufliche Vorbelastung“ die Gewähr dafür bot, daß er dieses Haus wieder völlig stilgerecht herrichten würde. Die Baumaßnahme ist abgeschlossen, und der Erfolg ist nicht zu übersehen. Nach anfänglicher großer Skepsis bei der Bevölkerung hat das Gebäude heute wieder den Stolz aller Markgröninger Bürger und Einwohner angeregt und kann als Beispiel für weitere Initiativen dienen. Nicht vergessen werden dürfen hier die Bemühungen der Gebäudeeigentümer Kirchgasse 6, des Wimpelinhauses, und des Gebäudes Schloßgasse 8, die zum Teil schon vor Jahren ihre wertvollen Häuser restaurieren ließen.



Und so wurde aus dem „Schandfleck“ ein „Schmuckkästchen“. Zudem spornte es zur Verbesserung der gegenüberliegenden Hausfassaden an und bildet nun den notwendigen optischen Abschluß des Marktplatzes an seinem unteren Ende.





Oben das Spital zum Heiligen Geist nach Renovierung des 1. Abschnitts. Unten der 2. Abschnitt, seit Sommer 1978 für gut ein Jahr lang im „ausgebeinten“ Zustand. Trotzdem ist schon der imposante fertige Bau zu ahnen.



Aber auch die Stadt selbst hat auf dem Gebiet des Hochbaus gezeigt, daß mit modernen Mitteln Althergebrachtes wieder hergestellt und instandgesetzt werden kann. Das Spital zum Heiligen Geist wurde im 1. Bauabschnitt mit Geldern aus dem Konjunkturförderungsprogramm großzügig wiederhergerichtet. Neben einem neuen Sitzungssaal für den Gemeinderat konnten kirchliche und Vereinsräume geschaffen werden. Der bereits vorhandene große Keller mit einem Tonnengewölbe wurde als Versammlungsraum von der Stadt so ausgestattet, daß unter Einbeziehung einer modernen Küche auch eine Bewirtung jederzeit möglich ist. Bemerkenswert war dazu ein Beschluß des Gemeinderats, der zuläßt, daß alle Markgröninger Gastwirte bei Bedarf dieses Kellerlokal für größere Veranstaltungen anmieten können. Im 2. Bauabschnitt, der sich derzeit in der Rohbauphase befindet, soll unter weitestmöglicher Erhaltung der vorhandenen Konstruktion die Stadtbücherei in drei Geschossen untergebracht werden. Nach Abschluß dieser Gesamtmaßnahme mit einem Aufwand von rund 3 Millionen DM hat die Stadt ein Schmuckstück wieder hergestellt und erhalten, mit dem sie beweisen kann, daß Altes tatsächlich modernisiert und auch vernünftigen Zwecken zugeführt werden kann.

Das gute Ergebnis hat die anfänglichen Skeptiker hier ebenso bald und gründlich verstummen lassen, wie bei der Zehntscheuer, die durch die Stadt erworben werden konnte und wieder ihr früheres Aussehen erhalten hat.

Dennoch ruht sich die Stadt auf ihren Erfolgen nicht aus. Weiter wird ununterbrochen mit allen Betroffenen verhandelt, es wird nach wie vor informiert, und es werden nach wie vor Vorschläge zur Sanierung der Innenstadt angenommen. Das Ziel ist noch lange nicht erreicht, denn nach Abschluß der jetzigen Maßnahme sind immer noch große Teile der Innenstadt nicht so hergestellt, wie es Vergangenheit und Zukunft der Stadt erfordern.



Die erhaltenswerte und das Stadtbild prägende Substanz aus sieben Jahrhunderten erstreckt sich in Markgröningen über den gesamten Bereich innerhalb der einstigen Stadtmauer. Da die Altstadt bei gedrosseltem Kraftfahrzeugverkehr Zentrum des Geschäftslebens mit hohem Wohnwert bleiben, ja zunehmend werden soll, zwingt dies zu einer Symbiose mit der lebensnotwendigen Moderne in allen Lebensbereichen. Um die Altstadt herum ist der fließende Verkehr zügig und sicher zu führen, unmittelbar an ihrem Rand ist für den ruhenden ausreichend Parkraum zu schaffen. Die Lichtsignalanlage am „Bankenzentrum“ ist mit diesem selbst ein Schritt zur Lösung in dieser Richtung.

Wenn es gelingen wird, das Bewußtsein der Bürger und Einwohner für „ihre“ Stadt weiter zu bilden und zu stärken und weitere Gebiete der Altstadt in Förderprogramme von Bund und Land aufzunehmen, dann wird die historische Innenstadt der Stadt Markgröningen nicht mehr länger sterben oder zum Museum werden, sondern tatsächlich wieder lebens- und erlebenswert für jeden sein.

Heinrich Vogel, Bürgermeister

Neben dem Fruchtkasten, den Herzog Eberhard im Bart 1495 errichten ließ, erstrahlt nun auch die städtische Zehntscheuer im neuen Glanz. Sie ist dazu ausersehen, das im Aufbau befindliche Heimatmuseum aufzunehmen. Auch die Privathäuser gegenüber und stadteinwärts tragen nach ihrer Renovierung zu dem ansprechenden Bild des „herrschaftlichen Zentrums“ heute bei.



Amt und Oberamt Markgröningen

Eine württembergische Landstadt, wie es Markgröningen am 1. Oktober 1336 geworden war, war Verwaltungsmittelpunkt in einem Amtsbezirk der Grafschaft. Die Amtsbezirke waren aus den früheren Gauen hervorgegangen. Nach außen hin zeigte sich die Herrschaft des Landesherrn auf dieser Ebene am deutlichsten darin, daß die ehemaligen Gaugerichte zu Landgerichten und von der Mitte des 14. Jahrhunderts an mit den Stadtgerichten vereinigt wurden. An ihrer Spitze standen die vom Landesherrn ernannten Vögte (teils auch Schultheiß oder Keller geheiß).

Für die vorher Freie Reichsstadt, die als Verwaltungseinheit selbständig und allein auf sich gestellt war, gab es kein von ihr abhängiges Umland, das nach der Übernahme durch Württemberg hätte zum Amtsbezirk werden können. Die Dörfer rings um unsere Stadt herum waren an Leonberg, Vaihingen a. d. Enz, Marbach und Asperg vergeben. Wohl wurde Asperg selbst erst 1510 zur Stadt erhoben, doch gab es frühzeitig ein von der Feste auf der Höhe her verwaltetes Amt Asperg.

Als Tamm 1351 nach Verhandlungen in Gröningen am 21. Juli aus dem Besitz der Gräfin von Veringen an Württemberg kam, wurde es zugleich unser erster Amtsort. Eine kirchliche Filiale war es vordem schon gewesen. Dies sei nebenher erwähnt, weil es seinen Schutzpatron Bartholomäus an die Schäferstadt abgegeben hat.

Schwieberdingen gehörte 1399 noch nachweislich zu Leonberg. Zwischen 1418 und 1424 kam es als zweiter Amtsort zu Gröningen. Da es aber teilweise in Händen der Herren von Nippenburg blieb, gab es mit den Württembergern oft Streit. 1562 hat man vereinbart, daß der Gröninger Vogt in Schwieberdingen zweimal jährlich Gericht hält, dies den Nippenburgern aber 8 Tage vorher ankündigen muß. Darauf hatte die Gemeinde beiden Herren zu huldigen.

Eine Vermögensschätzung (von Zeit zu Zeit als Grundlage der Besteuerung vorgenommen) im Jahre 1448 zu Gröningen, läßt auf folgende Amtsorte schließen: Bissingen,

Eglosheim, Heutingsheim, Möglingen, Münchingen, Oßweil, Pflugfelden, Schwieberdingen, Tamm und Unterriexingen. Das Amt hatte sich also im Laufe von 2 Jahrzehnten recht gut entwickelt.

Ein Lagerbuch (Grundbuch) von 1523 teilt überraschend von den Gröninger Amtsorten Bissingen, Eglosheim, Hoheneck, Pflugfelden und Tamm dem Amt Asperg zu. Bei Gröningen nennt es Hochdorf, Klein- und Großsachsenheim, Metterzimmern, Möglingen, Münchingen, Unterberg und trotz der Aufführung bei Asperg auch noch Pflugfelden.

Im Lagerbuch von 1565 erscheinen alle im letzten Absatz genannten Orte doppelt, also bei beiden Ämtern. Das verwirrt, bringt aber zugleich die Lösung: Gülten und Zins wurden an den Keller in Asperg abgeliefert, die Gerichtshoheit hatte der Vogt in Gröningen. Die Wurzel für dieses Hin und Her wie für die Teilung der Gewalt in einen steuerlichen Bereich und einen verwaltungsmäßigen, gerichtlichen liegt in dem eingangs erwähnten Umstand, daß Gröningen bei der Bildung des Amtes das Umland fehlte. Dadurch bestanden von Anbeginn Rivalitäten mit allen Nachbarn, die seinerzeit Orte abgeben mußten. Und um Ruhe zu schaffen und (damals noch) niemandem weh zu tun, fanden die Landesherrn dann solche Lösungen.

In dem Bericht der Amtsstädte, der 1652, vier Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, als Grundlage für die Landessteuer gegeben werden mußte, nennt Markgröningen neben der Stadt selbst 8 Amtsorte, nämlich Bissingen, Eglosheim, Möglingen, Münchingen, Oßweil, Pflugfelden, Schwieberdingen und Tamm. Auch wenn diese 9 Gemeinden nun komplett, also verwaltungsmäßig, steuerlich und gerichtlich, zum Amt Markgröningen gehörten, hatte es seinen Höhepunkt offensichtlich überschritten. Er ist im 16. Jahrhundert festzustellen, als die Gröninger Vögte ihre Gerichtshoheit in nicht weniger als 3 Städten und 12 Dörfern ausübten.

Bald sollte es aber noch schlimmer um das Amt Gröningen bestellt sein. Herzog Eber-

hard Ludwig ließ im Jahre 1704 im Wald zwischen Hoheneck und Eglosheim an Stelle des dortigen Jagdschlößchens den Bau seines großzügigen Schlosses beginnen. Der Gemeinde, die in dessen Gefolge entstand, gab er seinen Namen, erhob Ludwigsburg mit seinen 600 Einwohnern (Markgröningen hatte zur gleichen Zeit über 1500) schon 1718 zur Stadt und ernannte diese neben Stuttgart und Tübingen zur dritten Hauptstadt des Landes.

So viel Protektion in unmittelbarer Nachbarschaft mußte sich zum Schaden von Stadt und Amt Markgröningen auswirken. Da konnte eine nach Stuttgart entsandte Protestschrift den Niedergang nur hinhalten, nicht verhindern.

Im Jahre 1719 wurde das Oberamt Ludwigsburg „formiert“. Ihm wurden Asperg, Hoheneck, Kornwestheim, Neckarweihingen und Zuffenhausen zugeschlagen. Dann die in Händen von Ortsadeligen befindlichen Gemeinden Geisingen, Heutingsheim, Stammheim und Zazenhausen, Beihingen zur Hälfte. Schließlich wurden ihm als „inkorporiertem Amt Gröningen“ die Gemeinde Bissingen, Eglosheim, Möglingen, Münchingen, Oßweil, Pflugfelden, Schwieberdingen und Tamm eingegliedert.

Der übergeordnete Ludwigsburger Vogt nannte sich nun „Stadtvogt“, der in Markgröningen „Ludwigsburger Amtsvogt in Gröningen“. Die städtischen Vorrechte wurden für Asperg, Hoheneck und Markgröningen erneut bestätigt. Die alten Zunftladen der Handwerker wurden aber aus diesen Städten nach Ludwigsburg verlegt, um das Geschäftsleben dort anzukurbeln. Lediglich die Zunft der Schäfer durfte Markgröningen behalten.

Im Jahre 1720 protestierte Markgröningen noch einmal gegen den Verlust seines Oberamtes. Der Herzog ließ sich daraufhin herab, 1722 die Selbständigkeit von „Stadt und Amt“ wieder herzustellen. Der Preis für seine Gnade war allerdings die Abtrennung von Eglosheim, Oßweil und Pflugfelden zugunsten von Ludwigsburg. Es kam deswegen in der Stadt regelrecht zum Aufstand. Man empfand es ungerecht, daß Leonberg



Der Blick auf Markgröningen (von Südwesten), als es noch Oberamtsstadt und ringsum mit Mauern und Türmen bewehrt war.

und Cannstatt für ihre an Ludwigsburg abgetretenen Orte in Geld entschädigt wurden, Markgröningen aber nicht.

Als die Stadt 1731 wiederum einen Vorstoß zur Rückgewinnung der drei Orte unternahm, schaltete man den Rechtsgelehrten Faber ein, bestach offen Männer mit Einfluß beim Herzog – alles vergeblich, denn er starb 1733, bevor ein Ergebnis greifbar war.

Der Vormund seines unmündigen Nachfolgers Karl Eugen, Herzog-Administrator Karl Friedrich, beendete das Hin und Her schnell und rigoros. Markgröningen verlor die drei Orte endgültig. Zu den fünf verbliebenen, Bissingen, Möglingen, Münchingen, Schwieberdingen und Tamm, war 1732 jedoch zum Trost als sechster Unterriexingen vom Amt Vaihingen dazugekommen.

Was damals mit Geld zu erreichen war, erwies sich 1762, als Tamm und Möglingen dem Ludwigsburger Amt einverleibt wurden. Um den Verlust wettzumachen, trat man an den für solcherlei „Geschäfte“ bekannten Direktor Wittleder heran, zahlte ihm 2000 Gulden, erhielt dafür Oberriexin-

gen vom Amt Vaihingen und Ditzingen vom Amt Leonberg. Die Freude darüber war indes nur von kurzer Dauer. Herzog Carl hatte vergnügte Tage in Vaihingen verbracht, wollte sich dafür erkenntlich zeigen und gab Oberriexingen diesem Amt schon 1769 wieder zurück. Ein Jahr später ging Ditzingen im Zuge eines Erbvergleichs ebenfalls verloren – und damit die schönen 2000 Gulden, die man gutgläubig des Herzogs Direktor gezahlt hatte. Bissingen hatte vorher gewarnt, doch Markgröningen nicht gehört, weil es nicht wahrhaben wollte, daß sein Stern im Sinken war.

Darum ging der Handel 1770 weiter. Man forderte unter Hinweis auf das verlorene Geld Möglingen und Tamm vom Herzog zurück. Nach zähen Verhandlungen einigte man sich auf die Rückgabe von Tamm und 1000 Gulden dazu. Auf diese wartet man heute noch. Tamm hatte man aber wieder. Die Milde des folgenden Landesherrn, des Herzogs Ludwig Eugen, ermunterte zu einem erneuten Vorstoß. Der alte Glanz des Amtes Gröningen sollte mit aller Gewalt

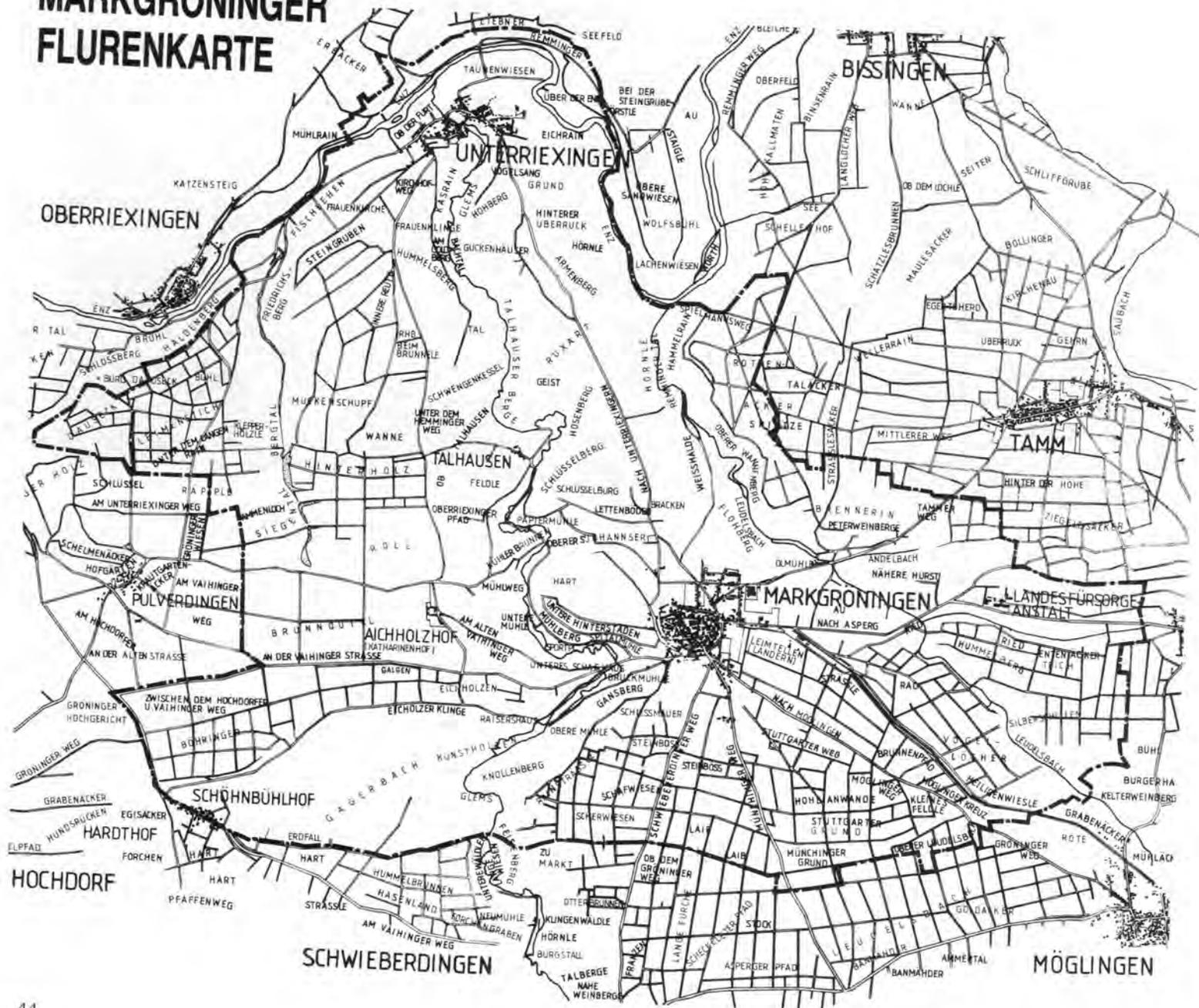
wiederhergestellt werden. Die Hartnäckigkeit, mit der die hier Verantwortlichen den Lauf der Dinge zu bremsen versuchten, ist zwar bewundernswert, doch vergeblich gewesen. Diesmal endgültig, mit Nachdruck auf der Silbe „end“. Im Rahmen der 1807 verkündeten neuen Landesorganisation wurde Markgröningen aus der Reihe der Oberamtsstädte gestrichen.

Johann Friedrich Blum, Markgrönings letzter Oberamtmann, übergab am 22. Mai des genannten Jahres den Stab, das Zeichen seiner Macht und Würde, in die Hände seines Ludwigsburger Kollegen, des Regierungsrats von Glocker.

Abschließend bleibt festzustellen, daß damit Gröningen 456 Jahre lang Amts- und Oberamtsstadt gewesen ist. Es soll kein Trost, sondern nüchterne Rechnung sein, daß keiner der heute lebenden Ludwigsburger ein solches Alter seines Amtes (heute Kreises) erleben wird. 1979 zählen wir seit seiner Begründung erst ganze 260 Jahre.

Erich Tomschik

MARKGRÖNINGER FLURENKARTE



Interessantes und Wissenswertes zur Stadt und ihrer Geschichte

Bodenfunde

geben Auskunft über die frühzeitige Besiedlung der Markung.

Aus der Jungsteinzeit (ca. 4500–2000 v. Chr.), der dritten Epoche der Geschichte des Menschen, als dieser sich vom umherschweifenden Jäger zum sesshaften Ackerbauern zu wandeln begann, stammen Steinbeile, Keile und Tongefäßscherben. Nach der Art ihrer Verzierung weisen sie auf verschiedene Kulturkreise und Zeiträume hin. Die im Bissinger Pfad gefundene Keramik mit Bandmustern gehört der ältesten Jungsteinzeitkultur in Mitteleuropa an. Auf später vom Nordosten her eingedrungene Siedler lassen die in den Fluren Hummelberg und Scheerwiesen gefundenen Scherben mit Grübchen und eingestochenen Punktmuster schließen.

Da typische Funde aus der Jungsteinzeit auch in den Fluren Aue, Bracke, Feldle, Grabenäcker, Grund, Rad, Steinböß und Vogellöcher gemacht wurden, steht fest, daß die menschlichen Siedlungen dieser Zeit praktisch über unsere ganze Markung verstreut lagen.

Aus der Bronzezeit, die sich da. 2000–900 v. Chr. anschloß, sind die Funde spärlich. Sie beschränken sich auf einige Gefäße und eine Gewandnadel in der Flur Aue.

Aus der Eisenzeit, die bis um 400 v. Chr. zu verzeichnen ist, stammt wohl die Anlage des sogenannten „Schlößles“. Wall und Graben trennen sie, noch heute erkennbar, von der Hochfläche des Rotenackerwaldes auf dem Bergvorsprung in das Leudelsbachtal hinein.

Die Kelten, um 400 v. Chr. zu Herren des Landes geworden, hinterließen uns Reste einer Siedlung in der Flur Aue. Sie saßen bestimmt auch auf dem Asperg, da Gräber an seinem Fuß davon zeugen. Auf ihre weitreichenden Züge und Beziehungen weist eine Silbermünze Alexanders des Großen hin, die ge-

meinsam mit ihren Spuren auf unserer Markung im Jahre 1849 zutage kam.

Die Römer folgten den Kelten kurz nach der Zeitwende und übernahmen fallweise deren Besiedlungen. Eine Zeitlang zumindest lebten noch verbliebene Kelten und römische Soldaten, bäuerliche Siedler und handwerkliche Unternehmer mannigfacher Art nebeneinander. Im 2. und 3. nachchristlichen Jahrhundert entstanden dann auch bei uns die typischen, einzeln und fast immer hochgelegenen römischen Gutshöfe. Wir kennen drei: Auf der Höhe Roll beim Aichholzhof wies Bauschutt in den Feldern auf die Stelle hin, an der man um 1850 ganze Mauerzüge fand. Nicht weit davon, in den Burgäckern, kamen beim Pflügen Gefäße aus Bronze zum Vorschein. Schalen, Stielpfannen, Schüsseln und Seiher und eine Kanne – Geräte, die auf den Weinbau schließen lassen, den ja die Römer bei uns eingeführt haben.

Im Rotenackerwald stieß man auf die Fundamente von drei römischen Bauten, fand Scherben in Asche, Hacken und eiserne Kettenglieder.

In der Flur Leudelsbach, nahe der Quelle desselben, zeigte sich 1921 beim Graben nach Wasser Schutt, vor allem Dachziegel von einem römischen Haus. Handgeformte Töpfe an der gleichen Stelle sind älter zu datieren und wohl einem keltischen Töpfer zuzurechnen, der dort verblieben war.

Strohgäu

heißt die fruchtbare Lößlandschaft zwischen Leonberg und Münchingen. Sie endet im „Langen Feld“, rund um den Asperg im Osten, Süden und Westen. Hier hat Markgröningen Anteil an den beiden so bezeichneten Gebieten.

Den gelbbraunen Gesteinsstaub, der die Lößablagerung bildete, hatten in der Eiszeit die unablässig vom Westen her wehenden Winde aus dem Rheital nach Osten getragen. Im Windschatten des Schwarzwalds ließen sie ihn fallen. Die Fruchtbarkeit des so entstandenen Bodens, die Getreide gut ge-

deihen läßt, führte zu dem Namen „Strohgäu“. Im Gegensatz dazu heißt der Landstrich mit weniger ergiebigen Böden nach seinem Bewuchs „Heckengäu“.

Durch Witterungseinflüsse entkalkt, wird Löß zu Lößlehm. Dieser kommt im Osten, Süden und Westen unserer Markung vor, wurde seit alters und wird bis heute dort abgebaut. Frühzeitig ließ dieses Rohmaterial Ziegeleien am Ort entstehen.

Markgröningen

kommt mit diesem heute gültigen Namen, also der Zusammensetzung von „Mark“ und „Gröningen“, erstmals in einem Schreiben des Bischofs von Augsburg aus dem Jahre 1527 vor. Das Schreiben befindet sich im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Nach der ersten Erwähnung in einer Urkunde als Gröningen kommt mehrfach Gröningen vor. Auf dem Siegel von 1313 steht Gröeningen. Unter den Grafen bis zum 14. Jahrhundert wandelt sich die Schreibweise zu Gröningen und Grieningen.

Später, unter den Herzögen Eberhard, Ulrich und Christoph, verändert sich die Schreibweise zu Gröningen, vereinzelt mit dem Zusatz „in der Mark“, was an der Grenze bedeutet.

In den Universitätsmatrikeln des späten Mittelalters wird die Herkunft von Studenten mit „Gröningen in der Diözese Speyer“ bezeichnet.

In den Landbüchern nach dem Dreißigjährigen Krieg heißt es Gröningen an der Glems. Der Humanist Jakob Frischlin (gest. 1656) schreibt schon Markgröningen. Stadtpfarrer Spindler läßt 1623 im ersten Teil seines Gebetsbuches Gröningen, auf dem Titelblatt des zweiten Teils aber schon Markgröningen drucken.

Erst unter Friedrich Karl, der als Herzog-Administrator die Vormundschaftsregierung für Eberhard Ludwig führte (1677–1693), setzt sich der heutige Name vollends durch. Bis auf den Tag jedoch sagen vor allem ältere Leute am Ort und in der Umgebung „z'Greaninga“, wenn sie „in Markgröningen“ meinen.

Stadtsiegel, Stadtwappen, Stadtfarben

Aus dem Jahr 1299 ist uns auf einer für das Kloster Bebenhausen ausgestellten Urkunde das älteste Siegel der Stadt erhalten. Es zeigt, wie bei Reichsstädten üblich, den Adler als Wappentier. Heraldisch (also aus der Sicht des Trägers) rechtsblickend steht er in einem Dreieckschild. Die Umschrift ist leider abgebrochen. Erhalten ist sie jedoch auf einem wenig jüngeren Siegel von 1313. Dort lautet sie SIGILLUM CIVIUM DE GRUONINGEN, Siegel der Bürger von Gröningen. Mit der Jahreszahl 1479 über dem Wappen ist uns ein Siegel mit linksblickendem Adler erhalten, dessen Abdruck bis 1566 verfolgt werden kann.

Für die erste bekanntgewordene farbige Darstellung des schwarzen Adlers im gelben Feld als Stadtwappen hat man bis zur jüngsten Zeit jene gehalten, die sich als Teil eines in Blei gefaßten Fensters mit der Jahreszahl 1533 im zweiten Stockwerk des Rathauses befindet.

Was an diesem Wappen auffällt und zugleich stutzig macht, ist sein Herzschild, den Heyd 1829 als den Bindenschild von Österreich deutet, der während der Herrschaft Habsburgs (als Herzog Ulrich des Landes verwiesen war) eingefügt worden war. Noch 1930 schließt sich Roemer dieser Auffassung an. Daß diese Deutung aber unzureichend sein muß, war zu offensichtlich. Wir baten darum das Hauptstaatsarchiv um eine Klärung. Sie brachte eine kleine Ernüchterung und lautete so:

„Die Scheibe zeigt folgende Wappen: Zwischen Rankenwerk und musizierenden Engeln den Adlerschild des Deutschen Reiches, darüber eine goldene Königs- (nicht Kaiser-)krone, um den Schild gelegt die Collane des Toison d'or (Goldenes Vlies). Der Schild selbst zeigt: In Gold den einköpfigen schwarzen schwarzbewehrten Reichsadler, belegt mit einem Brustschild, darin geviert: im 1. und 4. mehrmal Weiß über Rot geteilt, im 2. und 3. in Rot ein weißer aufgerichteter Löwe, das Ganze belegt mit einem Herzschild: gespalten, vorne in Rot ein weißer Balken, hinten in Gold drei schwarze liegende Hirschstangen.

Das Wappen kann nur so gedeutet werden:

Der Adler ist das Deutsche Reich, die vier gevierten Felder im Brustschild sind die Wappen der Königreiche Ungarn (weiß-rote Balken) und Böhmen (Löwe), die Wappen des Herzschildes sind das Erzherzogtum Österreich (rot-weiß-roter Bindenschild) und Württemberg (Hirschstangen). Das Wappen ist demnach das Wappen des Königs (späteren Kaisers) Ferdinand I. in seiner Eigenschaft als Herzog von Württemberg. Es entspricht seinem seit der Königskronung (auf dem Augsburger Reichstag 1530) geführten Titel: Erwählter Römischer König (= Adlerschild), König von Ungarn und Böhmen (= Brustschild) Erzherzog von Österreich und Herzog von Württemberg (= Herzschild). Das Wappen hält also in der Abfolge der Schilde genau die Reihenfolge des Titels ein.

Da das Wappen nach der Königskronung und vor der Wiedereroberung des Landes durch Herzog Ulrich entstanden sein muß – also zwischen Sommer 1530 und Frühjahr 1534 –, dürfte die Jahreszahl 1533 echt und ursprünglich sein. Künstlerische Denkmale aus der Zeit der österreichischen Regierung über Württemberg sind außergewöhnlich selten, da Herzog Ulrich 1534 alle derartigen Zeugnisse vernichten ließ. Das Markgröninger Fenster ist die bisher einzig bekannte Glasmalerei, die das Wappen König Ferdinands als Herzog von Württemberg zeigt.

gez. Dr. Decker-Hauff

Es handelt sich also um ein Reichswappen und nicht um jenes der Stadt. Seine Besonderheit, die im beschriebenen Herzschild liegt, macht es aber sehr wertvoll, denn bislang ist, wie das Gutachten feststellt, im Lande keine zweite Scheibe dieser Art gefunden worden.

Tröstlich ist gewiß auch, daß nur zwei Jahre später tatsächlich das erste farbige Stadtwappen Markgrönings auftaucht. In einer Antwort der Stadt auf eine Rundfrage der Regierung wird es beschrieben und gemalt. Es gleicht, was schwarzen Adler und gelbes (= goldenes) Feld betrifft, dem des Reichs, wird aber von einem grünen Schildhaupt gekrönt. Damit soll ohne Zweifel der allen (auch den ehemaligen) Reichsstädten zuste-

hende Adler speziell als der „Grüninger“ gekennzeichnet werden. Es trug ja auch zu dieser Zeit die Landwehr unserer Stadt aus gleichem Grund grüne Ärmel, die Blaubeurer dagegen blaue.

Mit der Wandlung des Namens von Gröningen zu Gröningen und vollends mit dem Vorstellen des näher kennzeichnenden „Mark“ ist offensichtlich der Verlust einer Besinnung auf den Ursprung verbunden. Eine andere Erklärung für die Wandlung des Schildhauptes von Grün zu Blau ist nämlich nicht zu finden. Auch für seinen späteren Schmuck mit Sternen gibt es keine. Sie tauchen eben plötzlich auf. Der Historiker Pfaff hat sie erstmalig auf einem Siegel von 1553 festgestellt, das aber heute nicht mehr auffindbar ist. Daher sind für uns die fünf Ster-



ne in dem Wappen mit der Jahreszahl 1580 auf dem Schild der Marktbrunnenfigur die ältesten, die wir vorweisen können. Im Reigen der Wappen aller Städte des Landes, der zur Zierde der großen Landschaftsstube in Stuttgart 1583 gemalt wurde, erscheint das Gröninger sogar mit sieben Sternen. Spätere Darstellungen kehren aber wieder zu fünf zurück.

Bei der genannten Wandlung der Farben gab es eine Übergangszeit, in der man bei blauem Schildhaupt quer durch den Hals des schwarzen Adlers einen grünen Strich führte. Im Lagerbuch vom Jahre 1753 zum Beispiel.

Zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte sich dann das blaue Schildhaupt mit 5 gelben (= goldenen) Sternen ohne jegliche Kennzeichnung in Grün endgültig durchgesetzt.

Damit war auch die davon abzuleitende Einführung der Stadtfarben Blau und Gelb gegeben.

Das Rathaus

Über den imposanten und weithin bekannten Fachwerkbau, ein Meisterwerk schwäbischer Zimmermannskunst, um 1450 erbaut, 1755, 1862 und 1931 adaptiert und renoviert, gibt es ausreichend Literatur, so daß an dieser Stelle zuerst etwas zu seinem Vorgänger gesagt werden soll. Es ist bekannt, daß der Standort des vorangegangenen „alten Rathauses“ an der Stelle des heutigen Kaffeehauses Berg und seines Nachbarhauses zu suchen ist.

Im Lagerbuch (einer Art Grundbuch) Nr. 14 des Katharinenhospitals Esslingen vom Jahre 1446 lesen wir nämlich auf Blatt 245a:

Hanns Elßsäßer und Peter Zaisser und Johannes Vollant und Cunrat Kule zinsen 2 Pfund Heller vom alten rathus . . . an dem kirchhoff und stöst vornan an die straß unde hinnan an den pfarhoff.

Spricht man im Jahre 1446 von einem „alten“ Rathaus, so muß das neue zumindest im Bau gewesen sein! Dies als Hinweis zur Datierung der Bauzeit, die nach der einfachen Form des württembergischen Wappens an seiner Südseite und durch Vergleich mit den Meisterzeichen der gleichen Zimmerleute, die kurz nachher das Esslinger Rathaus schufen, mit der Mitte des 15. Jahrhunderts feststeht.

Im Stadtarchiv Esslingen befindet sich weiter das Lagerbuch Nr. 28 des gleichen Spitals mit folgender Eintragung auf Blatt 44a: Hainrice Schriber, Toman Klutin, Peter Zaiser, Johannes Ludwig: 2 pfund Heller oser dem alten rathuß . . . gelegen an den kirchhoff ond stost vornnan an die straß und hinden an den pfarhoff.

Der nach der Stadterhebung in der Mitte des 13. Jahrhunderts einsetzende Aufschwung erreichte in der Blüte des 16. Jahrhunderts seinen Höhepunkt. Der stolze Bau, den wir heute bewundern, war als Zentrum einer selbstbewußt gewordenen Bürgerschaft neben dem herrschaftlichen am Oberen Tor und dem geistlichen um die Stadtkirche notwendig geworden. Bemerkenswert ist, daß es seinen Zweck heute noch weitgehend erfüllt. Dies spricht einerseits für vorausschauende Planung und sehr

solide Bauweise, andererseits aber auch für eine damals weit über der heutigen stehende Bedeutung der Stadt.

Dafür spricht auch die vielfältige Verwendung dieses Hauses, das zu Anfang des 19. Jahrhunderts nicht nur Rats- und Gerichtsstätte der Stadt und Geschlechterhaus ihrer Ehrbarkeit war, sondern auch Sitz des Oberamtmanns, Oberamtsgericht und Stätte der Amtsversammlung.

Gerade zu dieser Zeit hatte auch seine Vorderfront ein noch reicheres Aussehen als heute. Ragte doch über dem damals noch doppelten Portal im ersten Stock eine kanzelförmige, spitz überdachte Rednerbühne hervor, von der aus Vogt und Amtsbürgermeister zu der auf dem Marktplatz versammelten Bürgerschaft sprachen und Weisungen des Landesherrn verkündeten. Zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde dieser Verkünderker dann durch einen Balkon ersetzt, der bis zur großen Renovierung im Jahre 1931 blieb.

1862 erst verschwand die steile hölzerne Freitreppe an der Südseite (zur Krone hin), über die allein man zum ersten Stock gelangen konnte, bevor innen Treppen wie heute eingebaut wurden.

Die „Wirtschaft“ im Rathaus,

das an den Schäferlauftagen (und -nächten), wie immer betont wird, nach alter Tradition seine Tore allen gastlich öffnet, beweist ein Inventarverzeichnis vom Beginn des 17. Jahrhunderts. Wir geben es mit Roemers Kommentar hier gerne wieder. Im Hinblick auf heutige Verhältnisse fordert es aber eingangs förmlich heraus zu der Bemerkung, daß es für „Stadtväter“ zumindest doch einmal eine „gute alte Zeit“ gegeben hat – wenn sie auch ferne ist!

Während noch im Jahr 1533 und wiederum nach dem großen Krieg kein Silbergeschirr aufgeführt wird, fand sich im Jahr 1620 in der Rathausküche, die im kleinen mit der altwürttembergischen Landtagsküche wetteiferte, folgendes Geschirr für die Zechereien und Festmahle der Stadtväter: 6 schwere silberne Becher, voran „gemeiner Stadt Willkomm, der Adler, an jedem Flügel 13 verguldete Schild“. Zwei trugen die Jahres-

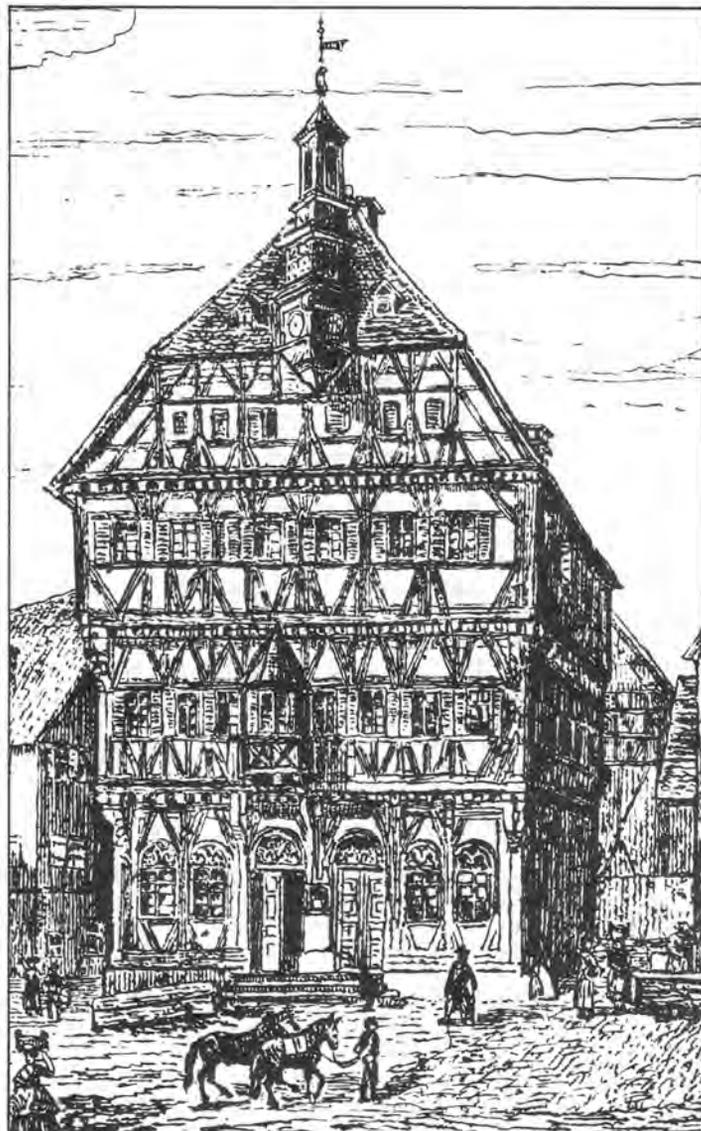
zahlen 1595 und 1604. Ferner sieben schwere vergoldete Becher, deren einen Herzog Johann Friedrich der Stadt damals für ausgelieferte Hakenbüchsen in Zahlung gegeben hat. Andere trugen die Jahreszahlen 1568 und 1597. Ferner einfachere Stücke sowie 20 Tischbecher, 3 Dutzend silberne Löffel, 32 Zinnteller, mehrere Suppenschüsseln und Weinkannen und ebensoviel Holzgeschirr. Das Küchengeschirr selbst war in Messing, Kupfer und Eisen vorhanden samt einer Tortenplatte und den nötigen Tischtüchern. Diese Stadtküche verfügte über einen eigenen Küchenmeister und einen reichen Keller und die Herren von Gericht und Rat pflegten hier auch ihre Familienfeste zu halten. Die größten Mahlzeiten wurden einige Zeit vor Bartholomäi gehalten, wobei die Metzger ein halbes Kalb und die Schäfer einen Spätling stifteten. Im Jahr wurden 16 bis 17 Eimer Wein vertrunken. Dabei ist zu bedenken, daß diese „Zehrungen“ damals „anstatt Soldes“ galten, also die Diäten darstellten. Die Regierung drängte freilich wiederholt auf Einschränkung, während umgekehrt die Landschaftsvertreter den Hof zu größerer Sparsamkeit ermahnten. Als die Zehrungen im Jahr 1629 abgeschafft werden sollten, erklärten die hiesigen Stadtväter, ein Tagelöhner sei seines Lohnes wert. Zudem seien die meisten von ihnen geringen Vermögens und müßten in der versäumten Zeit fremde Kräfte einstellen.

Zwischen „Zehrung“ und „Diät“ besteht bis auf den Tag ein (wenn auch gewandelter) Zusammenhang. Wie wäre es sonst erklärlich, daß es neuerdings bei Festivitäten, welche die Stadt zu einem Imbiß veranlassen, zum Markgröninger Sankt Johännser nichts als trockene Laugenbrezeln gibt?

Die beiden folgenden Seiten zeigen Veränderungen des Rathauses im Lauf der Zeit, soweit sie äußerlich sichtbar wurden. Teils sind sie praktischen Notwendigkeiten der Nutzung entsprungen, teils dem Geschmack und Geist der jeweiligen Epoche.



Das Rathaus bis zum Jahr 1755. Die ursprünglich offene Markthalle ist schon geschlossen worden. Der lichte Raum zwischen den Holzsäulen ist ausgefacht. Die offene Holzterrasse an der Südseite ist aber noch geblieben, denn sie ist für Richter und Räte der einzige Zugang hinauf zum Saal, wo sie ihres Amtes walten. In dem kleinen Türmchen auf der Ostseite des Krüppelwalmdaches hängt das „Malefizglöcklein“. Im Bild nicht sichtbar, jedoch aus dem Grundriß des Gebäudes auf dem alten Stadtplan festzustellen, ist der Küchenanbau, den es damals an seiner Nordwestecke gab.



Um 1830 war die Vorderfront des Rathauses am reichsten ausgestattet. Sehr glücklich hatte man 1755 den über Eck gestellten Turm über das abgewalmte Dach bis in den Giebel hinabgezogen. Dort zieren ihn bunte Wappen und goldene Schafböcke schlagen in Verbindung mit der Turmuhr zu vollen Stunden ihre Köpfe hörbar aneinander. Ohne Rücksicht auf des Hauses Baustil hatte man Fenster und doppeltes Portal mit Rundbögen versehen und über den Eingang im ersten Stock einen Verkündererker mit Spitzdach gesetzt.



Im Jahr 1889 erscheint die Stirnseite bereinigt. Wahrscheinlich ist die von T. Cades für das Denkmalamt gefertigte Zeichnung aber als Entwurf für eine stilgerechte Neugestaltung anzusehen. Die verbleibenden Bögen über dem doppelten Portal sprechen zwar dagegen, die über den Fenstern verschwundenen wieder dafür. Die Tore an der Südwestecke waren notwendig geworden, da man dort das Depot für die pferdebespannten Löschwagen der Freiwilligen Feuerwehr eingebaut hat. Die Außentreppe hat man entfernt, da seit 1862 innen eine besteht.



Nach der Jahrhundertwende zeigt sich das Rathaus auf einer der ältesten Fotografien, die es von ihm gibt, mit einem Balkon über dem doppelten Portal. Die Fensterbögen sind noch da, was die bei dem Bild links geäußerte Vermutung wohl zur Gewißheit macht. Man hatte eine Kompromißlösung gefunden. Das erweiterte Feuerwehrepoth hat nun drei Tore. Eine zusätzliche zweiflügelige Tür führt in das Untergeschoß; und vor der Südseite am Marktplatz erkennt man, daß das Rathaus zu allem noch eine neue Nutzung erhielt: amtliche Bodenwaage der Stadt.

Mundart

Man muß heute mit einem bejahrten Markgröninger, womöglich aus Kreisen der Landwirtschaft, ins Gespräch kommen, um die ursprüngliche Mundart noch unverfälscht zu hören. Der Zuzug vieler Mitbürger aus anderen Teilen des Landes, die vielen Vertriebenen und Flüchtlinge, der tägliche Kontakt an Arbeitsplätzen außerhalb der Stadt, dies alles hat die Merkmale der bodenständigen Mundart verwischt.

Markgröningen gehört zu den nördlichsten Orten des westschwäbischen Sprachgebietes. Es liegt unmittelbar an der von Ost nach West verlaufenden fränkisch-schwäbischen Sprachgrenze, die sich im Mittelalter mit der Nordgrenze des Herzogtums Schwaben deckte. Später erst schob sich Württemberg und damit sein sprachlicher Einfluß weiter nach Norden vor. Schwäbische Sprachelemente drangen vom 17. Jahrhundert an verstärkt in den fränkischen Sprachraum ein. Wie Enzweihingen, Oberriexingen und Bispingen, ist ihm eigentlich schon unser Stadtteil Unterriexingen zuzurechnen. Ein Zeichen dafür, daß die Sprachgrenze, die die Stadt auf der Höhe vom Stadtteil unten an der Enz trennt, ist die verschiedene Klangfarbe des Buchstabens „e“. Von Markgröningen aus führt der „Weag“ nach Unterriexingen. Fragt man dort nach diesem, so wird einem der „Wägg“ gewiesen. So kam es, daß die Markgröninger ihre Nachbarn an diesem Ort die „Ää“ nennen.

Das hauptsächlichste Unterscheidungsmerkmal zwischen beiden Dialekten ist die Aussprache von „ei“. Sie lautet schwäbisch „oi“ und fränkisch „ai“. Breit heißt demnach entweder „broit“ oder „brait“. Westschwäbisch ist die noch weitere Verbreiterung zu „oa“. Auch sie ist bei uns gebräuchlich.

Natürlich bemerkt man Übergänge. So heißt in beiden (fränkischen) Riexingen der Stein „Stoi“. Das kommt daher, weil der nasale Laut „n“ zu „oi“ statt „ai“ führt.

Feststehend ist Markgröningen als Nordgrenze für die signifikanten schwäbischen Formen „gau, stau, lau“ (gehen, stehen, lassen). Verwandte Formen wie „hau“ (haben) und „goht“ (geht) trifft man dagegen noch weiter nördlich an.

Weiler

Zwei Weiler findet man heute auf Markgröninger Markung. Ihre Bewohner sind Bürger der Stadt wie alle anderen und werden durch selbstgewählte Verbindungsmänner zu Bürgermeister und Verwaltung (früher „Anwalt“ genannt) in ihren gemeinsamen Interessen der Stadt gegenüber vertreten.

Talhausen

wird in einer Urkunde schon 1304 genannt. 1399 läßt Graf Eberhard der Milde beurkunden, daß er von Anna von Klingenberg jenen Teil Talhausens erwarb, den Württemberg bis dahin noch nicht besaß.

Einem Zins- und Gültenregister von 1424 ist zu entnehmen, daß der Weiler einen eigenen Schultheiß hatte, obwohl nur 7 Bürger für 6 Häuser Abgaben zu entrichten hatten. Von der Bürgerzahl her zu schließen, müßten zu dieser Zeit rund 60 Bewohner in den Gehöften unten an der Glems gewesen sein.

Da Talhausen im Landbuch von 1665 nicht mehr erscheint, ist anzunehmen, daß es im Dreißigjährigen Krieg verschwunden und noch nicht wieder aufgebaut oder besiedelt worden war. Damals hatten sich nämlich die Bewohner kleinerer, ungeschützter Siedlungen in die befestigten, größeren Orte geflüchtet. Auf diese Weise sind in nächster Nähe Markgrönings die ehemaligen Orte Remmingen im Enztal und Vehingen zwischen Schwieberdingen und Möglingen „abgegangen“, wie der Historiker das Verschwinden eines Ortes nennt.

Schönbühl-Hardthof

heißt der halb zu Markgröningen, halb zu Schwieberdingen gehörende Weiler an der Bundesstraße 10 im Südwesten der Markung. Er ist viel jünger als Talhausen und entstand durch Aussiedlung aus beiden Muttergemeinden. Die in Stein gehauene Inschrift, die von dem Haus, das sie trug, zur Aufbewahrung in das ehemalige Schulgebäude gebracht wurde, lautet:

Johannes Schettler und seine Hausfrau Apolonia eine gebohrene Schmiden bede von Schwiebertingen haben diesen Platz sub (= neu) angelegt und erbaut der Hart Hof genant Anno 1760.

Auf den Taufnamen der Frau dieses ersten Ansiedlers geht der im Volksmund gebräuchte Name „Appeleshof“ zurück.

Galgen und Gericht

gaben Anlaß zu Flurbezeichnungen. „Galgen“ südlich der Vaihinger Straße nach der Abzweigung zum Aichholzhof geht auf den ursprünglichen Ort der Hinrichtungsstätte zurück. Sie war eine notwendige Einrichtung jeder Amtsstadt, da deren Gericht neben der sogenannten „strittigen“ auch die „peinliche“ Gerichtsbarkeit mit dem „Blutbann“ zustand, also die Entscheidung über Leben und Tod.

Stand eine solche Verhandlung an, mußte vorher die Genehmigung des herzoglichen Oberrats (seit 1710 Regierungsrat) eingeholt und diesem ein Gutachten der Tübinger Juristenfakultät vorgelegt werden. Der Vorsitzende des Gerichts, der Amtsbürgermeister, trug als Zeichen seiner Würde und Gewalt einen Stab, wie man ihn in der Hand des Standbilds auf dem Marktbrunnen sieht. Drei Schläge mit diesem Stab auf den Tisch eröffneten die Verhandlung. Die Schöffen berührten den Stab bei ihrer Vereidigung, der Kläger und der Angeklagte taten es zum Zeichen dafür, daß sie sich dem Spruch des Gerichts unterwarfen. Wurde ein Todesurteil verkündet, brach der Vorsitzende den Stab und warf ihn dem Angeklagten vor die Füße. Daher das bekannte Sprichwort.

Auf dem Tisch lag bei einer solchen Verhandlung ein bloßes Schwert, und auch die Beisitzer hatten eines zu tragen. „Stabsbeamte“ mit entsprechenden Rechten waren auch der Vogt und sein Unteramtman. Sie traten bei Prozessen dieser Art als Ankläger auf.

Um den Beginn der Verhandlung nach außen hin kundzutun, wurde, wenn es soweit war, das „Malefizglöcklein“ auf dem Rathausdach dreimal geläutet. Das gleiche geschah, wenn die Hinrichtung vollzogen wurde.

1737 errichtete die Stadt „an der Markung gegen Hochdorf nächst an der neugemachten Landstraße von Stein erbaut“ (der heutigen Bundesstraße 10) einen neuen Galgen, nachdem vorher ein Streit um das Ausmaß



Die Figur auf dem Marktbrunnen stellt Herzog Ludwig dar. Zum Zeichen seiner Würde und Macht trägt er den Stab, von dem nebenan die Rede ist. Auf seinem Schild sehen wir oben im Wappen der Württemberger die ursprünglichen Hirschstangen, daneben die Wecken von Teck, darunter die Gröninger Reichssturmflagge und die Barben von Mömpelgard. Unter der Jahreszahl 1580 das Markgröninger Stadtwappen.

ihrer Gerichtsbarkeit zu ihren Gunsten entschieden worden war. Der letzte Galgen, den es hier gab, stand also nicht auf der eingangs erwähnten Flur, sondern auf dem höchsten Punkt der Markung, den man „Gröninger Hochgericht“ nennt.

„Sankt Johännser“

wurde zum meistgenannten und bestbekanntesten Gewinn unserer Stadt, denn es steht seit einigen Jahren auf den Etiketten der Flaschen mit Wein dieser Markgröninger

ger Lage. Der Hang, an dem er gebaut wird, fällt vom Feldweg, der Unterriexinger Straße und Schlüsselburg verbindet, sanft nach Süden ab.

Dieses Gewinn hat seinen Namen von einer dem heiligen Johannes geweihten Kapelle, die dort erstmals 1380 erwähnt und 1554 noch nachgewiesen wird. Denn im Lagerbuch der geistlichen Verwaltung von diesem Jahr wurde ihr Ort beschrieben: „Da wo ein Allmand-Platz ist, ehe der Staigweg und der zur Schlüsselburg beginnt.“

Eine beträchtliche Zahl in der Stadt ansässiger Adelige gehörte der „Johanniterritterschaft“ an, die zur Commende Dätzingen, später Rohrdorf bei Nagold zählte. Auch in der Stadtkirche hatte sie einen eigenen Altar errichten lassen. Dieser war dem heiligen Michael geweiht. Das Zeichen der Johanniter war ein Kreuz, dessen Balken an den Enden in zwei Spitzen auslaufen, zur Mitte hin in eine.

Da sie es auf dem Mantel trugen, nannte man sie auch Kreuzritter. Später bürgerte sich die Bezeichnung Malteserkreuz und Malteserritter ein.

Strohgäu- und Glemstalbote

nannte sich die nach dem Ersten Weltkrieg begründete Markgröninger Lokalzeitung, als sie nach dem Zweiten Weltkrieg vom 1. 6. 1949 an wieder im Verlag der Druckerei Koloman Renczes erschien. Dreimal wöchentlich gab es dieses Blatt bis 1951. Herr Renczes, der aus Ödenburg in Ungarn stammte, war nach Lehrjahren in Appenzell in der Schweiz hierher gekommen. Anfang der dreißiger Jahre brachte er auch die beiden Bände „Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte“ heraus, die Prof. Dr. Hermann Roemer verfaßt hat.

Bis zum 31. Juli 1976 existierte der Name Strohgäu- und Glemstalbote noch als Untertitel der jeden Samstag im Ludwigsburger Verlag Ungeheuer und Ulmer erscheinenden „Markgröninger Nachrichten“.



Strohgäu- und Glemstalbote
AMTBLATT DER STAATL. MARKGRÖNINGEN

Markgröninger Nachrichten



Die Nahtstelle der beiden Renovierungsabschnitte des Spitalgebäudes. Der Abschnitt links wurde 1977 fertiggestellt. Das Hauptproblem der Neugestaltung war, bei der Anpassung an die heutigen Bedürfnisse die aus denkmalpflegerischer Sicht notwendige Rücksicht auf das Fachwerk zu nehmen. Diese alte Holzbauweise zeigt sich ja nicht nur als malerische Fassade nach außen hin, sie bestimmt vielmehr auch im Innern des Gebäudes das Maß seiner Räume. Es gelang sehr gut, einen für alle Seiten tragbaren Kompromiß zu finden: Neben mehreren typischen kleinen Räumen für Vereine und Gemeinderatsfraktionen wurden Treppe und Aufzug (im Hinblick auf die Behindertenschule und die Orthopädische Klinik am Ort) stilgerecht eingefügt, der hohe Raum unter dem Dach geschickt in den repräsentativen Ratssaal einbezogen. Der 1978 begonnene zweite Abschnitt wird 1980 in drei Stockwerken die Stadtbücherei aufnehmen.

Das Kloster

lebt noch in den Straßenbezeichnungen „Klostergäßle“ und „Nonnengärten“ weiter. „Im Kloster“ oder „im Klösterle“ sagt man heute noch, wenn man das Quartier meint, zu dem man vor dem Feuerwehrhaus von der Finsteren Gasse her abbiegt. Am Ende dieser Sackgasse fällt rechts ein alter Türbogen aus Stein in der Hofmauer auf. Durch ihn betraten einst die Beginnen ihre Klausel, in der sie dort nach der Regel des Dritten Franziskanerordens lebten. „Dritte Orden“ sind religiöse Gemeinschaften, die „Ersten“ (männlichen) oder „Zweiten“ (weiblichen) Orden in einer von deren Strenge etwas gelockerten Form angeschlossen sind.

Es befand sich also an dieser Stelle tatsächlich mehr als 200 Jahre lang ein kleines Nonnenkloster. Die Familie Volland hatte ihm den Garten, den sie mitten in der Stadt besaß, im 14. Jahrhundert gestiftet. In ihm wurde das ältere Haus um die Wende zum 16. Jahrhundert neu erbaut, und Vogt Michael Volland (1543–1553) kaufte nach der Reformation einen Teil des Gartens zurück. Im „Klösterle“ befand sich auch ein eigener Betstein, an dem auswärtige Priester die heilige Messe lesen durften. „Vorsteher, Vater und Visitator“ war der Tübinger „Pater Guardian“. Nach der Steuer von 4 Gulden zu schließen, war das Kloster in der Stadt ein mittelbegütertes Haus. Sechs grau gekleidete Schwestern standen



unter der Leitung einer „Altmutter“. Ohne das Gelübde dauernder Ehelosigkeit hatten sie sich dieser Gemeinschaft lebenslang angeschlossen und ihr Vermögen eingebracht. Sie betrieben die Handweberei, pflegten Arme und Kranke und betätigten sich vor allem in Pestzeiten als Leichenbesorgerinnen.

Ob und inwieweit wegen der gleichgearteten Aufgaben eine Verbindung zum Spital vom Heiligen Geist bestand, ist noch nicht ausreichend untersucht. Eine dahingehende Vermutung kommt jedoch auf, wenn man die 1978 dort gefundenen Wandmalereien betrachtet. Sie waren seither unbekannt und stellen weibliche Personen bei den genannten Hilfsdiensten dar. (Siehe die Abbildungen unten)

Namentlich bekannt sind uns die Altmütter Anting (1478) und Anna Klein (1523). Die Ordensgemeinschaft wird 1533 zum letzten Mal urkundlich erwähnt. Ihre Tätigkeit endet mit der Reformation. Wer die Dienste der Beginen nachher übernahm, ist nicht festzustellen. Aus dem Jahre 1551 wird noch berichtet, daß die letzte Altmutter am Mittwoch nach Jakobi ihren seither hartnäckigen Widerstand gegen die Reformation aufgab. Sie willigte in eine Leibrente aus dem „Ortsheiligen“ ein. Ihm, dem Kirchengut also, war der Besitz des Klosters mit der Begründung einverleibt worden, daß er ja auf Stiftungen von Bürgern der Stadt zurückging.

Die Wandmalereien im Spital zum Heiligen Geist

Das Abheben des Fußbodens bei der Renovierung des 2. Abschnitts brachte eine Überraschung: Die Wand an der Kirchen- seite des Fundaments war über dem Ansatz des Gewölbebogens mit Zeichnungen geschmückt, deren Existenz seither unbekannt war. Es handelt sich um auf den trockenen Putz aufgetragene, sogenannte „al secco“- Zeichnungen. Sie zeigen sich von links nach rechts verlaufend, vom farbig ausgemalten, fertigen Zustand bis zur einfarbigen Skizze. Man könnte von einem Bilderfries sprechen, das mit einer Kreuzigungsgruppe beginnt, deren obere Hälfte aber leider durch spätere Baumaßnahmen zerstört worden war. Ebenso das rechts anschließende Motiv, das dem Durchbruch eines Kellerfensters bis hinab in das Gewölbe zum Opfer fiel.

Es schließt sich eine Gruppe mit zwei Männern an, beide auf Krücken gestützt, der vordere mit einem Rosenkranz in der linken, einem Stock in der rechten Hand. Ihnen tritt eine Frau entgegen, der Kleidung nach „von Stand“. Ein Page mit einem Kind in den Armen begleitet sie, die den beiden Bedürftigen ein Kleidungsstück reicht.

Dann noch ein Mann, der sich mittels eines Stockes offensichtlich mühsam aufrecht hält. Ein zweiter, dazu nicht mehr imstande, kriecht auf allen Vieren. Jeder streckt eine Hand dem Brot entgegen, das eine

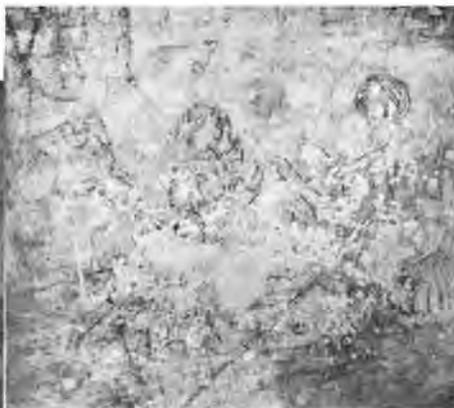
Frau im Ordensgewand ihnen mit beiden Händen reicht. Eine jüngere Frau steht daneben mit einem Krug bereit.

Es folgt eine Darstellung mit zwei Ordensfrauen am Bett eines Kranken. Ein Tuch liegt kühlend über seiner Stirn, und man fühlt ihm den Puls.

Die beiden letzten Gruppen sind wegen ihrer Beschädigung inhaltlich nur zu errahnen. Eine Liegestatt und von ihr mit verzweifelter Gebärde zum Himmel aufragende Hände, ein angewinkeltes Knie, eine danebenstehende Frau, das läßt vielleicht auf eine dramatische Todesszene schließen. Um so mehr, als das in Teilen besser erhaltene letzte Bild eindeutig den Gang zu einer Beerdigung darstellt. Dem Sarg und seinen Trägern folgen betende Frauen.

Zeitlich sind die Zeichnungen dem ausgehenden 15. Jahrhundert zuzurechnen. Sie geben damit Anlaß zu den im Beitrag nebenan erwähnten Vermutungen.

Um sie der Verborgenheit zu entreißen, wurden sie im Juli 1978 durch das Restauratorenehepaar Malek aus Abstatt sachkundig und sorgfältig abgenommen und verwahrt. Nun harren sie des Augenblicks, da sie, in die Wand des renovierten Erdgeschosses eingefügt, allen Interessenten sichtbar gemacht werden können. Erich Tomschik



Beengte Raum- und unzureichende Lichtverhältnisse erschwerten sehr die fotografische Aufnahme

me der Wandmalerei am ursprünglichen Ort. Zur Dokumentation mußte der Versuch dennoch unternommen werden. Sein Ergebnis ist hier als Illustration zu dem Artikel darüber zu sehen.

Die katholische Kirchengemeinde Heilig Geist Markgröningen

1534 – eine schicksalhafte Jahreszahl in der Geschichte der katholischen Kirchengemeinde von Markgröningen. In der Silvesternacht dieses Jahres wurde die letzte hl. Messe in der Kirche des Spitals zum Hl. Geist gefeiert. Über 400 Jahre lang gab es dann in der Stadt Markgröningen keinen katholischen Gottesdienst mehr. Nach Einführung der Reformation sind praktisch keine Katholiken mehr in der Stadt. Erst mit Beginn dieses Jahrhunderts finden sich wieder einzelne Katholiken unter den Einwohnern. Von Bietigheim aus wurden sie, soweit es eben möglich war, seelsorgerisch betreut. So erteilte man beispielsweise den wenigen Schülern den Religionsunterricht in einer Gaststätte. Ab dem Jahre 1936 gab es hin und wieder die Möglichkeit, einen Gottesdienst in der Simultankirche des Landesheimes zu besuchen.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Zuzug Vertriebener aus den Ostgebieten des ehemaligen Deutschen Reichs, wie aus den deutsch besiedelten Gebieten der Staaten Mittel- und Südosteuropas kam eine größere Anzahl von Katholiken nach Markgröningen, ebenso auch in die umliegenden Gemeinden. Die Betreuung war von Bietigheim aus nicht mehr möglich, und so errichtete der Bischof von Rottenburg für Asperg, Markgröningen und Tamm die Seelsorgestelle Asperg. Gottesdienste wurden nun regelmäßig in der Kirche des Landesheimes abgehalten. Durch weitere Zuzüge war die Katholikenzahl bald so stark angewachsen, daß die kleine Kirche für die vielen Gottesdienstbesucher nicht mehr ausreichte. In dankenswerter Weise hat damals die evang. Kirchengemeinde Markgröningen den Katholiken die St.-Batholomäus-Kirche für den Gottesdienst zur Verfügung gestellt. Eine dringend erforderliche Renovierung dieser Kirche brachte den „Umzug“ in die „Kinderschülesbaracke“ der evang. Kirche an der Mörikestraße. Dort traf man sich nun zu den Gottesdiensten.

Der Wunsch nach einer eigenen Kirche verstärkte sich immer mehr. Monat für Monat gingen die „Bettler“ von Haus zu Haus, um einen finanziellen Grundstock für ein Bauvorhaben zu schaffen. Trotz der großen Gebefreudigkeit der Katholiken blieben die Mittel relativ bescheiden. So begrüßte man es freudig, daß die Stadt Markgröningen die Ruine der Spitalkirche den Katholiken schenkungsweise überließ. Die zahllosen freiwilligen Helfer – Frauen und Männer – begannen sofort mit der Entrümpelung der unter Denkmalschutz stehenden Ruine. Langwierige Vorarbeiten für den Wiederaufbau wurden geleistet. Schwere körperliche Arbeiten und große finanzielle Opfer der Markgröninger Katholiken führten zum Erfolg. Im Jahre 1955 erfolgte die Schenkung der Ruine, und bereits am 27./28. Juli 1957 konnte die wiederaufgebaute Spitalkirche durch den Bischof von Rottenburg, Dr. Carl Joseph Leiprecht, eingeweiht werden. In Anlehnung an die geschichtliche Vergangenheit wurde sie dem Hl. Geist geweiht.

Vorausgegangen war der Kirchweihe ein Feldgottesdienst am Fronleichnamstag im Spitalgarten. Am Nachmittag dieses Tages traf man sich auf dem Benzberg zu einem Gemeindefest, um die leere Baukasse etwas aufzufrischen. Die Markgröninger Vereine stellten sich in den Dienst der guten Sache und gestalteten ein abwechslungsreiches Unterhaltungsprogramm, und Schülerinnen der Markgröninger Schule führten Volkstänze auf. Eine aus Spenden der Bevölkerung reich gefüllte Tombola trug mit zum Erfolg des Tages bei.

Was aber ist eine Kirche ohne Glocken? Auch dieses Problem konnte noch vor der Kirchweihe gelöst werden. Zwei Glocken, von denen eine die Stadt Markgröningen stiftete, wurden am 21. Juli 1957 geweiht. Inzwischen trägt der Turm der Heilig-Geist-Kirche vier Glocken.

Geld für eine Orgel war nicht vorhanden. So stellte die Firma Walcker, Ludwigsburg, ein

Harmonium unentgeltlich zur Verfügung, bis am 31. März 1963 eine Orgel in Dienst gestellt werden konnte.

Die Bauplanung wurde von dem damaligen Asperger Pfarrer, Herrn Georg Freihalter, betrieben. Seinem Nachfolger, Herrn Pfarrer Emanuel Wieser, oblag die Ausführung. Bereits im Herbst 1957 fand zum ersten Mal wieder eine feierliche Erstkommunion in Markgröningen statt, und 1958 ging die erste Fronleichnamsprozession durch die Straßen der Stadt.

Es dauerte nun nicht mehr lange, und Markgröningen wurde Seelsorgestelle mit einem eigenen Geistlichen, Herrn Kurat Stefan Bönsch. Die Tammer Katholiken, die ebenfalls zu Asperg gehörten, betreute jetzt der Seelsorger aus Markgröningen. Auch in Tamm hielt man die Gottesdienste zunächst in der evangelischen Kirche ab. Aber bald schon begann auch dort die Planung eines Kirchbaus. Herr Kurat Bönsch war der Initiator. Der Bau konnte jedoch erst von seinem Nachfolger, Herrn Pfarrer Rudolf Fezer, realisiert werden. Die Kirche mit Gemeindeheim weihte am 5. Oktober 1969 Weihbischof Wilhelm Sedlmeier dem heiligen Petrus.

Mit dem 1. April 1968 erhob der Bischof Markgröningen zur selbständigen Stadtpfarrei mit der Filiale Tamm. Bald aber ist dann auch Tamm eine eigenständige Pfarrei geworden.

In Markgröningen gingen die Aufbauarbeiten weiter. Der Initiative des Herrn Pfarrer Fezer ist es zu verdanken, daß am 24. April 1972 der dreiklassige Don-Bosco-Kinderergarten der kath. Kirchengemeinde in Betrieb genommen werden konnte. Im Sommer des gleichen Jahres wurde dann auch das neuerrichtete Pfarrhaus bezogen. Durch das Entgegenkommen der Stadt Markgröningen war es möglich, im alten Spital einen kleinen Saal als Treffpunkt für Gemeindefeiern usw. in Eigenarbeit zu errichten.

Zum Gedenken an den Tag der zwanzigsten Wiederkehr der Kirchweihe trafen sich die Katholiken zu einem Festgottesdienst mit Weihbischof Dr. Anton Herre. Das Hochamt wurde vom Kirchenchor, der ebenfalls schon vor 20 Jahren gegründet worden war, durch die Aufführung der „Kronungsmesse“ von W. A. Mozart unter Mitwirkung von Solisten und Orchester besonders feierlich gestaltet. Es bleibt zu hoffen, daß dieser Gottesdienst vom 20. Mai 1977 zum 25. Jahrestag der Kirchweihe eine Wiederholung finden wird.

Am 1. Juli 1978 spendete Domkapitular Max Müller aus Rottenburg zum ersten Mal das hl. Sakrament der Firmung in der Heilig-Geist-Kirche zu Markgröningen.

Bereits zu Beginn der 70er Jahre war man sich im klaren, daß die Kirche zum Heiligen Geist einer Renovation dringend bedürfe. Auch die gestiegene Katholikenzahl ließ eine Vergrößerung als notwendig erscheinen. Erst jetzt konnten die Planungen unter Herrn Pfarrer Helmut Nann, dem Nachfolger von Herrn Pfarrer Fezer, vorangetrieben werden. Sehr große Schwierigkeiten sind hierbei zu überwinden, denn auf den denkmalgeschützten alten Teil der Kirche und den Standort innerhalb des alten Spitals muß größtmögliche Rücksicht genommen werden. Auch große finanzielle Mittel werden benötigt. Es ist zu wünschen, daß die Vorarbeiten für dieses Bauvorhaben recht bald abgeschlossen werden können und der Umbau ausgeführt wird.

Im Zuge der Eingemeindung von Unterriexingen nach Markgröningen wurden auch die bis dahin zu Bissingen zählenden Katholiken des Ortsteils Unterriexingen der Pfarrei Heilig Geist in Markgröningen angegliedert. Bereits am 23./24. Juni 1973 war in Unterriexingen die Heilig-Kreuz-Kirche mit Gemeindeheim eingeweiht worden.

So finden wir heute wieder zwei katholische Gotteshäuser und rund 3600 Katholiken in unserer Stadt, in der über 400 Jahre lang von Katholiken nichts zu hören und zu sehen gewesen war. Hermann Christmann

Die Heilig-Geist-Kirche, wie sie T. Cades im Jahre 1890 sah und im Auftrag des Amtes für Denkmalspflege zeichnete, als man sie noch Spitalkirche nannte (im Volksmund übrigens bis heute).



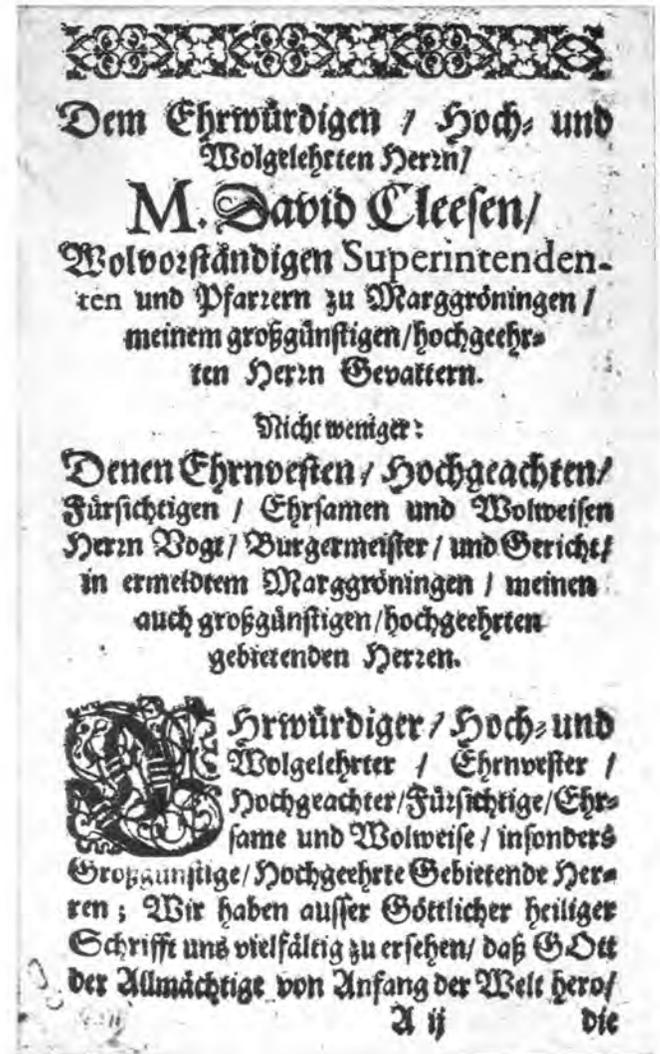
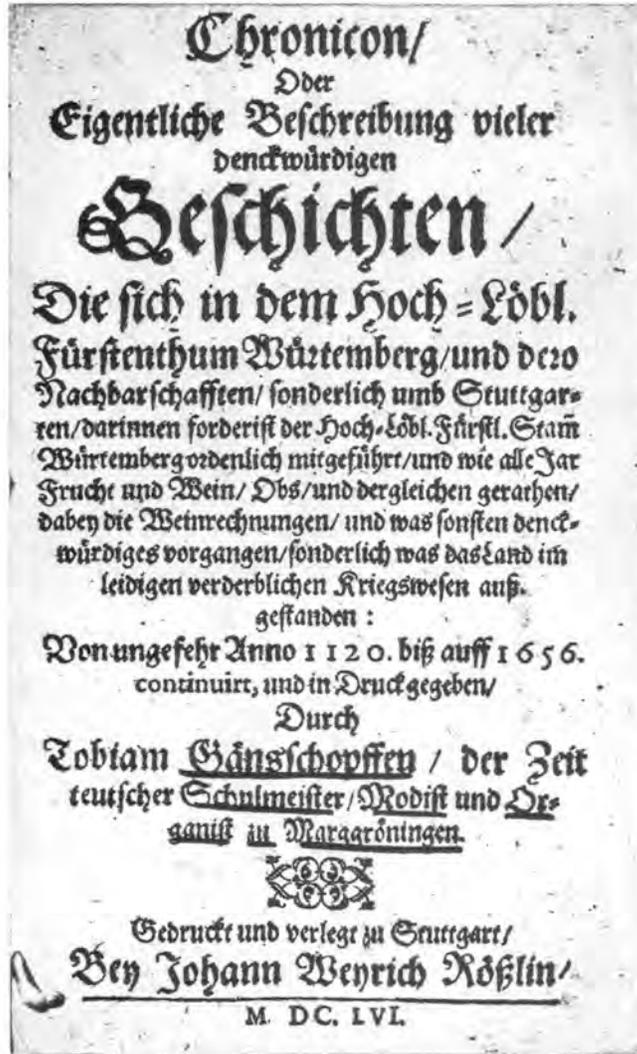
Fünf silberne Altarkannen erzählen Markgröninger Geschichte

Von Pfarrer Hans-Eberhard v. Bühler

Als 1975 in der Sakristei der Bartholomäuskirche der alte Eichenschrank ausgebaut, renoviert und an anderer Stelle wieder ein-

gebaut wurde, fanden sich fünf gleiche Silberkannen, leicht beschädigt und ungepflegt. Daß das silberne Kannen sein sollten, war kaum mehr erkennbar. Aber nach gründlicher Reinigung erstrahlten sie wieder im alten Glanz. Eine eingehende Untersu-

chung und Beschäftigung mit den in den Deckeln angebrachten Inschriften ließ Interessantes vermuten. So erlaubten diese Kannen einen Blick in die Vergangenheit unserer Stadt und ihrer Bewohner und gaben ihr Geheimnis preis.



Von den Jahren 1657/1658

In seiner Studierstube am Kirchplatz, dem Fenster zugewandt, steht der Magister David Cleß und liest in einem kleinen, neuen Büchlein. Er hört nicht, daß ihn seine Frau schon wiederholt zum Abendessen gerufen hat. Über dem Lesen hat er ganz die Zeit vergessen, denn schon vor über zwei Stunden hat ihn der vortreffliche und in der Stadt allseits beliebte Lehrer Tobias Gänsschopff besucht, um seinem Stadtpfarrer und Dekan das Buch zu übergeben, das er in diesen Tagen vom Drucker in Stuttgart bekommen hat. Er hat es dem Spezial – so nannte man damals den Dekan – als Erstem gewidmet, diese „Chronik der Geschichten aus dem Fürstentum Württemberg“. Ein Markgröninger Knabenlehrer (früher „Modist“ genannt) schreibt eine württembergische Geschichte „... von ungefahr Anno 1120 biß auff 1656 continuirt, und in Druck gegeben durch Tobiam Gänsschopffem, der Zeit teutscher Schulmeister, Modist und Organist zu Marggröningen“.

„Was hat dich denn so gefesselt, daß du mein Rufen nicht gehört hast?“, fragt ihn die Pfarrfrau. – „Ach, der Tobias war da und hat mir das erste Exemplar seines neuen Geschichtsbüchleins gebracht. Er hat es mir gewidmet.“ Cleß war schon vor 11 Jahren beim Sohn Hannß seines Organisten Pate geworden. Seither hat die Familien viel Gemeinsames verbunden. Die Männer saßen oft beieinander und fragten sich, wie lange noch das Blutvergießen, Morden und Brennen der Landsknechte auf beiden Seiten weitergehen werde. Jetzt war schon einige Jahre Ruhe im Land. Erst am 26. Juni 1650 ist der völlige Friede festgemacht und am 11. August mit einem Friedens- und Dankfest in allen Kirchen gefeiert worden; so schreibt es der kundige Lehrer in seinem Geschichtenbuch. Und daß um diese Zeit der Eimer Wein in Gröningen 13 Gulden und 30 Kreuzer gekostet hat, und noch viel mehr Interessantes aus diesen Jahren, die nun für uns schon so lange zurückliegen.

Man zählt inzwischen das Jahr 1658. Vor sieben Jahren haben sie des Schulmeisters Frau Rosine mit 49 Jahren begraben. We-

gen der Kinder hat er noch im gleichen Jahr wieder geheiratet. Aber nun geht's ihm selber nicht so arg gut. Und er ist doch erst in seinem 59. Jahr. Da kommt eines Tages der Hannß Gänsschopff zum Pfarrhaus am Kirchplatz und richtet einen Gruß aus von seinem Vater: „Onkel David, mein Herr Vater läßt Euch schön bitten, Ihr möchtet bald einmal zu ihm herüberkommen. Er hätt' Euch was zu sagen. Und zu meinem 11. Geburtstag am 25. Januar soll ich Euch einladen, Gevatter.“ – „Es ist gut, Kind“, sagt der Pfarrer, „ich will gleich morgen kommen. Richtet dem Vater einen schönen Gruß aus und ich werde ihm ein paarmal die Kinder unterrichten, bis es ihm wieder besergeht.“ Aber es ging ihm nicht besser. Tobias Gänsschopff ahnte, daß er nicht mehr lange Zeit hätte. Er sprach nicht darüber. Wie sollte er auch. Wie würden das seine Frau und der erst 11jährige Hannß aufnehmen! Der lange Krieg mit vielen kargen Jahren und manchen Entbehrungen hatte doch seine Spuren hinterlassen. Durch sein Buch hatte Tobias Gänsschopff etwas zusammensparen können. Daraus sollte für die Kirche in Markgröningen nun eine Dankgabe werden. Dank und Lob und Preis und Ehr' dem Gott und Herrn, der durch all die schweren Jahre in seiner Gnade und Treue trotz allem, was sonst passiert ist, reichen Segen an Frucht und Wein und Obst und allem Erdengewächs immer wieder mitgeteilt hat und jetzt auch wieder hat Frieden werden lassen. „So hab' ich's im Vorwort meines Geschichtsbüchleins geschrieben“, sagt Gänsschopff zu seinem Gevatter Cleß, als er ihn am nächsten Tag aufsuchte. „Und so soll aus den 180 Gulden, die ich dem Heyligen (damals Kirchenkasse) jetzt übergebe, ein Denkmal werden der Güte und Treue Gottes. Seit uns die Landsknecht die Kirchen ausgeraubt haben, ist kein silbern Kannen mehr da zum Heiligen Mahl. Laß also eine schöne silberne Kanne machen. In Stuttgart lebt der Goldschmied Josias Barthler noch. Der wird für unsere Kirche gewiß ein Kunstwerk schaffen von Gottes Ehr' und Preis.“ – „Tobias“, sagte der Pfarrer, „brauchst du das Geld nicht für deine Frau und für deine Kinder?“ Aber davon wollte der Schulmeister nichts wissen. „Es

reicht“, gab er zur Antwort, „es reicht immer! Der da oben hat uns noch nie im Stich gelassen. Nimm's nur und tu, wie ich dir gesagt habe“, und dabei machte er mit seiner rechten Hand eine Bewegung, wie wenn ein Zeigefinger nach oben zeigt.

Das war in den ersten Januartagen 1658. Niemand hätte daran gedacht, daß man den geliebten Lehrer schon drei Monate später würde zu Grabe tragen müssen. Am 17. April ist er gestorben. Die Kanne war zwar zu diesem Zeitpunkt schon bestellt, aber noch nicht so rasch fertig geworden. Als sie der Dekan David Cleß im Spätherbst in Stuttgart abholte, las er im Deckel in lateinischer Schrift:

„Diese silberne Kanne hat der Gröninger Kirche Herr Tobias Gänsschopff vermacht, vormals Schulmeister und Organist daselbst, im Jahre 1658, unter dem derzeitigen Pfarrer Magister David Cleß.“

Von den Jahren 1669/1700

Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Krieg, haben dem Württemberger Land keineswegs gedeihliche und friedvolle Zeiten gebracht. Als sich Stadt und Amt (Oberamt) Markgröningen wieder einigermaßen erholt hatten, begann in den 70er Jahren die verhängnisvolle Kette der Franzoseneinfälle. Sie dauerten fast bis zum Ende des Jahrhunderts. Die Armut war groß und die Bevölkerung durch Tod, Hunger und Flucht bis auf 950 Personen zurückgegangen. Nicht nur einmal ist die Ernte völlig zerstört oder sind die Bürger der Stadt durch Einquartierungen ausgeplündert worden. Viele hatten Schulden, und Mißjahre haben das Ihre dazu getan.

Da gab es im Jahre 1696, am 12. Oktober, in der Stadt eine Tauffeier für die Tochter Katharina des Stadtschreibers Georg Jakob Seefried. Der Spezial Friedrich Faber, der das Kind im Gottesdienst getauft hatte, und Johann Jakob Hopfenstock, derzeit Vogt in

Markgröningen, waren als Paten dabei. Wenn Männer zusammensitzen, sprechen sie nicht nur über die Familie und über das Wetter. Die allgemeine Not des Landes und der Stadt gab Gesprächsstoff genug. Kürzlich mußte der Vogt wieder einmal eine Aufstellung all der Schäden machen, die bei den zurückliegenden Franzoseneinfällen entstanden waren. Der Bericht ging an die Landschaft (ähnlich Landtag) in Stuttgart. Allein die Stadt Markgröningen hatte 111 741 Gulden Schaden zu melden.

In der Taufrunde konnte man sorgenvolle und recht bedenkliche Gesichter sehen. Pfarrer Faber wagte darum kaum, sein Anliegen vorzubringen, das ihn schon einige Zeit beschäftigte. Seit Tobias Gänschopff im Jahr 1658 seine Abendmahlskanne auf den Altar der Kirche gestiftet hat, sind beinahe 40 Jahre vergangen. Und es wäre so dringend eine zweite nötig. Die Armut und äußere Not der Bürger hatte auch eine andere Seite. Viele suchten mehr als sonst Kraft und Hilfe im Glauben. Der Pietismus hatte da und dort Eingang im Lande gefunden. Das Verlangen nach persönlicher Erbauung und lebendiger Gemeinschaft war groß. Über einen schlechten Gottesdienstbesuch hatten sich die Pfarrer wirklich nicht zu beklagen.

Schließlich rückte Friedrich Faber mit seinem Herzenswunsch heraus und staunte, daß der Gedanke in der Runde mit großer Zustimmung aufgenommen wurde. Schon in einer der nächsten Sitzungen des Kirchenkonvents (heute: Kirchengemeinderat) konnte grundsätzlich beschlossen werden, daß eine zweite silberne Kanne beschafft werden solle, die genau nach dem Muster der ersten Kanne gefertigt werden möge. Bis man die nötigen Gulden zusammen hatte und der Stuttgarter Gold- und Silberschmied Philipp Thomas Schlotterbeck die Kanne liefern konnte, vergingen noch einige Jahre. Aber zum Heiligen Mahl am Karfreitag im Jahre 1700 stand die neue Kanne auf dem Altar der Kirche. Die Herren vom Kirchenkonvent, die sich das gelungene Werk nachher aus der Nähe ansehen wollten, konnten nicht unterscheiden, welches die

neue Kanne war. Aber als einer den Deckel hob, las er:

„Diese Kanne ist mit dem Geld des Gotteskastens in der Gröninger Kirche angeschafft worden unter dem Pfarrer und Spezial Friedrich Faber, dem Vogt Herrn Hopfenstock, dem Diakonus (= 2. Pfarrer, auch Helfer genannt) Magister Hegel, dem Bürgermeister Jenisch, und kostete 157 Gulden – 1700.“

Von den Jahren 1757/1762

In der Landeshauptstadt Stuttgart regierte seit 1744 Herzog Karl Eugen. Schloß und Stadt Ludwigsburg hatten in den vergangenen 50 Jahren Gestalt und Größe bekommen und machten der Oberamtsstadt Markgröningen nicht wenig zu schaffen. Professor Roemer beschließt seinen 2. Band der Geschichte der Stadt Markgröningen mit dem Satz: „Unter Herzog Karl Eugen, dessen Regierung nahezu die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ausfüllt, geriet Markgröningen vollends ganz in den Schatten Ludwigsburgs.“ Es war den Bemühungen des Stadt- und Amtsschreibers Eberhard Paulus zu danken, daß das Pfarramt in der Stadt seit 1736 wieder zum Dekanat geworden war. Achtzehn Jahre zuvor mußte es an die neuerstandene Residenzstadt Ludwigsburg abgetreten werden. Paulus hatte sich in einer Denkschrift vom Dezember 1735 u. a. auch dafür energisch eingesetzt.

In den 30er Jahren hatte Markgröningen mit mehr als 1500 Einwohnern wieder die Größe und Zahl vor dem Dreißigjährigen Krieg erreicht. Und der Bevölkerungsanstieg hielt an. 1750 wurden 1722 Einwohner gezählt. Darum fiel es sogar den Kirchenbesuchern auf, daß die beiden Altarkannen bei den großen monatlichen Abendmahlsfeiern einfach nicht ausreichten. Und weil der Mesner Schüßler sich auch keine besonders große Mühe gab, das Auffüllen während des Gottesdienstes möglichst leise und unauffällig zu verrichten, faßten zwei Markgröninger Frauen einen zunächst heimlichen Beschluß. Die ledige Stadtschreiberstochter Katharina Seefried war oft mit ihrer Freundin, Elisabeth Beutenmüller, zusammen. Dem Alter nach war die Seefriedin zwar um 10 Jahre

jünger, aber in früheren Jahren hatte Katharina den Beutenmüllers viel im Heuet und in der Ernte geholfen. Dafür saß die Elisabeth in den Wintermonaten öfters im Stadtschreiberhaus. Die Zeit, von der wir berichten, sah die beiden ledigen Damen schon im vorgerückten Alter und beide nicht mehr bei bester Gesundheit.

Jedenfalls hatten sie sich insgeheim miteinander verabredet und das auch dem Stadtpfarrer Korn mitgeteilt, daß jede einen ansehnlichen Betrag stiften wollte zur Anschaffung einer neuen silbernen Kanne auf dem Altar der Bartholomäuskirche. Daß es beim Versprechen nicht geblieben ist, weist das „Stiftungs-Büchlein vor dem Heyligen in Marck-Gröningen“ nach. Dort ist eingetragen:

„1757 stiftet Elisabetha Beutenmüller zu einer silbernen Kanne auf den Altar 80 Gulden.“

Und dann war noch im selben Jahr „Maria Elisabeth Beutenmüller 71 Jahr, 9 Monate und 14 Tage alt am Schlagfluß gestorben“. So steht es im Totenregister unter dem 28. November 1757. Als könnten die beiden Markgröninger Töchter eine nicht ohne die andere sein, so folgte Katharina Seefried ihrer Freundin fast auf den Tag 9 Monate später, am 24. August 1758, im Tode nach. Zwar hatte die Verstorbene noch vor ihrem Tode die Stiftung verfügt; der Betrag von 40 Gulden ging aber erst nach ihrem Tode beim Pfarramt ein. Da geht Pfarrer David Burk an sein Stehpult, nimmt aus der Schublade das Stiftungsbüchlein heraus und schreibt:

„1758 legiert weyland Jungfer Maria Katharina, deß vormalig vieljährigen Herrn Stadtschreibers Georg Jakob Seefrieden seelig hinterlassene Tochter, 40 Gulden paaren Geldes zu einem Beytrag an einer auf dem Altar benötigten silbernen Kannte (so statt Kanne in den alten Urkunden), worauf ihr Name zum angedenken eingegraben werden solle, welches Geld auch damalen auf ihr absterben würklich eingegangen und nun nebst obig Beutenmüllerischen 80 Gulden zu einer solchen Kannte verwendet werden soll.“

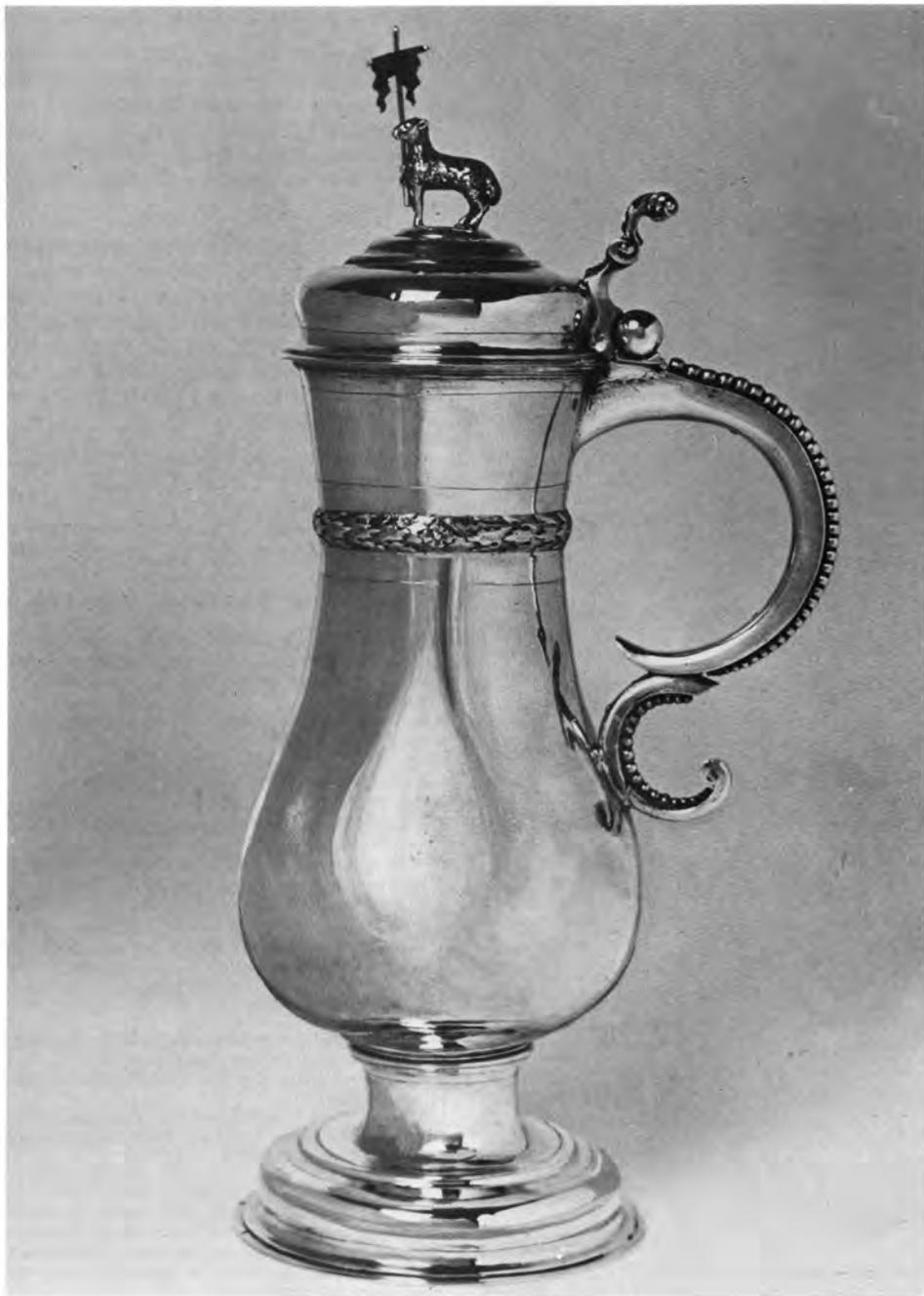
Pfarrer Burk, erst ein Vierteljahr Pfarrer und Spezial in Markgröningen – sein Vorgänger Korn war am 1. Februar plötzlich gestorben – hatte zunächst Wichtigeres zu tun, als sich um eine neue Altarkanne zu kümmern. Erst im April 1761 wird der Kirchenkonvent wieder an diese Stiftung erinnert, als die Base der Beutenmüllerin um Nachlaß des Zinses von etwa 12 Gulden bittet, zumal ja das Geld noch nicht zur Beschaffung einer Kanne verwendet worden sei. War das ein Wink mit dem Zaunpfahl? Jedenfalls wird in einer der nächsten Sessionen des Kirchenkonvents beraten und beschlossen, daß man nicht nur die fehlenden 82 Gulden zu den Stiftungen der verstorbenen Fräulein dazutun, sondern bei dieser Gelegenheit noch eine weitere Kanne beim Gold- und Silberschmied Christoph Friedrich Sick in Stuttgart bestellen wolle. Aber er müsse sie genau nach den vorhandenen Kannen aus der Kirche fertigen. So kam es, daß zwei Kannen auf dem Altar der Stadtkirche die Jahreszahl 1762 tragen. Die eine erinnert an die beiden Stifterinnen und die andere an diejenigen Herren, die als Mitglieder des Kirchenkonvents zur Anschaffung ihre Unterschriften gaben.

Es lauten die Inschriften in den Deckeln der Kannen:

„Da zum Kauf dieses gottesdienstlichen Gefäßes die beiden Fräulein Elisabeth Beutenmüller und Maria Catharina Seefried – jene 80, diese 40 Gulden – vermacht hatten, haben wir die restlichen Unkosten aus der Kirchenkasse noch dazugegan. Zu Markgröningen 1762.“

„Die zum gottesdienstlichen Gebrauch bestimmte Kanne ist zum Preis von 202 Gulden aus dem Gotteskasten der Markgröninger Kirche gekauft worden unter dem Oberamtmann Breyer, dem Superintendenten der Kirche Burk, dem Diaconus Bardili und dem Bürgermeister Eppinger – Im Jahr des Herrn 1762.“

Die Kanne von 1658, der die späteren originalgetreu nachgebildet wurden. Ohne das Lamm auf dem Deckel mißt sie 35,5 cm.





Von den Jahren 1823/1824

Daß den vier silbernen Kannen eine fünfte hinzugefügt worden ist, verdanken wir den Familienangehörigen des in Markgröningen verstorbenen Pfarrers Johann Philipp Christoph Glanz. Auch diese Kanne ist den Vorgängerinnen nachgebildet. Im Stiftungsbuch ist vermerkt:

„1824 stifteten die Hinterbliebenen des am 4. November 1823 gestorbenen hiesigen Stadtpfarrers Magister Glanz eine silberne, außen an den Rändern und innen im Deckel und Hals vergoldete, mit einer lateinischen Inschrift versehene große Altar-Kanne im Wert von 200 Gulden zum Andenken an den Verstorbenen.“

Nachwort

Die in dem vorstehenden Artikel aufgeführten Personen, Daten und Texte sind folgenden Unterlagen entnommen:

1. Kirchliche Tauf-, Trauungs- und Sterberegister ab 1558
2. Tobias Gänschopff, Chronicon oder Eigentliche Beschreibung vieler denkwürdigen Geschichten ... usw. (siehe Abbildung des Titelblatts) Stuttgart 1656
Inv. Nr. D 66
3. Stiftungs-Büchlein Vor dem Heyligen in Marck-Gröningen – Renoviert Anno 1775
Inv. Nr. 30
4. Kirchen-Convents-Protocollum 1735–1761
Inv. Nr. 14
5. Liste der Pfarrer in Markgröningen
Inv. Nr. 81 b
(1–5 im Archiv des 1. Evang. Pfarramts Markgröningen)
6. Hermann Roemer, Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte 1550–1750, Band 2, Markgröningen 1930
7. Belschner-Hudelmaier, Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, Ludwigsburg 1969
8. K. + A. Weller, Württembergische Geschichte, 8. Aufl. Stuttgart 1978

Die Feststellung der Beschau- und Meisterzeichen auf den Silberkannen erfolgte durch Herrn Pfarrer Kurt Schaal, Kunstberater beim Evangelischen Oberkirchenrat, Stuttgart.

Die lateinischen Originaltexte der Kanneninschriften sind freundlicherweise von Frau Dr. M. Balzert, Markgröningen, übersetzt worden.

Die Bilder links: Südseite der St. Bartholomäus-Kirche und das württembergische Wappen über dem Portal des Pfarrhauses mit den Initialen von Herzog Ulrichs Wahlpruch „Verbum Dei Manet In Eternum“ sowie dem Hinweis auf das Baujahr 1544.

Und die Inschrift lautet in deutsch:

„Zum Gedenken an Magister J. P. Ch. Glanz, Pfarrer in Markgröningen, gestorben am 4. November 1823, haben seine Nachkommen dieses (Gefäß) gestiftet.“

Hier die lateinischen Originalinschriften in den Kannendeckeln:

1658

CANTHARVM HVNC ARGENTEVM
ECCLESIAE GRÖNINGENSI LEGA-
VIT D. TOBIAS GÄNSSCHOPFF
QUONDAM LVDIMODERATOR ET
ORGANISTA IBIDEM ANNO
MDCLVIII PASTORE TVNC TEM-
PORIS M. DAVIDE CLESSIO.

1700

HIC: CÖEMPT: PRETIO: AERARI:
ECCLESIASTICI GRÖNING:
PASTORE: SPEC: FRIDERICO FABRO
PREFECTO DNO HOPFENSTOKHIO:
DIACONO: M. HÖGELIO CVROTORE:
JENISCHO

Constans 157 florenis
MDCC

1762/1

AD EMENDUM HOC SACRUM VAS QUIA
DUÆ VIRGINES ELISABETHA BEUTEN-
MULLERIA ET MARIA CATHARINA SEE-
FRIEDIA ILLA LXXX HAEC XL FLORENOS
LEGAVERANT RELIQUUM SUMTUM EX
IPSIS
PII CORPORIS REDITIBUS
SUPERADDIDIMUS
MARKGRUNINGÆ MDCCCLXX:

1762/2

CANTHARUS SACRO DESTINATUS USUI
PRETIO. 202 FLORENORUM EX AERARIO
ECCLESIAE MARKGRUNINGENSIS EMTUS
EST PRAEFECTO URBIS BREUERO
SUPERINTENDENTE ECCLESIAE BURKIO
DIACONO BARDILI CURATORE
EPPINGERO:
A. D. MDCCLXII

1823

In Memoriam M. J. P. Ch. Glanz
pastoris Marco-Groening.
d. 4. Nov. 1823 mortui
hoc ejus posterii donaverunt.

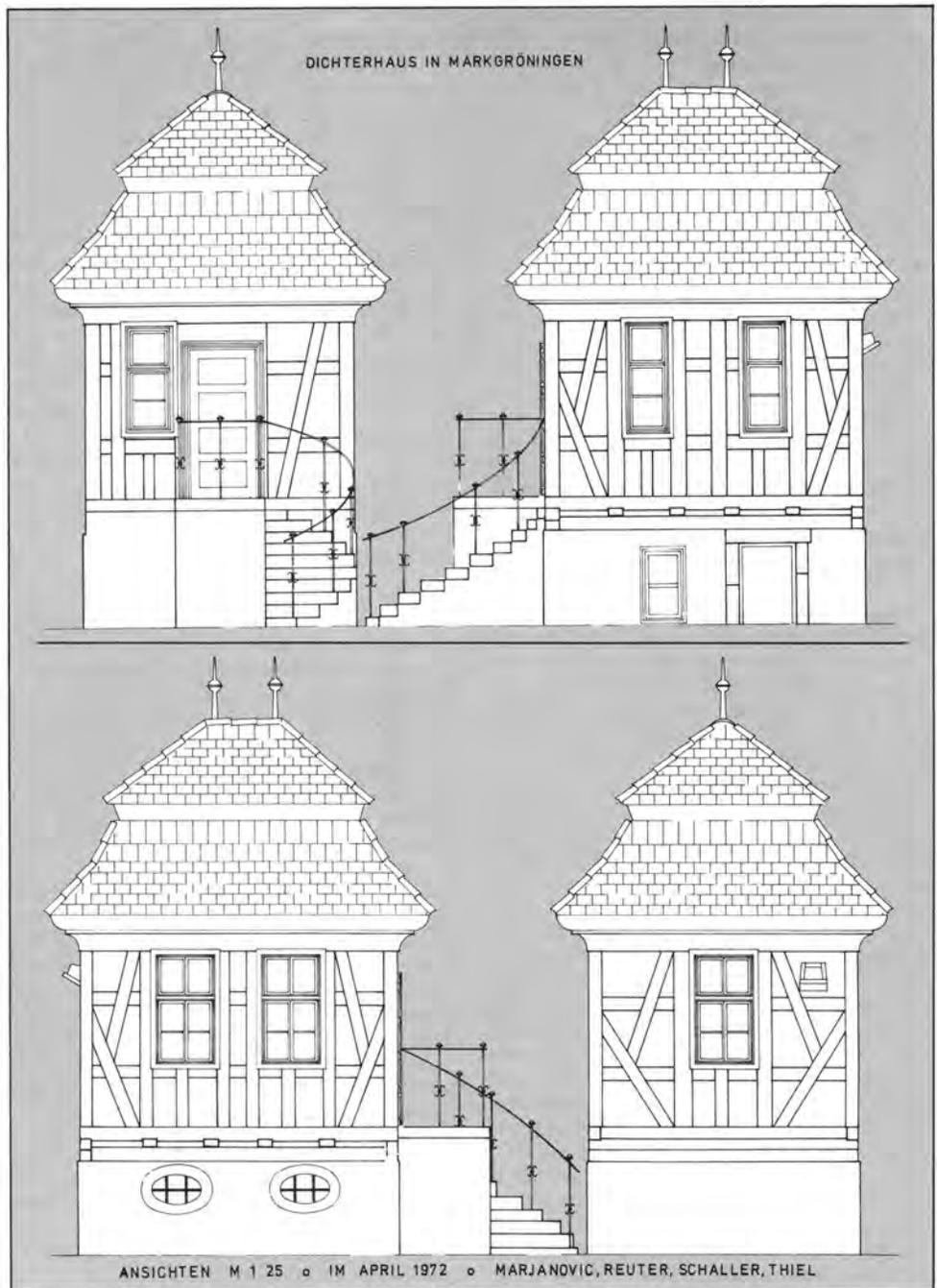
Das Dichterhäusle

von Markgröningen stand bis 1972 versteckt zwischen Bäumen, an denen wie an seiner Pforte Efeu emporrankte, verträumt und verlassen an jener Stelle, wo sich heute neben dem stattlichen Anwesen Ruf in der Bahnhofstraße der nüchterne Neubau mit dem SB-Laden Tengelmann erhebt. Der Anblick dieser verschwundenen Idylle ließ die Gedanken des Betrachters immer phantasievoll schweifen, auch wenn er nichts Bestimmtes von seiner Geschichte wußte. Man fühlte einfach, daß der dem Verfall preisgegebene anmutige Barockbau einmal bessere Zeiten gesehen haben mußte. Und da man sein Geheimnis nicht lüften konnte, nannte man es auch das „verwunschene Schlößchen“. Für die Gespielinnen, die nun gleich zu Wort kommen sollen, war es gar ihre „Villa Ehrenpreis“. Schieben wir den Schleier der Vergangenheit also ein bißchen zur Seite, lassen wir es vor unseren Augen erstehen, wie es als Kindheitserinnerung im Herzen von Frau Toni Zeller lebte. Sie war die Tochter des Arztes Dr. Werner, dessen Haus an der Ecke der Bahnhofstraße stand, wo die nach ihm benannte Straße abzweigt. Gut 80jährig schrieb sie 1960 auf, was wir hier auszugsweise wiedergeben:

Das „verwunschene Schlößchen“ im Reuterschen Garten gehörte früher zu dem Anwesen der Familie Dr. Glanz.

Diese verkaufte das Gut Ende der sechziger Jahre vorigen Jahrhunderts an den Ökonomen Johannes Hitzelberger. Seine Enkelinnen Fräulein Emma Reutter und ihre Schwester Frau Bertha Ruf geb. Reutter mit Familie sind die heutigen Eigentümer.

Das große Areal, auf dem die Gebäude stehen, wurde früher rings von einer Mauer umschlossen. Sie führte von der nordwestlichen Ecke an der Grabenstraße bis zur Friedhofsmauer. Diese bildete die südliche Grenze des großen Obstgartens. Auf der Ostseite zog sich die Mauer bis zur Asperger - jetzt Bahnhofstraße, beim ehemaligen Pumpbrunnen, und von da, der Straße entlang, etwas nördlicher gelegen als heute, bis zum Haus. Vor der Mauer standen schöne alte Kastanienbäume.



In der nordöstlichen Ecke des Grundstücks war früher eine parkähnliche Anlage, die im Lauf vieler Jahrzehnte zum Wäldchen mit stattlichen Bäumen geworden ist. Dort liegt das romantische Gartenhaus.

Vor Jahrzehnten hat sich Fabrikant Kollmer von der Seidenfabrik Markgröningen in dankenswerter Weise des ehrwürdigen alten Gartenhauses angenommen und es instandsetzen lassen. Das mit Efeu überwachsene Kupferdächlein über dem Podest vor der Eingangstüre war damals leider schon verschwunden.

Uns ist und bleibt das Gartenhaus im stillen Wäldchen – wie unseren Freundinnen Hitzelberger und Reiner – immer ein Ort schönster Jugenderinnerungen.

Das schönste blieb für uns Mädchen immer das Spielen in Hitzelbergers Wäldle und Gartenhäusle, einem Reich, das wir ganz für uns hatten und nur mit den Vögeln in Busch und Baum teilten und mit dem Völklein der Ameisen, die in wahren Heereszügen dem modrigen Gebälk des alten Gartenhauses zustrebten. Wir fühlten uns wohl in der Romantik des ummauerten, parkähnlichen verwilderten Gartens mit seinen steinernen von Efeu durchwachsenen Ruhebänklein und den immer gleichen Pflänzlein, die sich in Jahrzehnten jedes Frühjahr wiederholten. Die reizenden Schneeglöckchen bildeten allmählich ganze Teppiche. Der Goldregenbaum ergoß seine goldene Pracht wieder über uns, und der alte rotfruchtende Weißdorn, der mählich sein Ende nahen fühlte, tat sein möglichstes, um noch einmal mit seinen zarten Blüten dem noch viel älteren Gartenhaus neben sich von dem neuen Lenz zu erzählen. Sie hatten ja beide das Gnadenbrot, niemand kümmerte sich um ihren Verfall. Wer die leuchtenden Gichtrosen gepflanzt hatte, wußte wohl niemand; sie taten alle Jahre das Ihre. Nur das mir so liebe Moosröslein, im Unterholz versteckt, gab endlich den Kampf mit diesem auf und verschwand für immer. Die Akazienbäume zeigten ein zähes Leben; der Efeu kletterte bis in ihre Höhe hinauf. Die hohen Tannen an der Mauer waren allmählich lebenssatt, aber die Linde mit ihrem dicken Stamm wußte nichts von Altersschwäche; nur der hölzerne Gartentisch zu ihren Füßen wollte

das Zeitliche segnen. Wer unser Wäldle von damals gekannt hat, dem tut das Herz weh bei den heutigen letzten Resten des Gewesenen. Und das erst beim Anblick unseres Eldorados: des im französischen Adelsstil erbauten, jahrhundertealten Gartenhauses, das einst außerhalb des Stadtgrabens und der Stadtmauer lag und einen Schubart und Hölderlin in seinen vier Wänden gesehen haben will. Noch ist der französische Kamin vorhanden, und die Sonne durchflutet den Raum mit seinen sechs Fenstern. Aber der Holder blüht nimmer ins Zimmer hinein, und der alte Efeu hat Mühe, sich an der Hauswand bei der gewundenen Staffel noch eine Weile zu behaupten. Aus einer versunkenen Zeit ragt das Bauwerk in die heutige hinein, unverstanden mit seiner reichen Tradition. Ehemals von schützenden Bäumen und von einer klassischen Ruhe umgeben, ist es heute zwischen Nutzbauten und Holzremisen eingezwängt und dem Lärm der Autostraße preisgegeben.

Mit uns schwinden seine Freunde auch vollends dahin. Wir aber behalten die schöne Erinnerung an unser Gartenhäusle, wo sich in unseren unbeschwerten empfänglichen Kinderherzen die Ehrfurcht gebietende Vergangenheit und die schöne Gegenwart so beglückend berührten und wir mit unseren Puppenkindern ein frohes Familienleben führten. Wir freuten uns an dem Gegacker der Hitzelbergischen Hühner, das zu unseren zerbrochenen Fensterscheiben hereintönte; sie lieferten ihre jeweiligen kleinen Unglückseilein in unsere Küche, die wir uns im französischen Kamin eingerichtet hatten. Dort warteten schon Essig und Öl auf den Ackersalat, den wir uns, durchs hintere Mauerpfortchen schlüpfend, auf dem angrenzenden Feld holten. Von Brunnen und Hof tönte der hellklingende Takt des Sendengelns und dazwischen Hektors, des getreuen Wächters, Stimme. Und um uns war frohes Vogelkonzert.

Die Freundinnen, Töchter des Besitzers, sind alle nicht mehr unter uns. Adelheids Gespielin Friederike, auswärts verheiratet, hat sich ihre letzte Ruhestätte auf dem Markgröninger Friedhof erbeten, der an ihren geliebten Heimatgarten angrenzt.

Die Erwähnung von Hölderlin und Schubart in dieser wie ein Kindheitsmärchen klingenden Erzählung bedarf einer Erläuterung. Sie wird zugleich das „Dichterhäusle“ der Überschrift rechtfertigen.

Der eingangs genannte Dr. Glanz war um 1820 erster Stadtpfarrer in Markgröningen. Magister Rudolf Friedrich Heinrich Magenau, 1767 in Markgröningen geboren, war ein Freund seines Hauses. (Mehr über diesen bedeutenden Mann an anderer Stelle dieser Schrift.) 1808 zog er in das berühmte Tübinger Stift ein, wo er den gleichgesinnten Ludwig Neuffer (1769–1839) und Friedrich Hölderlin (1770–1843) traf. Mit ihnen schloß er einen dem Göttinger Hainbund (Hölty, Voß, Bürger) vergleichbaren poetischen Dreibund. 1799 schon war Magenau zum „Kaiserlichen gekrönten Poeten“ erhoben worden. Es gibt ein Gedicht von ihm, mit dem er Neuffer nach Markgröningen zum Schäferlauf einlädt. Über ihre Mütter führt von Magenau wie von Hölderlin eine Linie zu der alten schwäbischen Familie Andler, der auch Eduard Mörike entstammt.

Alles das läßt die sichere Annahme zu, daß sich dieser Freundeskreis bei gemeinsamem Aufenthalt im Hause Dr. Glanz in das romantische Gartenhäuschen zurückzog, um dort dem schönen Brauch der Zeit zu frönen, zu dichten und zu deklamieren. Von einem weiteren Dichter dieser Zeit, dem hochbegabten Heilbronner Wilhelm Waiblinger, gibt es eine Schilderung des Schäferlaufes 1821 im Glanzschen Hause. Zu früh starb der Hochbegabte, der als einer der ersten Hölderlins überragende Bedeutung erkannt hatte, 1830 in Rom. Was Schubert betrifft, existieren Vermutungen, die seine Gegenwart in dem Häuschen zumindest wahrscheinlich machen: Er war vor der fraglichen Zeit (1777/78) auf dem Asperg eingekerkert, und Markgröningen war ihm von dorthier bekannt geworden. Er komponierte auch, und die Dudelsackmelodie der Ladenpfeifer soll sein Werk sein.

Ob mit oder ohne ihn, was wir hier ermitteln konnten, reicht bestimmt aus, das leider verschwundene Kleinod „Dichterhäusle“ zu nennen. Erich Tomschik



Das Dichtershäusle in Markgröningen

Erich Tamschitz 1978

Rudolf Magenau

Magister Rudolf Friedrich Heinrich Magenau ist durch seine Jugendfreundschaft mit Johann Christian Friedrich Hölderlin (1770–1843) und Christian Ludwig Neuffer (1769–1839) weithin bekannt geworden. Geboren und getauft wurde er am 7. Dezember 1767 in Markgröningen als erstes Kind des dortigen Amts- und Stadtschreibers Jakob Friedrich Magenau (1744–1783) und dessen Ehefrau Eberhardine Rosine (1744–1806), Tochter des Oberamtmanns Johann Rudolf Andler (1701–1787) zu Ebingen, eines Angehörigen der altschwäbischen vielverzweigten Familie Andler, der wir auch in der Ortsgeschichte Markgrönings wiederholt begegnen.

Bis zu seinem 10. Lebensjahr lebte der Knabe Rudolf in seiner Vaterstadt und besuchte hier die Lateinschule, deren Verfall unter dem Präzeptor Schönlin seinen Vater veranlaßte, ihn im Jahre 1777 der lateinischen Schule des (nach Magenaus Meinung zu Unrecht hochrenommierten) Präzeptors Klett in Ebingen, dem Wohnsitz seiner Großeltern mütterlicherseits, zuzuführen, wo er wesentlich mehr (zum Teil recht gefährliche) Freiheit genoß als zuvor daheim. Fünf Jahre später bezog er die Klosterschule in Denkendorf (1782–1784), anschließend das theologische Seminar zu Maulbronn (1784–1786) und dann die Universität Tübingen (1786–1791) – drei Bildungsstätten, die, jeweils zwei Jahre nach ihm, auch Hölderlin, von 1788 bis 1791 sein Studiengenosse im Stift, durchlief.

Außer den zahlreichen Mißbelligkeiten im Stiftsleben, unter denen Hölderlin und Neuffer mehr noch litten als er, der seelisch Robustere, und die er in seiner Autobiographie an einigen Beispielen eindrucksvoll veranschaulicht, bedrückten ihn, den im Umgang mit Geld Unerfahrenen – „noch unbekannt mit weiser Sparsamkeit“ –, trotz eines reichlichen Wechsels von daheim pekuniäre Sorgen.

Über all dem Dunkel der Tübinger Stiftsjahre aber lag für den Studiosus Rudolf Magenau ein heller Schein: eben seine Freundschaft mit Christian Ludwig Neuffer

aus Stuttgart und Christian Friedrich Hölderlin aus Lauffen. Seine Äußerungen über den innigen und schwärmerischen Freundes- und Dichterbund, den er, Neuffer und Hölderlin im Winter 1788/79 geschlossen und nach dem Vorbild des Göttinger Hainbundes und der Gelehrtenrepublik Klopstocks 1790 dann ausgeformt hatten, sind zu einer wertvollen Quelle für die Hölderlin-Forschung geworden.

Am 9. Juni 1794 hielt Magenau in Niederstotzingen (damals Oberamt Ulm) seine Antrittspredigt und wurde am 15. Juni dort investiert. Am 22. Juni 1794 verheiratete er sich in einer von nüchtern-praktischen Erwägungen diktierten Heirat, die seine Freunde befremdete und verstimmte, mit der ältesten Tochter Henriette Friederike Wilhelmine (geb. 1768) seines wenige Monate zuvor verstorbenen Amtsvorgängers Mag. Johann Cunrad Hagmaier, die ihm in einer 32jährigen glücklichen Ehe acht lebende Kinder, fünf Söhne und drei Töchter, gebar. Sie ist in Hermaringen 1826, also 20 Jahre vor ihm, gestorben und ruhte mit ihm bis zur Auffassung des Grabes (etwa 1948) auf dem dortigen Friedhof.

In seinem ersten Amtsort verfaßte er die „Kleine Chronik von Niederstotzingen“ (1819). So schuf er mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und emsigem Fleiß ein breites und solides Fundament für eine Lokalgeschichte des Städtchens.

Nachdem er sich seit seinem Beförderungsexamen, das er im Alter von 47 Jahren im Februar 1814 in Stuttgart ablegte, vergeblich um nicht weniger als fünfzehn Pfarrstellen beworben hatte, erhielt Magenau am 7. Dezember 1819, seinem 52. Geburtstag, seine Ernennung zum Pfarrer von Hermaringen. Am 21. Dezember 1819 hielt er dort seine Antritts-, am 27. Dezember in Niederstotzingen seine Abschiedspredigt. Am 28. Dezember zog er mit seiner Familie „unter Tränen und Segenswünschen beider Konfessionsgemeinden“ aus dem engräumigen Pfarrhaus von Niederstotzingen nach Hermaringen ab, wo er seinen seelsorgerischen Auftrag, erst von seinem 67. Lebensjahr an von einem Vikar unterstützt, auch wieder mit ganzem Herzen erfüllte. Am

9. Juni 1844 beging er, von vielen Seiten beglückwünscht und hoch geehrt, sein 50. Amtsjubiläum. Am 23. April 1846 schloß er im Alter von 78 Jahren und 4 Monaten die Augen für immer. Sein letzter eigenhändiger Eintrag im Totenregister stammt vom 15. April 1846.

In den ersten Hermaringer Jahren entstand: „Der Güssenberg und die Güssen. Ein Beitrag zur Kenntnis des Brenztals und seiner Umgegend“ (Ulm, 1823), in dem er zusätzlich vom „Brenzfluß“ und „vom Dorfe Hermaringen“ und den bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts dort ansässigen Beginen handelte und vier seiner Gedichte abdruckte, darunter „Die Mädchenfelsen im Brenztale bei Eselsburg“ und „Des Glöckleins Mahnung zu Königsbronn“.

Mit diesem wissenschaftlich recht bedeutsamen Werk hat Rudolf Magenau den Grund für die Landschaftsbeschreibung des Brenztals gelegt.

1830 gab er, von der gleichen Heimatliebe beseelt und von dem gleichen Forschergeist angespornt wie sein jüngerer Markgröninger Zeitgenosse Dr. Ludwig Heyd (1792–1842, nach ihm sind hier Schule und Straße benannt), von dessen stadtgeschichtlichen Arbeiten er nachweislich wußte, die ganz ausgezeichnete „Historisch-topografische Beschreibung der Stadt Giengen an der Brenz“ heraus, in der er – nach seinen eigenen Worten – den Bürger wissen lassen wollte, „was seine Vaterstadt betrifft, auch wie seine Voreltern zu ihrer Zeit dachten und handelten, was sie litten und wessen sie sich zu erfreuen hatten.“

Besondere Erwähnung verdient, daß Magenau, damals noch immer Pfarrer in Niederstotzingen, wo er sich mit pädagogischen Fragen in ganz besonderem Maße befaßte, von 1799–1802 eine „Kleine Handbibliothek für deutsche Landschulmeister und ihre jüngeren Gehilfen oder belehrende Auszüge aus den besten neueren Schriften, den deutschen Landschulunterricht betreffend“, herausbrachte. Diese außerordentlich fleißige und reichhaltige Schriftenfolge, die Magenau im letzten Heft des zweiten Bandes selbst als ein „sehr mühsames“ Werk bezeichnet, wurde von seinen Zeitgenossen

freudig begrüßt und in der Fachpresse sehr positiv beurteilt.

In der Niederstötzinger Zeit trat er, der warmherzige Kinderfreund, auch mit seinen außerordentlich günstig aufgenommenen, viel und gern gelesenen Sammlungen von Fabeln und Erzählungen für Kinder hervor. Sie trugen der neuen pädagogischen Geistesrichtung des Fortschritts Rechnung und wurden weit über den Kreis der Volksschule hinaus beachtet und geschätzt, so z. B. die „Gespräche und Anekdoten aus der nahen Tierwelt“ (1801). Dieses Büchlein fand allgemeinen Beifall und erlebte schnell hintereinander mehrere Auflagen.

Wir möchten an dieser Stelle ein Wort einfügen (das in Lenks Abhandlung nicht steht), weil es kennzeichnend für Magenau's Auffassung und bis heute aktuell ist. Er gebrauchte es in einer Gedenkschrift auf seinen Freund Chr. Fr. Wittich, an dessen „Landschullehrer“ er mitarbeitete:

„Man war zwar bisher fast durchgehends der Meinung, der gelehrteste Mann sei auch der beste Lehrer; aber die Erfahrung hat es schon oft gelehrt, daß sogar die große Gelehrsamkeit eines Mannes schuld ist, daß er ein minder brauchbarer Lehrer ist. Ein Schullehrer von mittelmäßigen Kenntnissen, der darum kein Ignorant sein darf, ist gewiß ein weit nützlicherer Mann, wenn seine Lehr-Art ist, wie sie sein soll, als ein von Gelehrsamkeit strotzender Pedant. Dem Durstigen ist ein Trunk frischen Wassers willkommener und gesünder, als eine warme Brühe aus allen fünf Weltteilen zusammengekommener Produkte.“

Die letzten Zeilen, die Rudolf Magenau in sein (1826 in Hermaringen begonnenes) Tagebuch in dem Abschnitt „Die merkwürdigsten Data aus meinem Leben“ zwei Jahre vor seinem Tod mit zittriger Hand eintrug, lauten: „1844. Durch Entschließung Sr. Königl. Majestät vom 15. Mai erhielt ich zu meinem 50. Amtsjubiläum das Ritterkreuz des Kronenordens nebst freundlichen Zuschriften von Minister von Schlayer, Direktor von Scheuerlen, Ordenskanzler von Vellnagel.“

Nach der (wenig gewichtigen) Erklärung zum „Kaiserlich gekrönten Poeten“ vom

Jahre 1799 und der (bedeutsamen) Ernennung zum „korrespondierenden Mitglied“ des Kgl. Württembergischen Vereins für Vaterlandskunde im Jahre 1822 nun diese dritte (hohe) Ehrung: die Verleihung des Ritterkreuzes des Ordens der Württembergischen Krone durch König Wilhelm I. im Jahre 1844, womit die Erhebung in den persönlichen Adelsstand verbunden war.



M. Rudolf Fried. Geinr. Magenau.

Das war eine Auszeichnung, die dem vielseitig tätigen Mann offiziell „in Anerkennung seiner fünfzigjährigen treuen Dienste“ und doch wohl zugleich im Blick auf sein mannigfaltiges verdienstvolles außeramtliches Wirken, vornehmlich als Heimatforscher von Geltung und Rang und als aktivem und erfolgreichem Förderer des heimischen Bildungswesens, zuteil wurde.

Denn: Wie sein Wirken als Pfarrer, so würde auch sein Schatten als Dichter nicht ausreichen, ihn außerhalb der Markgröninger, Niederstötzinger und Hermaringer Ortsgeschichte vor einer weiteren Öffentlichkeit als schwäbischen Kulturträger zu würdigen. Was ihn uns unvergessen macht und uns das unbestreitbare Recht gibt, ihm im Bereich der heimischen Geistesgeschichte einen Platz einzuräumen, das sind vor allem die Verdienste, die er sich im heutigen Heidenheimer Kreis als Erforscher der Heimatgeschichte und als Historiograph und weitergreifend, als Förderer des Schul- und Bildungswesens unseres Landes erworben hat. So weit der Auszug aus Prof. Dr. Lenks Arbeit über Magenau.

Nach allem, was darin über diesen bedeutenden Sohn unserer Stadt gesagt werden konnte, nimmt es gewiß nicht wunder, daß in Markgröningen eine Straße nach ihm benannt wurde. Genau gesagt eigentlich zwei. Denn zuerst hieß das Gäßchen, das von der Ostergasse am „Hirsch“ zum Kirchplatz hin abzweigt, „Magenaugasse“. Zu Recht, denn das Gebäude dieser Wirtschaft ist sein Geburtshaus. Über dem Portal steht der Name des Besitzers, beiderseits die Jahreszahl 1750.

Als aber Prof. Dr. Lenk Magenau's Leben und Werk gründlich erforschte, dabei die Familienzusammenhänge aufdeckte und die Freundschaft mit Neuffer und Hölderlin in das rechte Licht stellte, fand man es richtig, die Namen aller Männer dieses Personenkreises möglichst geschlossen in einem Viertel durch Benennung von Straßen der Nachwelt im Gedächtnis zu erhalten. Der Raum um die Ludwig-Heyd-Schule erschien natürlich vom Wirkungsbereich her besonders geeignet. So kann man sie heute dort alle finden, bis zu Prof. Hermann Roemer, der Magenau und Heyd nacheiferte.

Und für die ehemalige Gasse im Zentrum fand man den treffenden Namen „Stadtschreibergäßle“, in Anspielung auf den Befehl von Magenau's Vater.

Auszugsweise aus der umfangreichen Abhandlung von Prof. Dr. Erhard Lenk in den Ludwigsburger Geschichtsblättern, Band XVII, 1965.



Bemerkenswerte Bürger und Geschlechter

Jedes Gemeinwesen lebt mit und von den Bürgern, die es bilden und bestimmen. Da es dem einzelnen den Boden zu seiner Entfaltung bereitet, ist es mehr als nur ihre Summe. Gegenseitiges Geben und Nehmen hat Einfluß auf den Bürger wie seine Gemeinschaft. Sie prägt ihn, und er wiederum trägt durch Arbeit, Wesensart und Leistung zu ihrem Gesamtbild bei.

Im Bewußtsein dieser Wechselbeziehung zwischen Mensch und Heimat – sei es durch Geburt, Zufall oder bewußte Wahl – sollen hier Familien genannt, Frauen und Männer vorgestellt werden, die in dieser Stadt oder von ihr ausgehend anderwärts in bemerkenswerter Weise gewirkt haben. So mancher Straßen-, Gassen- oder Hausname wird damit zugleich seine Erklärung finden.

Die ältesten Familien

in unserer Stadt heißen Hemminger, Pfeiffer und Wild. Es sind dies die einzigen, die aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg bis auf den heutigen Tag ansässig geblieben sind.

Von den teils schon in der Treueurkunde

von 1396 genannten Geschlechtern der Volland, Sommerhart, Dolmetsch, Ziegler, Schöck, Beutenmüller und Dietrich, die alle angesehen und vermögend waren und so manchen kirchlichen oder weltlichen Würdenträger hervorbrachten, hört man nach dieser Zäsur in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nichts mehr.

Das Friedensjahr 1648 überlebt haben die Wächter, Wimpelin, Etzel und Joos. Aber in dem halben Jahrhundert darauf verschwanden auch sie aus der Stadt. Johann Etzel war 1649 Bürgermeister gewesen. Kurz darauf erscheinen Johann Wimpelin und Bernhard Wächter als Abgeordnete. Von 1660 an war nur mehr der jeweilige Bürgermeister zugleich Abgeordneter der Landschaft. Nach Heinrich Zeitter, der auf Etzel gefolgt war, war dies Johann Anshelm, dann Georg Kerner, dem Friedrich Ecker folgte.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg begann der große Zuzug in die ausgeblutete Stadt. Neue Geschlechter und neue Namen tauchen auf. Die ersten eigentlich schon wäh-

rend des Krieges. So z. B. im Jahr 1636 Georg Gentner aus Zwerenberg mit seiner Frau Anna. Das Ehepaar muß bald darauf umgekommen sein; ihr Sohn Georg wurde als Waise von einem Bauern in Schwieberdingen erzogen und siedelte erst nach seiner Heirat nach Markgröningen über. Der Gastwirt von Unterriexingen, Andreas Oesterreicher, ist kurz vor 1645 in die Stadt heraufgezogen, wo ihm damals der Sohn Johann Friedrich geboren wurde, der Ahnherr eines Geschlechtes von Bauern und Weingärtnern. Der Stammvater der Familien Haumacher, der Wagner Peter Haumacher, war ebenfalls bereits verheiratet aus unbekanntem Ort zugewandert, als ihm hier 1657 ein Sohn geboren wurde, der der Ahnherr eines verbreiteten Geschlechtes wurde. Im gleichen Jahr kam der Ahnherr der Familie Schütt, Johann Wyrich Schütt, der Sohn eines Kölner Rotgerbers, durch seine Heirat mit der Witwe des hiesigen Rotgerbers Bernhard Albrecht zu seinem hiesigen Bürgerrecht. Seit 300 Jahren sind seine Nachkommen als Gerber oder Lederhändler hier ansässig. Ein anderer Ger-

bergeselle aus Schiltach, Kaspar Trautwein, wurde im Jahr 1671 durch seine Heirat mit einer Tochter jenes Gerbers Albrecht ebenfalls der Stammvater einer verbreiteten Familie. Der Vorfahre Wiedmaier, unter dessen Nachkommen das Schmiedehandwerk in der Stadt blühte, Johann Jakob Wiedmaier aus Großsachsenheim, gründete hier im Jahr 1664 als Witwer seinen Hausstand. Ein weiteres Handwerkergeschlecht wurde 1672 durch den Schneider Kaspar Glaser aus Sindelfingen begründet und ist erst im 19. Jahrhundert zur Landwirtschaft übergegangen. 1690 verheirateten sich hierher der Schuhmacherselle Sebastian Böhringer aus Großglattbach, dessen Nachkommen 100 Jahre später Weingärtner wurden, und der Bäckereselle Konrad Mayer aus Göttelfingen, dessen Nachkommen sich hier früher in verschiedenen Handwerken betätigten und jetzt ebenfalls Landwirte sind; ebenso 1691 der Rotgerbeselle aus Metzgingen, Abraham Speidel, dessen Nachkommen wiederum Weingärtner wurden. 1697 begründete Heinrich Mattheiß aus Beuthen in Oberschlesien ein Geschlecht von Bauern in der Stadt. Das Jahr 1700 führte vier Vorfahren von noch heute lebenden Geschlechtern hierher: Johann Jahke, Landwirt aus Schöckingen, Johann Michael Gerne, Weingärtner aus Pleidelsheim, Martin Vetterle, Weingärtner aus Endersbach, wie Gerne von Haus aus Metzger, und Johannes Gröner, Pflasterer, aus unbekanntem Ort zugewandert, heute eine bekannte Landwirtschaftsfamilie der Stadt.

Man sieht, wie neben dem Ackerbau auch das Handwerk in Markgröningen bald wieder seinen Mann ernährte und wie der Weinbau nach 1657 je länger, je mehr wieder in Aufnahme kam.

Andler,

Georg Christoph, in Markgröningen 1657 geboren und 1731 gestorben, war zuerst Visitations- und Rentkammerrat in Stuttgart. 1703 wurde er Vogt und Keller in Markgröningen, blieb es aber aus unbe-

kannten Gründen nur 5 Jahre lang, bis 1708. Er ist der gemeinsame Ahnherr von Eduard Mörike und Rudolf Magenau.

Wenn eine Straße unserer Stadt seinen Familiennamen trägt, so ist dies aber nicht ihm allein zu Ehren, sondern der alten und weitverzweigten schwäbischen Beamtenfamilie, der er angehörte. Hier nur ihre Mitglieder, soweit sie Markgröningen direkt berührten. Zwei seiner Söhne sind ebenfalls Vögte gewesen. Und zwar Christoph Ulrich Andler als sein Nachfolger von 1708 bis 1736 in unserer Stadt. Anschließend ging er als Expeditionsrat nach Stuttgart.

Und Johann Rudolf Andler, geboren 1701, gestorben 1787, in Ebingen. Er nannte sich zum Ende seiner dortigen Laufbahn Oberamtmann.

Ein dritter Sohn Georg Christophs, also ein Bruder der beiden vorgenannten, war Friedrich Isaak Andler, „ein stiller Gutsmann“ in Markgröningen, wie es heißt. Er begann seine Beamtenlaufbahn als Substitut in unserer Stadtschreiberei und avancierte 1719 zum Stadtschreiber in Ludwigsburg.

Interessant ist, daß eine Tochter des Ebingener Oberamtmanns Johann Rudolf Andler, Eberhardine Rosine (1744–1806), sich mit dem Markgröninger Stadtschreiber Jakob Friedrich Magenau verheiratete und Mutter von Rudolf Friedrich Heinrich Magenau wurde, über den in dieser Schrift ausführlich berichtet wird.

„Anno Domini tausendfünfhundertneun wurde dieses Haus erbaut unter Bruder Johannes Betz, dieses Spitales Meister“ lautet die Inschrift, die man im Westflügel fand, als er teilweise abgebrochen wurde.



Betz,

Johannes, soll gebürtiger Markgröninger gewesen sein, ohne daß es jedoch Beweise dafür gibt. Er war Ordensmeister des Spitals vom Heiligen Geist von 1507 bis 1532. Mehrere in Stein gehauene Inschriften beweisen seine besondere Freude am Bauen. Zu seiner Zeit erhielt der Gebäudekomplex des Spitals das Aussehen, wie es aus den fünfziger Jahren noch bekannt ist, als anstelle des jetzigen Neubaus an der Nordseite noch Scheune und Stallungen standen. Auch der Nordteil des abgetragenen Westflügels, von dem als Ruine ein Teil der Mauer ab-sichtlich stehenblieb, war damals noch vorhanden. 1507 hatte Betz unter dem Trakt, der soeben erneuert wird, den Keller wölben lassen, der, nun renoviert, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. 1512 ließ er dann die Kirche nach Norden erweitern und den Turm erbauen, 1526 an der Westseite der heutigen Betzgasse den Fruchtkasten des Spitals (später Spitalschule, jetzt Wohngebäude).

Sein Wappentier ist der Bär. Wir finden ihn auch im Maßwerk eines Fensters der oben erwähnten nördlichen Vorhalle der Kirche und sogar in der Stadtkirche St. Bartholomäus. Dort zierte er in Betzens Wappen einen Schlußstein des Hauptgewölbes und ein Fenster der westlichen Seitenkapelle an der Südseite. Dies beweist, daß Betz auch am Ausbau dieses Gotteshauses beteiligt war.

Dietrich,

Sebastian (1553–1619), Sohn einer Tochter des Stadtschreibers Johannes Schöck, einer Tante Sebastian Wächters also (siehe dort), stammte aus wohlhabendem Hause hier und bildete sich in der großväterlichen Schreibstube zum Beamten heran. Der Schuß Abenteuerlust in seinem Blut ließ ihn aber nicht bleiben, als er von den Wiedertäufern in Mähren hörte. Der Tiroler Jakob Huter hatte diese Gemeinschaft begründet, die nach der Art eines urchristlichen Kommunismus lebte und sich selbst einen Bischof zum Oberhaupt erwählte. Dietrich stieg dort vom Prediger (1587) im Jahre 1611 in dieses hohe Amt auf. Was er auf dem Markgröninger Rathaus erlernt hatte, kam ihm bei der Organisation der Kommunen zugute, die sich bis weit in die deutschen Sprachinseln Ungarns hinein verbreitet hatten. Vorbildlich waren die Handwerksordnungen, die er seinen Getreuen zum Nutzen einführte. Die Verfolgung seiner Gemeinde im Dreißigjährigen Krieg brachte ihm den Tod.

Gaißer,

Dr. Reinhard, aus Fellbach stammend, 1490 in Tübingen immatrikuliert, 1504 dort Professor und Rektor, erscheint in einer Schlichtungsurkunde wegen Kompetenzstreitigkeiten mit Johannes Betz am 10. Januar 1514 als Stadtpfarrer in Markgröningen.

Er muß der erste Sozialrevolutionär auf einer Kanzel in Württemberg genannt werden. Neben dem Marbacher Arzt Alexander Seitz war er der einzige „Studierte“ auf seiten des Bauernaufzugs, der sich der „Arme Konrad“ nannte und gegen die ungleichen und ungerechten Verbrauchssteuern wandte.

Nach seiner Sonntagspredigt vom 7. Mai 1514 über den Text „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“ standen am Montag 200 der 300 Bürger in der Stadt gegen die sogenannte „Ehrbarkeit“ auf. In deren führenden Familien sahen die Revolutionäre Begünstigte und Mitschuldige an den frühkapitalistischen und frühabsolutistischen Mißständen, die unter Herzog Ulrichs Regierung allgemein Unmut hervorriefen.



Frau Minister Annemarie Griesinger beim Gespräch mit Jugendlichen im Berufsbildungswerk Stetten im Remstal.

„Sie meinen, wer Gut hab', der hab' Ehr'“, sangen die empörten Bauern. Gleiches Recht für den „Armann“ und eine Volksvertretung forderte Dr. Gaißer, den gleich einem Thomas Münzer wilde Leidenschaft erfaßt hatte. Und nur, weil es für einen Geistlichen wider Gott sei, griff er nach eigenem Wort nicht selbst zur Waffe.

Die Herren blieben die Stärkeren. Sie gaben zum Schein nach und zeigten sich nach Huldigungen da und dort als die wahren Gewinner.

In Markgröningen predigt Gaißer noch am 26. Juni und 30. Juli im gewohnten anklagenden Ton, meint zur Kapitulation der Remstaler: „Die Leut' haben die Sach' nit verstanden“, und ruft zum Kampf mit den Worten: „Dämpft den Geist nit, laßt ihn nit erlösch'n!“ Vergeblich jedoch.

Es ist nicht bekannt, wie er gemaßregelt wurde. Er blieb im Amt, denn es heißt, daß er 1520 das Kirchengelb für die neue habsburgische Regierung verweigerte. Darauf verliert sich seine Spur.

Griesinger,

Annemarie, ist als 6. Kind nach fünf Brüdern am Ostermontag 1924 in Markgröningen geboren. Der Vater, Hermann Roemer, war Professor am hiesigen Lehrerinnenseminar (heutiges Helene-Lange-Gymnasium). Spuren der Vorfahren mütterlicherseits (Schüz-von Wächter) führen nach Markgröningen zurück.

Nach der Schulzeit in Markgröningen und Ludwigsburg, die mit dem Abitur abschloß, wurde Annemarie Griesinger zum Arbeits- und Kriegshilfsdienst verpflichtet. Das Kriegsende erlebte sie als Rote-Kreuz-Schwester in einem Lazarett in Konstanz. Nach dem Krieg wurde sie Fürsorgerin und war bei verschiedenen Arbeitsämtern als Berufsberaterin und beim Kreissozialamt Ludwigsburg in der Familienfürsorge und Altenhilfe tätig. Seit 1953 ist sie mit Professor Dr. Heinz Griesinger verheiratet. Ihre politische Karriere begann sie im Landesvorstand der Jungen Union und der

Christlichen Demokratischen Union. Von 1964 bis 1972 war sie Mitglied des Deutschen Bundestages, seit 1969 als direkt gewählte Abgeordnete des Wahlkreises Ludwigsburg.

Im Sommer 1972 wurde Frau Griesinger in die baden-württembergische Landesregierung als Minister für Arbeit, Gesundheit und Sozialordnung berufen. Seither übt sie dieses hohe Amt aus. Dabei gilt ihr besonderes Interesse den Familien, den Behinderten und den sozial schwachen Bürgern. 1976 wurde Frau Griesinger in ihrem Heimatwahlkreis in den baden-württembergischen Landtag gewählt.

Grüniger,

Hans, wurde als Johann Reinhard zwischen 1450 und 1460 hier geboren. Er stammt aus der Oberen Mühle, die man nach der Familie damals „Renharts Mul“ nannte (siehe Lagebuch des Spitals von 1520). Er besuchte hier die Lateinschule, erlernte die damals soeben aufgekommene Buchdruckerkunst in Venedig, Lyon und Basel, bevor er sich 1482 in Straßburg, einem der Zentren des geistigen Lebens seiner Zeit, als Meister niederließ.

Nach seiner Vaterstadt nennt er sich dort „Grüniger“. Seine Offizin in der Schlauchgasse führt ihn in die erste Reihe der Inkunabeldrucker; die von ihm geförderte Buchillustration, der mit Licht, Schatten und Perspektive operierende Holzschnitt, den man „Straßburger Stil“ nennt, sichert ihm einen verdienstvollen Platz in der Geschichte dieses Handwerks, das der Bildung breiter Massen Bahn bricht. In 50 Jahren hat er rund 300 Bücher verlegt und gedruckt. Zuerst kirchliche Werke, dann auch wissenschaftliche, lateinische Klassiker, Reisebeschreibungen und schöne Literatur wie zeitgemäße religiöse Streitschriften. Künstler wie Albrecht Dürer und Hans Baldung Grien, Dichter wie Sebastian Brant gingen bei ihm ein und aus. In des Geographen Lorenz Fries „Uslegung der Meercharten“ von 1527 schiebt er zwischen Gallia und Gretia das wohl selbst verfaßte Kapitel „Vom margt Grieningen“ ein. Es beginnt (hier in heutiger Schreibweise) mit „Grie-

Von Gallia grienynge gretia:

Ist se propheet an welchen sie glaube.
Sis land ist voller güten früchte vñ
ein körnlin das man in das ertreich
seer/bringet künde kömle. Ser künig
würit in grossen erten gehalten / vñ
die seinē betten in an/ Niemans be/
darff für in gon dan vff den knyen .
Sein wonig ist gezieret vō gold vñ
kostlichen tuchern vber alle masen .

Von Gallia das .51. Cap.

Gallia zū reuich fräckreich/ein
schönes land weit vñ breit/diñ
land hat ein eignē künig / nächst
vñ redlichs als herkommen welche
macht vñ gewalt vil keisern vñ an
dern künigen zū starck gewesen ist /
als dan vil Cronicken klerlich anzey
gend/Siser künig halter hoff in der
kopstet des landes Paris genant/
von welcher hie nach gesagt würit/
hat daselbst gar ein herlich regimē/
mit dapferen weissen leütten besetzt/
halter güte gerechtigkeit vñnd ein
sicher frey landt. Das landt keisere
gallia von dē glantz vñ weisse des
welchs/wann das volck alles / weib
vñ man gar schō seind/ auch sich eg
lichs fleissher zū pflanzē vñ zū zierē
mit schönen reinen kleidern vñ allen
dingen die den leib beschonend.

Vō margt Grieningē dz. 52. ca.

Grieningen dz ligt in schwaben
da ist ein bürger gefessen iñ
das Reim geheissen/wz vff. lxx. iar
alt worden / der hat nach absterben
seiner eelichen hauffrowen (die im
vij. kind in leben verlassen) priester
wordē/ hat im als er sein erste mesß
gehalten/ der jüngst sein sun Tho //
mas ein frümesser zū Gerlingen ge
wesen/ astantz ob dem altar gethon
in geleret . Ser ander son Meister
Welcher pfarter zū Einingen im/
gew gewesen/ das Ewangelium ge

sungen. Ser drit son Meister Hans
pfarter vñ dechant zū grieningen
gewesen/ hat die Epistel gesungen/
vñ gepredigt. Ser vierd sun Jörg
was Schulmeister zū Dietzigheim
hat das ampt regiert. Ser fünfft
Ambrosius geheissen/ hat in Orga //
nis gschlagē. Dñ das mesßbüch/ vñ
dem die erst Mesß gelesen vñ das
ampt gesungen/ hat des ersten prie //
sters her Niclas Reime hauffstrow
selig / mit eigner hand geschriben .
Daselbst zū grieningen ist ein bür //
ger henrich volland gefessen / gab
alle tag ein schilling pfermig armen
schülern durch gott vñd all woche
zwey gemüß. Auch so ist da ein schō
ne kirch mit zwey türmen mit vñ //
gingen alles mit gkawen quabern
erbuen. Ein quellen b brun ist da/
das man im vflauff so groß ist/ die
pferd darin wettet. Ite. xx. schöpff
brunnen vñ drei rö brunnen starck
lauffend. Ein rat huß vō holtz ge //
macht/ des gleichen nit wol funden
wurt. Sa selbst nechstem tag nach
sant Bartholomeus ist ein freier
markt/ vñ vff ein tag kumpt wol so
vil volks dar als vff einē tag gē frät
furt. Sa laufft ein wasser genat dy
Glemb hat güt grüden/ treibt nest
an b stat iij. grosser mullinē.

Von Grecia das. 36. Cap.

Gretia krichenland ein weiche
gegne welche in ir begreift acht
herchafft/ Salmatic/ Eptium/
Kellados/ Thessalien/ Macedonē/
Achayen/ vñ zwo insulen. Candien
vñ Cieladen. Sis land ist vnder //
woiffen dem Türken/ hat aber doch
mancherley glauben/ Es wonet da //
rimen iuden ein grosse zal/ vil ma //
thometaner/ aber dz kriechisch volk
ist Christen gar nasend uff den Lu //
terischen schlag/ en allein das sie er

ningen, das liegt in Schwaben“ und schildert die Stadt nach familiären Angaben so: „Auch ist da eine schöne Kirche mit zwei Türmen mit Umgängen, alles mit gehauenen Quadern erbaut. Ein quellend Brunnen ist da, im Auslauf so groß, daß man die Pferde darin wadet. Item 20 Schöpfbrunnen stark laufend. Ein Rathaus von Holz gemacht, desgleichen wohl nicht gefunden wird. Dasselbst nächsten Tag nach Sankt Bartholomäus ist ein freier Markt. Und auf einen Tag kommt wohl soviel Volk daher, als auf einen Tag gegen Frankfurt. Da lauft ein Wasser, genannt die Glems, hat gut Grundeln, treibt nächst an der Stadt 4 große Mühlen.“ Die Stadt hat ihm diese bis ins hohe Alter währende Zuneigung gedankt, indem sie dem Weg zu „seiner“ Mühle und ihrem Gymnasium seinen Namen gab. Soll dieses doch, wie seine Offizin es war, eine Pflegestätte des Wissens, der Kunst, der Bildung sein.

Heyd,



Dr. Ludwig Friedrich (1792–1842), stammte aus Bissingen a. d. Enz, promovierte 1812 am Tübinger Stift zum Magister der Philosophie, legte 1815 die erste theologische Dienstprüfung ab und begann seine praktische Tätigkeit als Vikar in Althengstett bei Calw. Eine einjährige Reise führte ihn 1816 durch Deutschland, Österreich und Italien (bis Potsdam und Dresden, Wien und Graz, Venedig, Rom und Neapel). 1817 war er Pfarrverweser in Wildberg, verzichtete trotz bestandener entsprechender Prüfung auf die Aussicht, in Tübingen Inhaber eines ordentlichen Lehrstuhls für Geschichte zu werden, und zog 1820 als zweiter Stadtpfarrer nach Markgröningen. Er heiratete sich mit Wilhelmine Charlotte Luise, der Tochter des ersten Stadtpfarrers Glanz, und übte nach dessen Tod (1823) auch dessen Amt 19 Jahre lang „gewissenhaft und furchtlos, verständig und wohlwollend“ aus.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten trugen ihm die ehrenvolle Ernennung zum Mitglied des exklusiven Vereins für Vaterlandskunde ein.



An die Spitze seiner historischen Werke ist das (nach seinem Tode von Dr. Karl Pfaff vollendete) Buch über diesen problematischen Landesherrn schlechthin, nämlich „Ulrich, Herzog zu Württemberg“, zu stellen. Daneben das über Ambrosius Volland, den vielgeehrten und vielgeschmähten Sohn Markgrönings, und das für die Stadt bedeutsamste, die „Geschichte der vormaligen Oberamts-Stadt Markgrönigen“, wie es im Untertitel weiter heißt: „mit besonderer Rücksicht auf die allgemeine Geschichte Wirtembergs, größtentheils nach ungedruckten Quellen“. Mit diesem Werk wurde Heyd zu einem Vorreiter der aus Urkunden schöpfenden Ortsgeschichtsschreibung.

Er ist der erste Ehrenbürger unserer Stadt, Straße, Grund- und Hauptschule tragen seinen Namen. Wunschgemäß wurde er auf dem Friedhof zwischen Kindergräbern zur letzten Ruhe gebettet.

Erwähnenswert ist sein ältester Sohn Christoph Wilhelm Heyd (1823–1906), der 1846 als Pfarrgehilfe nach Markgrönigen kam, dann über Urach als Referent ans Tübinger Stift und schließlich 1857 an die Stuttgarter Landesbibliothek. Von 1873 bis 1894 war er deren vorbildlicher und hochgeehrter Leiter. Während seiner Amtszeit war der 1944 durch Bomben schwer beschädigte, darum heute nicht mehr bestehende Neubau, errichtet worden.

Jaeger

Melchior (1544–1611), Geheimrat und Berater des Herzogs Ludwig (1568–1593), den die Figur auf dem Marktbrunnen darstellt. Er war Markgrönigen gerade wegen Jaeger, der aus einer alteingessenen Familie unserer Stadt stammte, besonders verbunden.

Jaegers Vater war Vogt. Zuerst in Blaubeuren, darauf in Neuffen, wie wir der Immatrikulation des Sohnes 1560 in Tübingen entnehmen. Sein Großvater hatte in Wittenberg studiert.

Melchior Jaegers Aufgabe war der Geschäftsverkehr zwischen dem von Herzog Christoph 1555 eingesetzten Oberratskollegium, der Rentkammer und der Kirchenbehörde des Landes. Auch Ludwigs Nachfol-

ger, Herzog Friedrich (1593–1608), diente er in der gleichen vertrauensvollen und hohen Position.

1581 wurde er nach dem Kauf des dortigen Schloßgutes als Jaeger von Gärtringen geadelt.



Wappen
des
Aberlin
Jörg

Jörg

ist der Familienname einer bedeutenden schwäbischen Baumeisterfamilie des 15. Jahrhunderts, die auch in Markgrönigen ihre Spuren hinterlassen hat.

Der Vater Hänslin Jörg (1380–1450) begann 1410 die Stuttgarter Leonhardskirche, baute 1430–1450 das Langschiff der Stuttgarter Stiftskirche und 1443 den Turmchor der Stadtkirche in Balingen.

Sein erster Sohn Aberlin Jörg (ca. 1420–1494) kam vermutlich in Markgrönigen zur Welt. Hier errichtete er um 1460 den Chor der Stadtkirche St. Bartholomäus, zwischen 1460 und 1470 den der Alexanderkirche in Marbach am Neckar und 1467 jenen der Kirche in Wildberg. Nach dem Tode seines Vaters baute er bis zu seinem Lebensende an er Stuttgarter Stiftskirche weiter, um 1470 die Kirchen in Aidlingen und Dettingen, 1471 den Chor der Stuttgarter Hospitalkirche, nach 1477 das Langschiff der Schorndorfer Kirche, 1487 bis 1483 den Chor der Rottweiler Kirche, 1487 bis 1490 die Einwölbung des Chors der Kilianskirche in Heilbronn und 1491 das Rippennetz des Heilig-Kreuz-Münsters zu Schwäbisch Gmünd entstehen zu lassen.

Sein zweiter Sohn Hänslin d. J. leitete an unserer Stadtkirche nach 1460 die Bauausführung, baute gleichzeitig die Stadtkirche in Weil der Stadt und um 1480 den Chor der Kirche in Münchingen. Seine Ehefrau stammte aus dem früher zwischen Möglingen und Schwieberdingen gelegenen Ort Vehingen. Ein Gedenkstein an seinem ehemaligen Platz weist darauf hin, daß er im Dreißigjährigen Krieg abgegangen ist.

Lenk,

Professor Dr. Erhard (1897–1967), war in Leipzig geboren, wo er Biologie, Chemie, Psychologie und Pädagogik studierte. Drei Jahre lang unternahm er von 1928 an eine Studienreise durch Mittel- und Südamerika, um sich wissenschaftlich weiterzubilden. Anschließend leitete er ein Mädchengymnasium in seiner Heimatstadt und war daselbst Direktor des „Instituts für praktische Pädagogik der Höheren Schule“ an der Universität. 1953 kam er nach Markgrönigen, um das Staatliche Aufbaugymnasium für Mädchen zu übernehmen, das auf sein Betreiben bald den Namen jener bedeutenden Führerin der deutschen Frauenbewegung erhielt, welche die höhere Mädchenschulbildung durchsetzte: Helene Lange.

Prof. Dr. Lenk machte sich auf Hermann Roemers Spuren um das Erforschen der Stadtgeschichte äußerst verdient. In den von ihm gemeinsam mit seiner Gattin Dr. Maria Lenk als Schulzeitung herausgegebenen HLS-Briefen schuf er ein Publikationsorgan, das weit über den Rahmen der Schule hinaus wirksam wurde. Seine Erforschung von Leben und Werk des Dichter-Pfarrers Rudolf Magenau wie des Personenkreises um diesen einschließlich Friedrich Höderlins wurde in den „Lebensbildern aus Schwaben und Franken“ veröffentlicht.

Als „der Professor“ war er in weiten Kreisen der Bevölkerung ob seiner jovialen Art beliebt und geschätzt. Wunschgemäß fand er seine letzte Ruhestätte neben dem Grab des gleichgesinnten und veranlagten Ludwig Friedrich Heyd.

Magenau,

Rudolf Heinrich Friedrich, 1767 hier geboren, nannte sich Magister und ist durch vielerlei verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen wie durch eigene Leistung dem zu seiner Zeit so regen und bis auf den heutigen Tag bedeutsamen „schwäbischen Geistesadel“ zuzurechnen. Über seine Mutter, die der bekannten altschwäbischen Familie Andler entstammt, führen Fäden zu dem Markgröninger Vogt und zu dem Ebinger Oberamtman gleichem Na-

mens, dessen Vater wiederum sein und Eduard Mörikes gemeinsamer Ahnherr war. Im Tübinger Stift verband ihn ein dem Göttinger Hainbund vergleichbarer Dreibund mit Neuffer und dem jüngeren Friedrich Hölderlin (1770–1843), auf dessen frühes Schaffen er einen nicht unwesentlichen Einfluß nahm. Das „Bundsbuch“, welches das Dichterdreiblatt gemeinsam führte, läßt dies wohl erkennen.

1799 wurde Magenu zum „Kaiserlichen gekrönten Poeten“ erhoben. Als Historiograph machte er sich in Giengen/Brenz, Hermaringen und Niederstotzingen verdient. Unvergessen bleibt das halbe Jahrhundert seines theologischen und pädagogischen Wirkens an den beiden letzten Orten. (Siehe auch den ausführlichen Beitrag in dieser Schrift)

Seinen Freund Neuffer lud er mit folgendem Gedicht zum Schäferlauf nach Markgröningen ein:

Lieber Bruder!

Siehe, es nahet der Tag, an dem der festliche Schäfer
 reichlich mit Blumen geschmückt, am Arme der
 freundlichen Dirne,
 unseren Mauern sich naht, bald schallet die liebliche
 Zimbel
 und das laut kreischende Horn, schon wogen in Scharen
 die Wagen,
 rauschen voll Mädchen heran, und herrlich strahlet der
 Preis bald.
 Auf denn, entreiß Dich der Stadt, die inzwischen grauen
 Gebirgen,
 über das Tal hin sich streckt, und kehr in die friedsame
 Hütte,
 wo Dich ein schmackliches Kraut, besät mit duftenden
 Würsten,
 rauschender Tanz Dich erharrt, und junge kosige
 Mädlein.
 Eine vor allen so hold wie Venus Kythäre erharrt Dich,
 traulicher Jüngling, sie weint, und soll Dir die perlende
 Träne,
 Dir nicht verkünden den Sieg, auf! Laß nicht vergebens
 sie hingehn.
 Eile auf flüchtigem Roß in ihre heil'e Umarmung!
 Auf, und eile geschwind, wir möchten des süßen
 Gesprächs
 viel noch bedürfen zuvor, dann will ich Dein treuer
 Geselle
 rüstigen Auges Dir stets in jeder Eile mich stellen,
 daß Du zu kosen mit ihr . . .
 Auf denn, geliebter! Heran, bald tönet die Stunde vom
 Turm her.
 Ewig liebt Dich mein Herz. In schneller Eile geschrieben.

Montag vor Bartholomäus

Magenau



Im „Buch der Welt“ von 1862 erschien dieser kolorierte Holzschnitt vom Wettlauf der Schäfermädchen in Markgröningen. Die Festreiter waren Herr W. Gaupp und Notar Löffler. Schon hält der Oberamtmann der Siegerin die Krone entgegen. Rechts von ihm in Tracht die Oberschäfer.

Mezger,

Christian, Enkel des Markgröninger Vogts Jakob Israel Mezger (1625–35), Sohn des geistlichen Verwaltes Jakob Mezger (1642–1694), der nach der Familiensteuer von 1691 reichster Mann der Stadt war, wurde zu einem Unternehmer größeren Stils. Gemeinsam mit Peter Münch, dem Ahnherrn des später berühmten Frankfurter Bankhauses Münch, gründete er 1689 dort die „Handelsgesellschaft Münch & Mezger“, einen Textilhandel mit Niederlassungen in Augsburg und Bozen.

Als die Landesherrn Unternehmer suchten, die bereit waren, die im Dreißigjährigen Krieg stillgelegten Bergwerke wieder zu betreiben, stieg Mezger in Thüringen ein. So erwarb er die Kupfermine bei Schwarzenburg, Saalfeld und Zeitz wie ein Werk zu Fischbach in der Grafschaft Sponheim. Seinen Kupferhandel betrieb er weithin über

Amsterdam, Venedig und Spanien. Die versiegende Ausbeute bereitet seinen einst so erfolgreichen Unternehmungen aber ein jähes Ende. Münch trennt sich von ihm, seine Thüringer Bergwerke wurden gegen 10 000 Reichstaler verpfändet – und er selbst verschwand. Seinen weiteren Aufenthalt und sein Ende zu ermitteln, blieb seither ohne Erfolg.

Neuffer,

Christian Ludwig, ist 1788 im Tübinger Stift „der Dritte im Bunde“ mit Hölderlin und Magenu gewesen. Zwei Jahre älter als Hölderlin, gab er dem später so berühmten in der Frühzeit seines Schaffens manchen praktischen Rat. Das geht aus dem Briefwechsel zwischen beiden hervor, der für die Hölderlinforschung sehr aufschlußreich und wichtig ist. Magenaus Gedicht läßt auf zarte Bande schließen, die er hier geknüpft hatte.

Roemer,

Professor Dr. Hermann, am 8. Juli 1880 als Sproß einer alten württembergischen Theologen- und Juristenfamilie geboren, war von 1912 bis 1918 Stadtpfarrer in Bietigheim und kam anschließend an das Lehrerinnen-seminar hierher nach Markgröningen. Die neben seiner beruflichen Tätigkeit betriebene Erforschung und Veröffentlichung von Stadt- und Familiengeschichten haben ihn zu einer der namhaften Persönlichkeiten dieses Fachs im Lande gemacht. Hervorzuheben ist die Gewissenhaftigkeit seiner wissenschaftlichen Arbeit. Wie Heyd stellt er auch eigene Forschungsergebnisse selbst so lange in Frage, bis er sie durch neue, oft auf anderen Wegen erbrachte Ermittlungen gefestigt und zur Publikation geeignet erachtet hat.

Aus seinem Lebenswerk nennen wir das neben zahlreichen Aufsätzen in seiner dortigen Zeit begonnene und 1955 fertiggestellte Heimatbuch „Geschichte der Stadt Bietigheim a. d. Enz“, das 1930 bzw. 1933 erschienene zweibändige Werk „Markgröningen im Rahmen der Landesgeschichte“, dem 1941 das Werk „Die Auswanderer aus Markgröningen“ folgte, und 1955 das „Bisinger Heimatbuch“.

Roemer hat das Auswandererbuch im Auftrag des Deutschen Auslandsinstitutes als Mitarbeiter der „Forschungsstelle Schwaben im Ausland“ verfaßt. Er hatte dazu auch eine Forschungsreise bis hin nach Odessa am Schwarzen Meer unternommen. So mancher im Zuge von Umsiedlung oder Vertreibung wieder ins Stammland seiner Väter Zurückgekehrte kann anhand dieses Buches Weg und Schicksal seiner Vorfahren verfolgen. Nicht vergessen sei das „Familien- und Heimatbuch Gemmingen-Steinweg“ (1934). Bedeutsam für Markgröningen ist zudem das über Jahrzehnte von ihm besorgte Führen der Stadtchronik. Nach Heyd wurde Roemer, der 1958 verstarb, der zweite Ehrenbürger dieser Stadt.

Stäudlin,

Gotthold Friedrich, 1758–1796, ein Stuttgarter Advokat und Dichter, gehört zu dem Kreis Gleichgesinnter um den überragenden



Hölderlin in Tübingen. Auch er ist mit dem Markgröninger Dichterhäusle in Verbindung zu bringen. In seinem „Musenalmanach für das Jahr 1792“ finden wird zwei Gedichte seines Freundes Magenau („Phantasie an Nona“ und „Die Zukunft“). In der 1793 von ihm herausgegebenen Sammlung „Poetische Blumenlese“ vier weitere („An meinen Neuffer“, „An meine liebe Schwester Luise“, „Frühlingslied“ und „Trinklied im Frühling“). Stäudlin war es auch, der Hölderlin die persönliche Verbindung mit Schiller vermittelte.

Volland

war der Familienname des hervorragendsten Geschlechtes unserer Stadt im 14. bis 16. Jahrhundert. Der Name leitet sich vom mittelalterlichen „Valand“ ab, was Fahlmacher, gleich Teufel oder Tod, bedeutet. Die spätere Aufnahme zweier Flügel in das Fa-

milienwappen mit dem Sturzbecher deutet dagegen auf eine Ableitung vom lateinischen „volare, volans“, d. h. fliegen, fliegend, hin. Wahrscheinlich wollte man sich so von dem ursprünglichen makabren Sinn des Namens distanzieren. Er sollte auf seine Träger in hohen Ämtern keinen Schatten werfen.

Der Name taucht schon 1276 bei einem Hirsauer Abt auf. Mit dem Richter und Schulmeister Aberlin (= Albrecht) Volland 1396 erstmals in der Stadt. Dann 1424 mit Heinrich, der Keller war, 1445 wieder mit einem Aberlin, der Vogt war. 1464 stifteten die Brüder Heinrich und Eberhard die Vollandspfründe, die einer ganzen Reihe ihrer Nachkommen das Studium ermöglichte. Gut ein Dutzend Vollands finden wir zwischen 1477 und 1556 an der Universität in Tübingen.

Die genannten zwei Brüder waren die Begründer eigener Linien. Heinrichs ältester

Sohn, Ambrosius, wurde als Kanzler des Herzogs Ulrich der einflußreichste und berühmteste Sproß der Familie, bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts auch der ganzen Stadt. In Hauffs Roman „Lichtenstein“ kommt er infolge allzu großer dichterischer Freiheit, teils sogar völlig entgegen den historischen Tatsachen deshalb so schlecht weg, weil der Dichter bemüht ist, den Herzog möglichst makellos erscheinen zu lassen. Da es aber verbürgtes Geschehen ohne Motiv nicht gut geben kann, muß einer für ihn den Sündenbock abgeben.

Ambrosius Volland war 1472 in Markgröningen zur Welt gekommen, hatte in Tübingen und Heidelberg die Rechte studiert und in Padua seinen Doktorhut erworben. 1502 lehrte er in Tübingen und kurz auch in Wittenberg. 1503 trat er als Hofjurist in den Regierungsdienst. 1516 wurde er Kanzler. Und er stand auch im Exil noch bis 1525 an Ulrichs Seite. Nachdem er zum Erzbischof von Salzburg übergewechselt war, erhob ihn dieser mit seinen Vettern Ludwig und Wolfgang in den Adelsstand. Nun wurde er auf Betreiben der bayerischen Herzöge Mitglied des Reichskammergerichts. Als er 1532 in den Dienst des Prinzen Christoph trat, fiel er bei Ulrich voll in Ungnade. Seine Treue zum Hause Württemberg erschütterte dies dennoch nicht, und er fordert dessen Recht in einer glänzenden Denkschrift vom 31. Juli 1533.

Belohnt wird diese Haltung schlecht. Nach Ulrichs Sieg bei Lauffen und der folgenden Rückkehr in sein Land erlebte Volland die bitterste Enttäuschung: Statt der erwarteten neuerlichen Berufung zum Kanzler trifft ihn gemeinsam mit dem Prinzen Christoph der Landesverweis.

Nach Ulrichs Tod wird Christoph 1550 Herzog, und Volland kann zurückkehren. Ein Jahr darauf stirbt er. Als Zeichen dafür, daß der neue Landesherr bemüht war, das durch seinen Vater an Volland verursachte Unrecht wiedergutzumachen, mag seine Beisetzung in der Stuttgarter Stiftskirche gewertet werden.

Von seinen Brüdern war Philipp Vogt in Gröningen, Aberlin Abgeordneter der



Das Münzkabinett des Stuttgarter Landesmuseums bewahrt diese prächtige Medaille auf, deren Inschrift besagt, daß sie 1534 entstand und Ambrosius Volland im Alter von 62 Jahren darstellt. Die Rückseite zeigt sein Familienwappen.



Landschaft, dessen Sohn Martin Keller und Vogt zuerst in Leonberg, dann bis 1560 in Gröningen. Philipps Enkel Michael treffen wir am Kammergericht in Speyer, und ein Kaspar aus dieser Linie lehrt bis 1554 als Professor der Rechte in Tübingen.

Die zweite, von Erhard ausgehende Linie der Vollands stellte mit dessen Tochter Susanna die Gemahlin des „letzten Minnesängers“ Hermann von Sachsenheim. Ein späterer Nachkomme, Michael, wurde 1570 als Volland von Vollandseck in den Ritterstand erhoben und Ahnherr dieses Ravensburger Adelsgeschlechtes.

Volmar,

Ernst Ludwig, war Oberamtmann in Markgröningen von 1770 bis zu seinem Tode im Jahre 1784. Er wurde am 1. Oktober 1727 hier geboren und war mit Friederike Juliana Hölderlin aus Lauffen am Neckar verheiratet. Seine Frau war die Schwester von Johann Heinrich Friedrich Hölderlin, dem Vater des genialen Dichters Johann Christoph Friedrich Hölderlin. Dessen Tante also. Und wenn er sie besuchte, war er im Hause des Markgröninger Oberamtmanns Volmar. Auf diesem Wege kam auch der Kontakt mit Rudolf Magenau und Ludwig Neuffer zustande. Siehe dazu den Beitrag „Das Markgröninger Dichterhäusle“.

Wächter,

Sebastian, wurde als Sohn des gleichnamigen Spitalmüllers 1564 hier geboren. Die Familie gehörte zu den angesehensten der sogenannten „Ehrbarkeit“. Seine Mutter war eine Tochter des Stadtschreibers Johannes Schöck, der in Tübingen studiert hatte; Herzog Ulrichs Kanzler, Ambrosius Volland, nahm eine Sibylla Wächter zu seiner ersten Gattin. Er selbst wurde Keller in Weinsberg, 1593 in Wildberg. Dort 1596 wegen Begünstigung der Katholiken entlassen, ging er an den kurfürstlichen Hof in Mainz und wurde dort Oberkeller der Domdechanei.

Seine Leidenschaft, die Alchemie, brachte ihm zuerst hohes Ansehen, dann aber Gefängnis ein. Hinter Gittern verfaßte er eine Schrift über das Verwandeln unedler Metalle in edle. Gewiß nicht ohne Hintergedanken widmete er sie Herzog Friedrich von Württemberg. Seine Rechnung ging auf. Der in beständiger Geldnot befindliche

Herr seines Heimatlandes kaufte ihn los und berief ihn an seinen Hof, mit dem Auftrag, aus Zinn und Eisen Gold zu machen. Bald ging es ihm aber wieder wie in Mainz. Nur weil man ihm bewußten Betrug nicht nachweisen konnte, behielt er seinen Kopf.

Nun verliert sich seine Spur. Wir wissen nur, daß er nicht in Markgröningen, nicht aber, wann und wo er gestorben ist. Im Dunkel endet der Weg eines zwielichtigen Mannes, der Stammvater eines Geschlechtes wurde, dessen Bahn zu lichtvollen Höhen führen sollte.

Sie beginnt mit seinem Sohn Hans Bernhard Wächter (1592–1647), der kaiserlicher Generalquartiermeister und nach dreimaliger Heirat reichster Mann der Stadt wurde, und setzt sich mit seinem Enkel fort, der zu Ditzingen die Hirsauer Klostergüter verwaltete und Vater des Stuttgarter Rentkammerrates Franz Wächter (1700–1778) war.

Von diesem aus geht die in vier Linien geadelte, sich weit verzweigende hervorragende württembergische Beamtenfamilie.

Aus ihr sind zu nennen: Karl Eberhard, der 1779 als sächsisch gothaischer Geheimer Legationsrat in den Reichsadelstand erhoben wurde; Karl August, der Ahnherr der Freiherrn von Wächter zu Lautenbach, als württembergischer Legationsrat im Jahr 1819 geadelt und 1825 in den Freiherrnstand erhoben, ebenso 1841 der Sohn eines dritten Bruders, der württembergische Kultus- und Justizminister Karl Eberhard von Wächter (1798–1874), der Ahnherr der Familie von Wächter-Spittler. Bekannte Mitglieder der Familie sind ferner der Wirkliche Geheimrat C. E. F. von Waechter (1758–1829), der Bearbeiter des Verfassungsentwurfs König Wilhelms I. vom Jahre 1817, der Stuttgarter Maler Eberhard von Wächter (1762–1852) und der hervorragende Staatsrechtslehrer in Tübingen und Leipzig Karl Georg von Wächter (1797–1880), der Begründer des Deutschen Juristentages, 1878 in den erblichen Adelstand erhoben.

Ein Zweig der Familie von Wächter führt über Schüz und Roemer bis Griesinger wieder zurück nach Markgröningen.

Der Wächtergasse gab diese Familie ihren Namen und nicht, wie man wegen ihrer Lage am Ostertor annehmen könnte, die Bewacher dieses Zugangs zur Stadt.

Werner,

Hermann, Dr. med., geb. 1830 in Schnait, gest. 1897 in Markgröningen, wirkte seit 1869 als Nachfolger von Dr. med. von Heider (1865–1869) hier als Stadtarzt und später zugleich als Arzt am Kgl. Waisenhaus und Seminar. Als ein überaus gewissenhafter Arzt und gütiger Mensch, der nicht nur die Armen unentgeltlich behandelte, sondern ihnen obendrein das Geld für die Rezepte gab, die er ihnen ausschrieb, erfreute er sich in der Bevölkerung allgemeiner Hochschätzung und Beliebtheit.

Er war Mitglied des Stuttgarter Ärztekubs, der sog. 12 Apostel, eines erlesenen Kreises tüchtiger württembergischer Mediziner.

In Fachkreisen ist er durch seine zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen bekannt geworden, u. a. durch seine (1885 erschienene) Übersetzung des 3bändigen Memoirenwerkes des berühmten französischen Chirurgen Dr. Jean Dominique Larrey (1766–1842), des Leibarztes Napoleons.

Die Wernerstraße, an deren Ecke zur Bahnhofstraße er Haus und Praxis hatte, trägt seinen Namen und nicht den des legendären Grafen, von dem im entsprechenden Abschnitt die Rede ist.

Wimpelin,

früher Wimpelin oder Vimpelin, gelegentlich auch Fimpelin geschrieben, ist der Name eines Patriziergeschlechtes, dessen einstige Bedeutung in dem stattlichen Stammhaus am Oberen Tor noch heute zum Ausdruck kommt. Die Jahreszahl 1631 im Torbogen weist auf einen Umbau des älteren Gebäudes zu dieser Zeit hin. An der Hofmauer sieht man das Familienwappen mit dem stabtragenden aufgerichteten Löwen. In der Friedhofmauer findet man (heute wegen starker Verwitterung leider kaum

mehr zu entziffern) den ältesten Grabstein der Familie, deren Glanzzeit das 16. Jahrhundert war. Auf ihm steht:

„Am 29. Februar 1553 starb der ehrenhaft und fürnehm Burkhard Vimpelin, Bürgermeister.“ Es folgt ein lateinischer Vers, der besagt: „Du warst der Stadt kluger Bürgermeister, der Leute einzige Hoffnung, der Ruhm und die hohe Zierde deiner Verwandtschaft, ein Liebhaber der Religion und ein Jünger wahrer Tugend, Verdienste, die deinen Tod überdauern.“ Das Denkmal stellt den Verstorbenen in der damals bei vornehmen Familien herkömmlichen Weise dar, wie er den Gekreuzigten anbetet. Der oben genannte Abgeordnete Burkhard Vimpelin war vermutlich sein Sohn. Er heißt auf seinem Grabmal ebenfalls gewesener Bürgermeister. 1564 erscheint er als Magister in Tübingen.

Seine Tochter Margarete wurde im Jahre 1597 die Gattin des Konsistorialrats Hippolyt Brenz, des Enkels des Reformators, mit dem dessen Geschlecht ausstarb. Ein drittes schönes Grabmal nennt ihren Bruder, Hans Vimpelin, Burkhard's Sohn und seine Frau Elisabeth, Tochter des genannten Abgeordneten Veit Dolmetsch. In einer Schülerliste der Lateinschule vom Jahr 1593 heißt er als Vater eines gleichnamigen Sohnes „ein reicher Metzger und Ratsverwandter“. Dies scheint das in der Familie Wimpelin hergebrachte Handwerk gewesen zu sein. Ein anderer Johann Vimpelin, der schon 1551 Magister wurde, brachte es zum Geheimen Rat und Kanzler des Erzbischofs von Trier, ist also offenbar zum alten Glauben zurückgekehrt. Sein Sohn, wiederum ein Burkhard Vimpelin, wurde Protonotar am Reichskammergericht zu Speyer. Man erfährt übrigens im Visitationsbericht von 1587 von dem gleichzeitigen hiesigen Burkhard Vimpelin, daß „seine Tochter Margarete zum Papsttum neigt und daheim einen Altar hat. Vogt und Dekan sollen den Vater verwarren und die Tochter mit freundlichen Worten wieder auf die Bahn bringen“. Die Wimpelin begegnen uns bis 1659 unter den Abgeordneten der Stadt. Dann verliert sich die Familie aus unserer Stadt.

Die Auswanderung aus Markgröningen 1752–1938

Sie war, als sie hier wie an anderen Orten massenweise erfolgte, eine Flucht aus der Enge in jeglicher Bedeutung dieses Begriffes. Nach dem Aderlaß durch den 30-jährigen Krieg war die Bevölkerung wieder angewachsen und hatte vor allem in dem fruchtbaren Gebiet zwischen Enz und Neckar durch den Zuzug aus weniger günstigen Strichen des Landes eine überdurchschnittliche Dichte erreicht. Innerhalb dieses Raumes wiederum waren die Verhältnisse, die von der Mitte des 18. Jahrhunderts an bis ins erste Drittel des 20. hinein zur Auswanderung drängten, in Markgröningen besonders ausgeprägt.

Die Landwirtschaft als Hauptzweig des Erwerbs war unverändert die für Altwürttemberg typische Zwergwirtschaft geblieben. Grund dafür war die hergebrachte Güterteilung, durch die Markgröningen z. B. nicht weniger als 9680 Parzellen zählte. An ihnen hatte fast jeder Bürger teil, und wer mehr besaß, sah seinen Besitz weit verstreut in alle Richtungen der großen Markung. Handwerk und Gewerbe waren wie in allen Landstädten überstark vertreten. Die Abwanderung senkte die Einwohnerzahl, damit die Kunden, damit die Nachfrage. Dies wiederum erhöhte in den betroffenen Kreisen die Bereitschaft auszuwandern, und setzte sozusagen eine Schraube ohne Ende in Bewegung.

Die Entwicklung der Stadt stagnierte zudem, weil die Belebung durch das Aufkommen der Industrie sich zuerst an Orten auswirkte, die an dem neuen, zukunftsweisen Verkehrsnetz der Eisenbahn lagen. Markgröningen hinkte um Jahrzehnte hinterdrein, fand erst nach 1900 zögernd den Anschluß. Voll setzte er dann ein, als 1916 die Bahn von Ludwigsburg bis hierher geführt worden war.

Inzwischen hatte sich die ehemalige Bauernstadt weitgehend zu einer Industriewohngemeinde mit hohem Pendleranteil gewandelt. Nur vor diesem Hintergrund ist zu verstehen, daß in Eindreiviertel Jahrhunderten 2059 Markgröninger, zwei Drittel ihrer über 200 Jahre fast gleichbleibenden Einwohner-

zahl, ihrer Vaterstadt den Rücken kehrten, um in der „weiten Welt“ zu suchen, was in ihrer Enge für sie nicht zu finden war.

Joh. Michael Scheer, Sohn des Thomas und seine Ehefrau Margarete, geborene Mattheis, verließen im Alter von 49, bzw. 46 Jahren mit ihren 10 Kindern im Alter von 8 Monaten bis zu 23 Jahren, am 21. Mai 1752 als erste Auswanderer nach Übersee unsere Stadt. Erst 2 1/2 Jahre später fanden sie, nachdem sie Europa über Rotterdam verlassen hatten, nach rastloser Suche und qualvollem Weg am 24. Oktober 1754 in Pennsylvania ihre neue Heimat.

Es ist hier nicht der Raum, auf Einzelheiten dieses Falles einzugehen. Doch bedarf es gewiß keiner allzugroßen Phantasie, sich aus seinen hier nüchtern genannten Tatsachen ein Bild von dem Schicksalsweg dieser zwölköpfigen Familie zu machen.

Und 162 Ehepaare mit 486 Kindern gingen ihn darauf in ähnlicher Weise. 39 Familien hatten 5 und mehr Kinder. 682 ledige Männer und 486 unverheiratete Frauen mit 24 unehelichen Kindern kamen dazu.

Berufsmäßig waren 36,5% der Auswanderer der Landwirtschaft und 68% dem Handwerk oder Gewerbe zuzurechnen.

Rund 75% der 2000 (diese runde Zahl ergab sich, da genau 59 der Auswanderer wieder zurückkehrten) zogen nach Nordamerika (USA vor allem), 1% nach Südamerika (Brasilien), 0,4% nach Mittelamerika, 1,2% nach Afrika, 0,8% nach Asien und 0,1% nach Australien. Nach Übersee somit rund 80% insgesamt.

Nach Südafrika, dann weiter nach Ceylon und Java kamen Markgröninger mit dem Kapregiment, das Herzog Karl von Württemberg den Holländern einfach gegen Geld zur Verfügung stellte. Vereinzelt blieben sie in diesen Regionen.

Daneben erfolgte die sogenannte „trockene“ Auswanderung in die ehemals deutschen Ostprovinzen und die Länder des Donauraumes bis an das Schwarze Meer.

Insgesamt 14,4% der genannten 2000 folgten dem Ruf der Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes Josef II. in das Banat, in

die Batschka und nach Galizien. Andere zogen nach Bessarabien, das bis 1918 russisch, dann rumänisch war, oder trugen zur Ostkolonisation Friedrichs des Großen bei, indem sie sich in den damals zum Deutschen Reich gehörenden Provinzen Westpreußen und Posen ansiedelten. In Rußland fanden sie bis hin zur Krim eine neue Heimat.

So manchen Nachkommen der letztgenannten Auswanderer brachten Umsiedlung, Flucht und Vertreibung im und nach dem Zweiten Weltkrieg um die Mitte unseres Jahrhunderts wieder zurück in die Stammheimat ihrer Väter. In Markgröningen ist die Familie Baumann zu nennen, die aus Gnadental in Bessarabien kam, wohin der Weingärtner Johann Georg dieses Namens mit seiner Ehefrau Katharine, geb. Jaiser, wie einer Tochter und drei Söhnen im Jahre 1832 ausgewandert war. Einer seiner Nachkommen, der 1910 geborene Immanuel, hatte es bis zum Oberpastor der lutherischen Kirche Bessarabiens gebracht.

Es soll hier allgemein festgehalten werden, daß die Auswanderer nach oft sehr harter Anfangszeit, gleich wohin es sie verschlagen hatte, es dank ihrer aus der alten Heimat mitgebrachten Kenntnisse und der dort sprichwörtlichen Einstellung zur Arbeit, zu Wohlstand und Ansehen gebracht hatten. Ihre Verbindung zur alten Heimat ließen die meisten nie abreißen. Davon zeugen die Schwabenvereine wie die Schäferlauffeste in Philadelphia und New York genauso wie ihre alljährlichen Besuche beim echten Schäferlauf in Markgröningen oder beim Cannstatter Volksfest mit „Schwaben International“.

Bei der ganzen Auswanderungsbewegung sind Wellen festzustellen, die zu gewissen Zeiten hochgehen und wieder absinken. Die Spitzen lagen in den Jahren 1780–1783 mit 103 Personen, 1801–1805 mit 158, 1816–1817 mit 103, 1830–1832 mit 138, dann 1847–1860 sogar 533 Personen mit 170 im Jahre 1854 als Höhepunkt für ein einzelnes Jahr. 1864–1873 wanderten weitere 193 Markgröninger aus, 1880–1890 folgten 235 und nach dem Ersten Weltkrieg schwoll die Zahl in den Jahren 1922–1924 nochmals auf 64 an.

Die Auswanderer sollen hier genannt werden, weil ihre Namen einen interessanten Überblick über die ortsansässigen Familien geben. Sie werden nach Auswanderungsgebieten geordnet aufgeführt. In Klammer stellen wir das Jahr der Abreise. Mehrere Jahreszahlen bedeuten mehrere Auswanderer mit diesem Namen zu verschiedenen Zeiten. Dadurch wird auch ersichtlich, in welchem Ausmaß sich die einzelnen Familien an der Auswanderung beteiligten.

Nordamerika (USA und Kanada):

Albrecht (1869, 1880, 1885, 1886, 1890, 1894, 1904, 1909, 1913)
 Arnold (1854, 1865)
 Baier (1870)
 Ballier (1854, 1856, 1859)
 Bangerter (1893, 1897)
 Banzhaf (1854, 1865)
 Bauer (1853, 1872, 1882)
 Bäuerle (1806, 1817, 1882, 1883)
 Beck (1817, 1860, 1867, 1868, 1870, 1874, 1882)
 Benning (1848, 1854)
 Bernegger (1854, 1863)
 Berner (1883, 1890)
 BeBier (1850)
 Beuttenmüller (1817, 1831, 1850)
 Biedermann (1854)
 Blum (1782, 1787, 1801, 1805, 1818, 1867, 1882, 1885, 1886, 1889, 1894)
 Bofinger (1872, 1903, 1922)
 Böhringer (1866, 1870, 1871, 1872, 1885, 1923)
 Bonacker (1903)
 Bosch (1850)
 Bräckle (1857, 1959, 1865, 1866, 1887, 1898)
 Braun (1893, 1896)
 Bräundel (1854)
 Breisch (1887)
 Brönnle (1885)
 Buchele (1871)
 Buchenroth (1895, 1903)
 Buck (1853, 1854, 1866, 1882, 1886, 1893, 1925, 1927)
 Bühler (1865)
 Bühler (1853, 1854)
 Canz (1817, 1849, 1853, 1854, 1856, 1859, 1860, 1866, 1928, 1933)
 Daiber (1845, 1854)
 Danner (1895, 1923)
 Dautel (1882)
 Deyle (1852, 1853, 1854, 1855, 1860, 1872)
 Dieterich (1925)
 Dieterle (1857, 1887, 1922)

Dillmann (1923)
 Dommer (1878, 1880, 1900)
 Eckensperger (1850, 1851)
 Ehmann (1817, 1854)
 Ehret (1817, 1855)
 Elsäßer (1849)
 Elser (1886, 1892, 1924)
 Enz (1884, 1885)
 Eppinger (1854)
 Eppler (1851)
 Ergenzinger (1831, 1879)
 Erhard (1844, 1846, 1854)
 Faißt (1890, 1898)
 Feiler (1892, 1895)
 Ferber (1886)
 Feucht (1832)
 Fischer (1854)
 Förstner (1832, 1853, 1875, 1875)
 Frey (1882, 1889, 1907, 1911)
 Frick (1865)
 Friedrich (1922)
 Füller (1817)
 Gayer (1804, 1851)
 Gegel (1855)
 Gehring (1927)
 Gehrlach (1880, 1882, 1885)
 Gehweiler (1854)
 Geiger (um 1800, 1882)
 Gentner (1832, 1840, 1894, 1903, 1905, 1934)
 Gerne (1854, 1866, 1879, 1882, 1883, 1884, 1887, 1888)
 Gerstle (1834, 1854, 1866)
 Giek (1853, 1856, 1857, 1873)
 Gimm (1851)
 Gïrrbach (1924, 1928)
 Gisterer (1875, 1887, 1889, 1893)
 Glanz (1857, 1868)
 Glaser (1872, 1885, 1892, 1900)
 Gleiser (1855, 1856, 1881)
 Götz (1854, 1870)
 Graf (1862)
 Gräter (1853, 1863)
 Grau (1832, 1852, 1854)
 Greiner (1817, 1832, 1852, 1853, 1883)
 Grimm (1804)
 Gröner (1805, 1832, 1844, 1854, 1856, 1860, 1868, 1913, 1922)
 Grübele (um 1775)
 Grundler (1850)
 Guckenbühler (1852, 1854, 1855)
 Gutzenberger (1928)
 Haag (um 1820)
 Haasis (1832, 1927)
 Hafner (1817, 1854, 1887, 1889, 1896)
 Hägele (1816)
 Hahn (1831, 1882, 1885)
 Hartdörfer (1817)
 Hartlaub (1817, 1850, 1852, 1856, 1864, 1884)

Hasenauer (1851, 1925, 1929)
 Haug (1851, 1867, 1883)
 Haumacher (1862, 1863)
 Häußler (1866, 1882, 1883, 1885, 1887, 1889, 1891, 1893, 1895, 1897, 1900, 1907)
 Haußmann (1880, 1888, 1889)
 Hayer (1900)
 Heimsch (1817)
 Heller (1900, 1903)
 Hemminger (1851, 1854, 1860, 1896, 1901, 1902, 1923, 1925, 1927)
 Hengel (1851, 1854, 1857, 1903)
 Herr (1863)
 Herrmann (1882, 1922)
 Heß (1891)
 Hildinger (1860)
 Himmel (1853, 1854)
 Hirschberger (1906)
 Hock (1854, 1855, 1860)
 Hofmeister (1851)
 Hönes (1856)
 Höneisen (1881)
 Hörer (1929)
 Imle (1923, 1927)
 Irion (um 1860)
 Jäger (1851)
 Jahke (1852, 1854, 1865, 1871, 1879, 1882, 1886, 1887, 1923)
 Joos (1831, 1862, 1869, 1873, 1889)
 Josenhans (1922, 1927)
 Jung (1817, 1839, 1854, 1859)
 Juppenlatz (1853, 1893, 1903)
 Kalteisen (1848)
 Kapphan (1856)
 Kärcher (1817, 1853, 1854, 1867)
 Kaul (1830)
 Kaupp (1854, 1860, 1896, 1900)
 Kayser (um 1785)
 Keller (um 1785)
 Kellermann (1856)
 Kiefer (1887)
 Kienle (1852, 1853, 1854)
 Kimmich (1906)
 Kirchner (1891)
 Kirn (1849, 1851, 1853, 1854)
 Klein (1882, 1905)
 Klingler (1850)
 Knoos (1857, 1868)
 Kocher (1817)
 Kolb (1924)
 König (1923)
 Kopp (1867, 1868, 1879)
 Kraft (1923)
 Kraiss (1848)
 Krämer (1806, 1854, 1857, 1869, 1883)
 Krauß (1852, 1853, 1888, 1894, 1904, 1906, 1923)
 Kümmerling (1923)

Kurrle (1928)
 Kurz (1864, 1887, 1891, 1903, 1905, 1907)
 Kutteroff (1929)
 Landbeck (1870)
 Lang (1832, 1837, 1858, 1871)
 Lauer (1802, 1832)
 Lautenschlager (1817)
 Layher (1853, 1854, 1913)
 Lehle (1804)
 Lehmann (1823)
 Leibbrandt (1803, 1805, 1816, 1830)
 Lipp (1860, 1865)
 Locher (1854, 1870)
 Löffler (1880, 1923)
 Lohrmann (1882)
 Löw (1850, 1852, 1853, 1854)
 Lutz (1883)
 Luz (1902)
 Maier (1854, 1859)
 Mann (1852, 1854, 1882)
 Mannal (1817)
 Martin (1854, 1866, 1867)
 Mattheis (1854, 1855, 1857)
 Maurer (1849)
 Mayer (1837, 1840, 1842, 1851, 1853, 1854, 1886, 1873, 1887)
 Meile (1906, 1924, 1928)
 Mensch (1803, 1805, 1853, 1854, 1856)
 Mergenthaler (1856, 1870, 1880, 1887, 1906)
 Merz (um 1865)
 Messerle (1857, 1863, 1864, 1871)
 Mitschela (1905, 1923, 1930)
 Moser (1867)
 Motzer (1854)
 Mück (1887)
 Müller (1852, 1854, 1866, 1890)
 Mütz (um 1785)
 Oefele (1881, 1886)
 Oppenländer (1883)
 Ortwein (1865, 1870, 1885, 1887, 1890)
 Österreicher (1805, 1816, 1817, 1827, 1832, 1847, 1868, 1894)
 Obwald (1832, 1854, 1865)
 Ötinger (1849, 1852, 1863, 1865, 1882, 1893, 1902, 1903)
 Pfeffer (1888)
 Pfeiffer (1846, 1852, 1854, 1868, 1876, 1882, 1886, 1888, 1889, 1891, 1893, 1896, 1903, 1904, 1905, 1907, 1908, 1912, 1913, 1921, 1923)
 Pfisterer (1817)
 Pickel (1860)
 Plessing (1852)
 Raisch (1851)
 Raiser (1866, 1867, 1869, 1879, 1882, 1883, 1885)
 Rapp (1896) Rau (1884) Rebmann (1868)
 Reichert (1817, 1852, 1853) Reiner (1854)
 Rentschler (1920) Renz (1883) Rink (1922)
 Ritz (1896, 1902, 1907)
 Rost (1913)
 Roth (1882)
 Rudolph (1880, 1881, 1887, 1888, 1923, 1925, 1938)
 Ruff (1817)
 Rugart (1832, 1853, 1858, 1863)
 Rühle (1882)
 Ruoff (1890)
 Sailer (1895, 1911)
 Schäfer (1850, 1857, 1870, 1887, 1890, 1907, 1912, 1913, 1923)
 Schäffer (1927, 1929)
 Schätzle (1831)
 Scheel (1816, 1828, 1832, 1854)
 Scheer (1752)
 Schell (1832)
 Schertler (bzw. Schettler) (1804, 1810, 1865)
 Scheurer (1882)
 Schickler (1857, 1861, 1869)
 Schlafer (1805)
 Schmalzried (1892)
 Schmelzle (1865, 1866, 1867)
 Schmid (1867, 1885, 1886, 1922, 1923, 1927)
 Schmidt (1885, 1889, 1894)
 Schnauffer (um 1850)
 Schneck (1808, 1817)
 Schneider (1854, 1923)
 Schober (1859)
 Schöffler (1887, 1889, 1920, 1923, 1924, 1925, 1932)
 Schöll (1924)
 Schöllkopf (1870, 1873)
 Schönwalter (1867)
 Schranz (1804)
 Schröbel (1804)
 Schüfer (1923)
 Schübler (1854, 1858, 1865)
 Schütt (1851, 1852, 1854, 1865, 1883, 1924, 1928, 1930)
 Schüttler (1816) Schuler (1853)
 Schwab (1871)
 Schwarz (1812, 1923) Schweikert (1832)
 Schweizer (1853, 1867, 1876)
 Seeger (1807)
 Seitz (1852, 1856, 1860, 1869)
 Seybold (1856, 1906)
 Siegel (1845, 1852, 1853, 1854, 1856, 1869, 1871, 1874, 1882, 1884, 1887, 1888, 1889, 1890, 1892, 1895)
 Sieger (1854, 1867)
 Siegle (um 1800, 1846, 1851)
 Single (1889)
 Späth (1882, 1885)
 Speidel (1854, 1922, 1930)
 Spring (1851)
 Stahl (1853, 1868)
 Stark (1886)
 Steinbach (1897)
 Stierle (1852, 1854, 1855, 1881, 1893, 1903)
 Stierlen (1880, 1900)
 Stöckle (1817)
 Stohrer (1817, 1854, 1866, 1889)
 Storz (1854)
 Stotz (1849)
 Striether (1928)
 Strohhäcker (1882)
 Ströhlin (1854)
 Stütz (1848)
 Tabler (1922)
 Teufel (um 1800)
 Thumm (1853)
 Tränkle (1881)
 Trautwein (1832, 1851, 1853, 1854, 1856, 1857, 1865, 1879, 1882, 1884)
 Trippel (1804)
 Trostel (1890)
 Truchseß (1854, 1858, 1865)
 Umfried (1854, 1857, 1864)
 Vetterle (1883, 1884, 1920, 1921, 1923)
 Völlm (um 1780)
 Wagner (1853)
 Walker (1880, 1882)
 Walter (1803, 1815, 1849, 1857, 1859, 1895, 1910)
 Walz (1817, 1852, 1854, 1859, 1860, 1914)
 Weik (1847, 1868)
 Weil (1852, 1853, 1856, 1857, 1880, 1882, 1890, 1891)
 Weiß (1834, 1848, 1852, 1880, 1923)
 Weißert (1852)
 Wendnagel (1816)
 Wetzel (1816)
 Widmaier (1849, 1852, 1853, 1854, 1857, 1858, 1866, 1868, 1873, 1879, 1882, 1886, 1889, 1890)
 Widmayer (1923)
 Wild (1804, 1832, 1834, 1851, 1854, 1856, 1857, 1861, 1865, 1872, 1873, 1875, 1896, 1897, 1909, 1910)
 Wimmersberger (1867, 1872, 1890)
 Winter (1854, 1865, 1873, 1898)
 Wixler (1852, 1880, 1889, 1891, 1903, 1922)
 Wöhrle (1879, 1882)
 Wolf (1848, 1880, 1881, 1924, 1927)
 Wolffer (1804)
 Wölfling (1902, 1905, 1907)
 Wörner (1862)
 Wurst (1854, 1872, 1883)
 Wüst (1881)
 Wyrich (1872, 1883, 1887)
 Zibold (1887, 1894, 1902, 1923, 1926)
 Ziegler (1880)
 Zillhard (1805)

Auswanderer in die deutschen Ostprovinzen, nach Ost- und Südosteuropa:

Anshelm (1804)	Gent (1804, 1817)	Kleinknecht (1781)	Schiedel (1801)
Bauer (1803)	Glaser (1891, 1903)	Köhrer (1831)	Schmalzried (1899)
Baumann (1832)	Goller (1802)	Kuisele (1804)	Schmid (1781, 1817)
Bleyweiß (um 1830)	Grimm (1783)	Lautenschlager (1783)	Schmoll (1783)
Blum (1783, 1907)	Groß (1832)	Laux (1817)	Schneider (1831)
Böhmler (1803)	Gutjahr (1832)	Leibbrandt (1817)	Schütt (1855)
Böhringer (1831)	Hartlaub (1831)	Löffler (1781)	Stattmann (um 1840)
Brodbeck (1781)	Häußler (1850, 1859, 1860)	Mattheis (1804)	Staub (1804)
Bühler (1804)	Heim (um 1760)	Messlerle (1882)	Stuhlfeier (1817)
Canz (1785)	Heugel (1882)	Motz (1803)	Teufel (1804)
Doll (1804)	Höhn (1852)	Oßwald (1789)	Tritt (1817)
Eckard (1834)	Hornig (1857)	Peter (1781)	Ulmer (1831)
Ehrenfeuchter (1787, 1791)	Jahke (1786)	Rebmann (1832)	Wagner (1892, 1896)
Elser (1803)	Kachler (1832)	Sailer (1803)	Widmaier (1849)
Ergenzinger (1831)	Käser (1852)	Sauter (1781)	Wild (1804, 1805, 1851)
Erhard (1803)	Kaul (1804)	Sax (1880)	Wolf (1909)
Gaupp (1804)	Kaupp (1783)	Schäfer (1781, 1804)	Zeller (1771, 1804)
Gehweiler (1817)	Keller (1844)	Schaude (um 1780)	

Schweiz:

Bickart (1857)	Kimmich (1899)
Blum (1868)	Kocher (1929)
Canz (1893)	Kraft (1893)
Dieterle (1918)	Lang (1913)
Eble (1844)	Schöffler (um 1800)
Ehret (1901)	Schütt (1900)
Erhard (1881)	Schumacher (1913, 1919)
Geiger (1863)	Seitz (1835)
Gerne (1854)	Sieger (1895)
Glaser (1896, 1909)	Stöckle (1874, 1876)
Gloß (1832)	Stuber (1910, 1919)
Gnamm (1853)	Walker (1885)
Gutscher (1882)	Weiß (1866)
Haasis (1840, 1845)	Wild (1892)
Hauser (1889)	Winter (1865)
Haußmann (1821)	Wixler (um 1860, 1884)
Hemmingner (1872)	Wolf (1906)
Kaz (1848)	Wurst (1894, 1919)

Elsaß (und Frankreich)

Alber (1849)
Beck (1868)
Böhringer (1830)
Braun (1885, 1892)
Geiger (1880)
Gröner (1845)
Haumacher (1835)
Kärcher (1856)
Kiehlbrei (um 1880)
Mergenthaler (1874)
Schmid (1802)
Schönlein (1784)
Seiter (1903)
Wahl (1928, 1930)
Weiß (um 1850)

Niederlande

Eble (1834)
Eckensperger (um 1800)
Grau (1832, 1854)
Hönes (1871)
Jung (1817)
Kärcher (1819, 1840)
Krais (1848)
Krämer (1806)
Mayer (um 1815)
Österreicher (1803)
Schell (1815, 1817)
Schüttler (um 1790)

England

Glanz (1868)
Stöckle (1874)

Afrika

Albrecht (1904)
Binder (1804)
Canz (1787)
Frey (1903)
Herrmann (1906)
Hölzle (1787)
Kiehlbrei (1890)
Pfizer (1858)
Plessing (1852)
Röckle (1787)
Schmid (um 1850)
Zerweck (1930)

Süd- und Mittelamerika

Bauer (1834)
Bertsch (1908)
Frick (1923)
Gutscher (1883)
Kirn (1849)
Krauß (1923)
Layher (1866, 1883)
Lutz (1922)
Rink (1923)

Asien

Hofmeister (1877)
Kocher (1909)
Schäffer (1901)
Schmid (1889)
Seeger (1927)
Wagner (1870)

Australien

Knoll (1893)
Wölflin (1887)

Italien

Vollmer (1899)
Widmaier (1911)
Wild (1848)

Quelle:
„Die Auswanderung
aus Markgröningen“
von Prof. Dr. Hermann Roemer
(1941).

Postgeschichtliches aus Markgröningen

2000 Jahre

Nachrichtenwesen in unserer Gegend

In grauer Vorzeit ...

Im Jahre 1978 wurde bei Hochdorf ein keltisches Fürstengrab mit sehr reichhaltigen Grabbeigaben aus den edelsten Metallen entdeckt. Fürsten, die solchermaßen für ihren letzten Weg ausgestattet wurden, haben sicher umfassenden Handel getrieben, und wir können sicher sein, daß schon damals eine gute Nachrichtenvermittlung stattgefunden hat. Wir können dies leider noch nicht belegen.

Die alten Römer hinterließen reichhaltige Spuren ihrer langen Anwesenheit in unserer Gegend. Sie hatten bereits ein sehr gut funktionierendes Nachrichtenwesen. Zu dessen Beschleunigung schufen sie sogenannte Haltestellen, die sie „Posita“ nannten. Daraus wurde später der Name unserer Post.

In den Wirren der Völkerwanderung ging das römische Nachrichtenwesen stark zurück. Im Zuge der Christianisierung unseres Volkes entstanden zahlreiche Klöster, die untereinander in Verbindung standen. Das sogenannte „Klosterbotenwesen“ war im Mittelalter von ca. 500–1500 n. Chr. sehr verzweigt, und es ist bekannt, daß die Klosterboten auch Nachrichten anderer Bürger überbrachten.

Neben dem Klosterbotenwesen entwickelte sich das „landesherrliche“ und das „freie städtische Botenwesen“. Die Boten wurden von der Herrschaft bezahlt. Sie unterstanden einem „Boten-Meister“ und leisteten den „Boten-Eid“, der sie zur Wahrung des Briefgeheimnisses und zur Pünktlichkeit verpflichtete.

1336 wurde Markgröningen Freie Reichs-, später Amts- und Oberamtsstadt mit eigener Botenanstalt und Amts- und Stadtboten.

Der Württemberger Graf Eberhard der V. im Bart, ab 1495 Herzog Eberhard, weilte oft in Markgröningen und war unter ande-



rem der Erbauer des Landesfruchtkastens (heute Teil des Helene-Lange-Gymn.). Er unterhielt Ende des 15. Jahrhunderts mit dem Kaiser und den Reichsstädten einen regen Briefverkehr. 1495 hatte er zwei reitende und sechs fußgehende, beeidigte Boten. Damals war Markgröningen noch eines der württembergischen Zentren. Ludwigsburg gab es noch nicht, und Stuttgart hatte noch nicht die Schlüsselstellung wie heute

erreicht. Neben dem landesherrlichen Botenwesen, das ausschließlich dem Landesherrn unterstand, gab es noch die „städtische Botenpost“ und die sogenannte „Metzger-Post“, die beide gemeinnützig waren und in gewisser Weise Keimzellen unserer heutigen Post sind. Der städtische Botendienst war seit Aufblühen des mittelalterlichen Handels der Städte untereinander in Hochblüte. Viele Routen wurden auch re-

regelmäßig befahren, man kannte feste An- und Abfahrtszeiten und konnte die Seitenrouten darauf abstimmen. Die Metzger-Post war quasi ein Abfallprodukt dieser wohlorganisierten Zunft. Bei ihren Vieheinkäufen, die die Metzger in die nähere und weitere Entfernung führten, nahmen diese zu befördernde Post mit.

Mit diesen drei Botenwesen war Württemberg eigentlich gut versorgt, doch es gelang dem Staat keine Einigung zu einem einheitlichen Postwesen. Es waren Ausländer, die „Herren von Taxis“, die die Einigung versuchten. Die Taxis-Post war ein Privatunternehmen, wohl im Dienste und in der Gunst des Kaisers, aber auf eigene Rechnung.

Im Jahre 1504 verpflichtete sich Franz von Taxis, Post zwischen den Niederlanden und dem kaiserlichen Hof in Deutschland sowie zwischen der jeweiligen Residenz des französischen Königs und des spanischen Hofes zu besorgen. Im Jahre 1516 wurde die Postverbindung auch auf Rom und Neapel ausgedehnt, und die Routen wurden regelmäßig beritten. Der Weg dieser Reitpost führte durch Württemberg und folgte etwa der Liniennführung der heutigen Bundesstraße 10 an Markgröningen vorbei. Es gab in Württemberg vier Poststationen, nämlich in Knittlingen, Enzweihingen, Cannstatt und Eberbach. Besonders in Württemberg kam es immer wieder zu Zwistigkeiten, weil sich die Landesherren ihr Postrecht nicht durch die Taxissche Reichspost beschneiden lassen wollten. Die württembergischen Herzöge betrachteten die in Württemberg stationierten Posthalter als „des Herzogs Beamten“. Diese fühlten sich ihrem Herzog gleichfalls verpflichtet und trugen eine herzogliche Uniform. Bei Streitigkeiten mit der Reichspost, die es oft gab, wurde dann nur „des Herzogs Post“ befördert, und man ließ die Post für die Niederlande oder für Wien liegen. Als Taxis 1576 den vier württembergischen Posthaltern 6000 Gulden schuldete, kam es zum ersten Poststreik. Die Postbeförderung wurde von 1589 bis 1597 eingestellt, weil Taxis seinen finanziellen Verpflichtungen wieder einmal nicht nachgekommen war. Die Postboten wurden mit landesherrlicher Genehmigung durch Privatverträge angestellt.

Im Dreißigjährigen Krieg von 1618–1648 wurden die Landesposteinrichtungen der Herzöge jedoch nahezu völlig zerschlagen. Die Taxisschen Reitkurse blieben bestehen.

Das Bild links zeigt eine Altbriefhülle vom 12. 5. 1648. Der Brief ging an Hironymos Welsch (1645–1649 Vogt in Markgröningen). Auf dem vorderseitig reich verzierten sogenannten „Schnörkelbrief“ kann man müheelos den Abgangsort Stuttgart entziffern, und in der Anschrift lesen wir in der dritten Zeile ... Vogt, Bürgermeister. Daß es sich dabei tatsächlich um unser Markgröningen gehandelt hat, kann man auf der aufgeklappten Rückseite der Briefhülle erkennen, wo eindeutig Gröningen zu lesen ist. Des weiteren steht dort das Datum 12. Mai 1648, also wenige Monate vor Abschluß des westfälischen Friedens, der den Dreißigjährigen Krieg besiegelte. In der rechten unteren Ecke der Briefvorderseite sehen wir den Vermerk „cito cito cito“. Es handelte sich also um einen Eilbrief, der gemäß einer Verordnung von Herzog Philipp Visconti aus dem Jahre 1425 durch Postkuriere, die Tag und Nacht mit „Blitzgeschwindigkeiten – cito cito cito“ reiten mußten. Später wurde aus dem lateinischen cito – in der französischen Zeit – ab 1803 „presante“, das unsere Landsleute ins Schwäbische übersetzten und daraus das „Pressieren“ machten, das heute so modern ist.

Die Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Krieg sind stumm. Ich kann Ihnen keine weiteren Belege zeigen, obwohl es sie sicher gab, sie vielleicht noch gibt und sie in irgendwelchen Archiven schlummern.

Ein großer Nachteil der Taxis-Posten war, daß sie nur Hauptverkehrsstraßen folgten, Waren und Geld nicht mitnahmen und Reisende nur zu Pferd beförderten. Deshalb wurden vom Herzog Landboten und Landkutschen eingerichtet. Die Landboten hatten den Schriftverkehr der Städte und Ämter mit Stuttgart, dem Sitz der Regierung, zu vermitteln, durften aber auch Briefe und Pakete der Bevölkerung befördern. Die Landkutschen waren Verkehrsmittel für Reisende. Um Streitigkeiten mit der Taxisschen Reichspost zu vermeiden, durfte die Landkutschenpost keine Briefe befördern.

Die Einführung der württembergischen Landespost

Anfang des Jahres 1709 richtete Herzog Eberhard Ludwig neben der Taxisschen Post eine eigene Landpostanstalt ein. Die Boten und Landkutschen sollten abgeschafft werden und an ihre Stelle schnellfahrende Postwagen treten. Dabei ging es ihm jedoch weniger um eine Verbesserung der Post als um eine neue Einnahmequelle, denn sein neu zu errichtendes Ludwigsburg kostete eine Unmenge von Geld. Am 13. 3. 1709 bestellte der Herzog die Gebrüder Fischer aus dem Kanton Bern auf 15 Jahre zu Oberlandpostmeistern und forderte die Einrichtung von Landespostkursen. Schlechte Verwaltung ließ jedoch keinen Gewinn entstehen, so daß die herzogliche Landespost wieder aufgelöst wurde und die früheren Landkutschen wieder eingeführt wurden.

Die Taxissche Reichspost setzt sich in Württemberg durch

Nach Heirat von Herzog Karl Alexander mit einer Tochter des Fürsten Anselm Franz von Thurn und Taxis im Jahre 1727 wurden die jahrzehntelangen Zwistigkeiten der württembergischen Herzöge mit den „Taxis“ bereinigt, und die Taxische Reichspost konnte ungehindert in Württemberg aufgebaut werden. Einer der neuen Kurse führte von Stuttgart über Ludwigsburg, Bietigheim, Kirchheim nach Heilbronn und weiter nach Sinsheim. Lange dauerte die Blüte allerdings nicht. Die Französische Revolution des Jahres 1789 und deren Folgen brachten in Europa große Änderungen. Unter General Moreau wurde im Jahre 1796 Württemberg besetzt und die Taxissche Reichspost beschlagnahmt. Taxis schloß jedoch mit Frankreich einen neuen Postvertrag, wonach Deutschland in vier Bezirke (Rayons) aufgeteilt wurde. Württemberg lag im Rayon zwei und drei. Die Taxissche Reichspost fand ihr endgültiges Ende mit Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahre 1806.

Am 1. 1. 1806 hatte Kurfürst Friedrich von Württemberg durch Anschluß an Frank-

reich die Königswürde erlangt, und er verfügte zuvor im Dezember 1805 die Beschlagnahme der Taxisschen Posteinrichtungen und deren Umbenennung in königliche Postanstalten.

In diese Zeit fällt die Notiz aus einer Beschreibung der Stadtgeschichte Markgrönings, wonach seit dem Jahre 1807 in Markgrönigen ein „Postamt“ bestanden haben soll. Gemäß den bestehenden Bestimmungen dürfte dieses Postamt aber keine Briefe, sondern nur Personen und Pakete befördert haben. Wir wissen weiter, daß in Markgrönigen beim ehemaligen Gasthaus zur Rose – späteres Gasthaus zur Post, jetzt Gelände der Volksbank – und beim ehemaligen Gasthaus zur Sonne eine Pferdewechselstation bestanden hat. Einige von uns werden sich noch an die eisernen Ringe an der Ostwand der Sonne erinnern, die zum Festzurren der Gäule dienten. Denkbar wäre ein solches Postamt schon, wenn es auch anderweitig nicht belegt ist, denn es kreuzten sich hier die alte Weinstraße Bietigheim–Leonberg mit der alten Heeresstraße Vaihingen–Ludwigsburg, so daß wichtige Verkehrswege gegeben waren. Wir wissen, daß Napoleon I. auf seiner Durchreise nach Ludwigsburg am 15. 4. 1809 hier in Markgrönigen von den württembergischen Prinzen eingeholt wurde. Die Rose war von jeher eine Haltestation des Reiseverkehrs.

In der Zeit ab 1806 erwirtschaftete die jetzt königliche Post keine wesentlichen Beträge, so daß die Verwaltung ab 1819 wiederum an Thurn und Taxis in Frankfurt am Main übergeben wurde. Dies ging über 30 Jahre gut, dann übernahm der württembergische Staat im Jahre 1851 nun endgültig die Post.

Die württembergische Staatspost

Die Übernahme der Taxisschen Post im Jahre 1851 durch das Land brachte entscheidende Änderungen für die Landboten. Bisher, also zuvor, hatte die Regierung die Landboten gegen die Taxissche Post geschützt und ihnen ein persönliches Einkommen ermöglicht. Allein die Botenmeisterei Stuttgart erfaßte damals um 1808 für Alt-Württemberg wöchentlich, manchmal mehrfach, 34 Boten zu Fuß, 1 Berittenen, 24 mit

Karren, 36 mit Wagen, 4 mit Kutschen und ca. 100 Nebenboten. Der überwiegende Teil des inländischen Beförderungsdienstes für Briefe, Gelder und Pakete ging nicht über die Post, sondern über diese Boten. Um dem Staat Einnahmen aus dem Postwesen zu ermöglichen, wurde diesem Botenwesen ein Ende gemacht. Es blieben lediglich die Amtsboten, die unter behördlicher Aufsicht standen und nur Briefe, Gelder und Pakete von Orten ohne Postamt zum nächsten Postamt zu befördern hatten.

Kurfürst Friedrich von Württemberg ließ die Straßen wesentlich ausbauen. Für unsere nähere Umgebung entstanden so 1804 die Straße Schwieberdingen–Markgrönigen–Tamm, 1807 die Straße Markgrönigen–Asperg, 1808 die sogenannte Vaihinger Steige.

Das Ende der Landbotenanstalt Markgrönigen

1807 verfügte der nun zum König avancierte Friedrich durch eine allgemeine Landesverordnung die Auflösung des Amtes Markgrönigen und seine Streichung aus dem Kreis der Oberamtsstädte. Damit hatte auch die Landbotenanstalt Markgrönigen ihren Sinn verloren und verwaiste. Es blieb der

Amtsbote (Stadtbote). Er ging jedoch nur noch auf die Post nach Ludwigsburg und nicht mehr nach Stuttgart, von wo seither alle Bedürfnisse geholt wurden. Noch im selben Jahr, also 1807, stellte die Stadt Markgrönigen von sich aus den Stadtbotengang nach Stuttgart wieder her und verfügte, daß der Bote zweimal wöchentlich am Dienstag und am Samstag nach Stuttgart zu gehen habe. Gleichzeitig bestimmte die Stadt, daß der Stadtbote alle amtlichen Briefe der Stadtverwaltung nach und von Ludwigsburg zu besorgen habe.

Im Jahre 1807 kam Abraham Wolf, Gastwirtssohn aus Möhringen, seines Zeichens „Postbote und Musicus“, nach Markgrönigen, wo er später auch heiratete. Nach dem heutigen Stand der Forschung versorgte er in Personalunion zunächst die Ämter des Landboten und des Stadtboten. Er lief täglich nach Ludwigsburg und zweimal in der Woche nach Stuttgart. Als 1808 das Landbotenwesen abgeschafft wurde, blieb Abraham Wolf offensichtlich Amts- und Stadtbote. Die städtische Post wurde je nach Zielort in Ludwigsburg, Schwieberdingen oder Stuttgart aufgeliefert, und am Rückweg wurde die für Markgrönigen bestimmte Post mitgenommen.



Links unten sehen Sie einen Brief aus dem Jahre 1812 von Ulm nach Markgröningen, das durch Einfluß der französischen Herrschaft noch mit zwei g und oe geschrieben wurde. Es handelte sich um eine sogenannte Militärsache, die portofrei befördert wurde und, wenn man es genau nimmt, einen Vorläufer unserer Feldpost darstellt.

Auf Anfrage der Regierung bei der Stadt Markgröningen, wie sie ihr Botenwesen regule, erklärte diese im Jahre 1817:

„Man wünscht im amtlichen und privaten Interesse, daß der Stadt- und Amtsbote wieder dreimal wöchentlich, nämlich dienstags, donnerstags und samstags nach Stuttgart zu gehen berechtigt sei und Waren, Pakete, Briefe und Geld ohne Unterschied des Gewichtes mitzunehmen berechtigt sei. Der Stadtbote Abraham Wolf sei dazu bereit, wünsche aber, wie ehemed Tamm, Bissingen und Schwieberdingen als Amtsorte zugewiesen zu bekommen und wünsche, daß die Briefexpedition in Schwieberdingen aufgehoben werde“.

Offensichtlich kam man mit diesem Wunsch jedoch nicht durch. Wie wir wissen und wie vorher beschrieben ist, wurde 1819 die Reichspost wieder in Kraft gesetzt, die bis zum Jahre 1851 bestehen blieb. 1821 wurden die Linien Stuttgart–Heilbronn und Stuttgart–Vaihingen täglich einmal von der Taxisschen Reichspost befahren.

Die Abbildung oben zeigt einen Brief mit sogenanntem adeligem Stempel „von Besigheim“ aus dem Jahre 1829 nach Markgröningen. Der Brief wurde auf der Postlinie Heilbronn–Stuttgart von Besigheim nach Ludwigsburg befördert und wurde von dort mit dem Boten nach Markgröningen gebracht. Durchgangs- oder Leitvermerke fehlen, sie gab es noch nicht. Desgleichen fehlen Botenvermerke.

Die Abbildung rechts zeigt einen Brief von Markgröningen nach Unterriexingen. Er wurde in Schwieberdingen aufgeliefert und von dort mit der Taxisschen Reichspost bis Enzweihingen befördert. Er erreichte seinen Zielort wiederum via Boten von Enzweihin-



Brief von Besigheim nach Markgröningen aus dem Jahr 1829

Brief von Markgröningen nach Unterriexingen aus dem Jahr 1840



gen nach Unterriexingen. Es handelte sich um eine Stiftungssache, die portofrei befördert werden mußte, weshalb von dem Boten der von links unten nach rechts oben verlaufende Rötelstrich angebracht wurde. In Schwieberdingen erhielt er den zweiliniigen Ortsstempel Schwieberdingen vom 5. September 1840 und dazu interessanterweise

noch den wesentlich älteren, sogenannten Stabstempel ohne Datum „Schwieberdingen“.

Die Abbildung unten zeigt Ihnen einen Brief aus dem Jahre 1849 von Stuttgart nach Markgröningen. Wir sehen vorderseitig links unten den Frei-Vermerk des Adressa-

ten, rechts daneben den Rötelvermerk des Boten. Rückseitig sehen wir die Gebühr von 2 (Kreuzer), die der Adressat zu bezahlen hatte. Der Brief gelangte via Boten von Stuttgart nach Markgröningen.

Damit konnte ich Ihnen die hauptsächlichsten Botenlinien, die von oder nach Markgröningen führten, mit dort beförderten Briefen belegen. Die Karte nebenan verdeutlicht diese Verkehrsverhältnisse noch einmal.

Das in eigener Regie betriebene Amtsbotenwesen existierte von 1724–1864, also 140 Jahre lang. Es wurde die Brief- und Paketpost im Oberamt Markgröningen, solange dieses bestand, nämlich bis zum Jahre 1807, befördert. Seit 1807 war, wie oben beschrieben, Ludwigsburg Oberamt. Am 1. 7. 1864 endigte das Amtsbotenwesen und wurde durch die neu errichtete Landpost ersetzt.

Nun wissen wir aber auch, daß seit dem Jahre 1853 in Markgröningen eine Postexpedition und seit 1854 eine Posthalterei bestanden hat, die beide anfallende Post zu bewältigen hatten. Es bestanden also wieder einmal drei Institutionen, die zwar zusammenarbeiteten, aber doch voneinander unabhängig waren. Am 1. 7. 1851 ging die Thurn und Taxische Reichspost, die seit 9. 9. 1819 die Post in Württemberg betrieben hatte, endgültig an den württembergischen Staat über. Gegen 130 000 Gulden trat Thurn und Taxis seine Postrechte in Württemberg an den Staat ab. Es bestanden zu jener Zeit 122 Postämter und Postexpeditionen, die jedoch bei weitem nicht ausreichten, um die anfallende Post zu bewältigen. Es wurde deshalb zunächst jetzt doch die Eisenbahn in den Dienst der Post gestellt. Eine Tatsache, die Thurn und Taxis auch schon beantragt hatte, die man ihm jedoch verwehrt hatte, um ihn zu zwingen, seine Postrechte an den württembergischen Staat abzugeben, was ja schließlich auch geschah. Nachdem Taxis seine Postrechte 1851 an Württemberg übergeben hatte, konnte der hiesige Stadtbote den Markgröninger Postverkehr statt wie bisher an den





Taxisschen Poststationen Schwieberdingen und Asperg jetzt auf der Bahnstation Asperg aufgeben. Am 25. 7. 1848 war die Bahnlinie Ludwigsburg–Bietigheim eröffnet worden. Am 24. 10. 1851 beantragte der

Gemeinderat von Markgröningen unter Schilderung der hiesigen Verhältnisse die Einrichtung einer Briefpostexpedition bzw. einer Posthalterei, um „auf die nachgesuchte Weise den Verkehr nach außen erleich-

tert zu sehen“. Man schilderte, Stuttgart sei drei, Bietigheim zwei, Leonberg vier und Vaihingen drei Wegstunden entfernt, so daß die Einrichtung einer hiesigen Poststation gerechtfertigt sei. Offensichtlich wollte man auch die Abhängigkeit von Schwieberdingen, was die Post betraf, ablegen und wieder eine dem ehemaligen Oberamt angemessene Selbständigkeit erreichen. Dem Gesuch wurde durch königliches Dekret vom 29. 8. 1853 an das Finanzministerium stattgegeben. Es hieß im einzelnen: „Im Einverständnis mit den in Betreff der veränderten Regulierung der Postverhältnisse auf der Stuttgart–Carlsruher Route infolge der Eröffnung der Westbahn gestellten Anträge will Ich die Errichtung einer Postexpedition in Markgröningen, sowie die Übertragung derselben an den Postamtsverweser Riecker in Schwieberdingen mit dem Titel eines Postexpeditors“. Die Briefpostexpedition wurde am 1. 10. 1853 in Markgröningen eröffnet und befand sich im Gasthaus zur Rose. Erster Amtsvorstand war Postexpeditor Philipp Jakob Riecker mit einem jährlichen, widerruflichen Dienstehlohn von 280 Gulden zuzüglich 70 Gulden zur Deckung der Amtskosten. Am 1. 4. 1854 wurde in Markgröningen eine Posthalterei errichtet. Erster Posthalter war Johannes Banzhaf, Rosenwirt in Markgröningen. Er bezog folgendes Wartegeld:

- a) für die vom 1. 4. 1854 an eingerichteten täglichen Postbotengänge zwischen Markgröningen und Schwieberdingen eine jährliche Aversalvergütung von 100 Gulden.
- b) Für die ebenfalls vom 1. 4. 1854 an eingerichteten täglich zweimal verkehrenden Influenz-(Anschluß-)Fahrten zwischen Markgröningen und der Eisenbahnstation Asperg eine jährliche Aversalvergütung von 400 Gulden (einschließlich Postillonstrinkgeld und Vorransschädigung). Außerdem erhielt Banzhaf beim Vorhandensein von mehr als vier Reisenden bei einer einzelnen Fahrt die festgesetzten Personen- und Reisegepäcktaxen (Gebühren) für die weiteren Reisenden.

- c) Für den vom 5. 11. 1854 an eingerichteten Postkurs Leonberg–Markgröningen
1. Eine jährliche Aversalvergütung von 525 Gulden; vom 5. 11. 1855 ab eine solche von 600 Gulden und vom 1. 1. 1862 an eine von 640 Gulden.
 2. Alle anfallenden Personen- und Reisegepäcktaxen.

Die Postwagenverbindung Leonberg–Markgröningen bestand vom 5. November 1854 bis 28. Januar 1863. Die Postwagenlinie von Markgröningen nach Asperg vom 1. April 1854 bis 3. Dezember 1916.

Erster Postillon auf der Eilwagenlinie Asperg–Markgröningen war der kinderlose Christian Knaußmann. Er war zwar ein guter Sänger, doch mit dem Blasen des Posthorns haperte es. Er war deshalb als „stummer Postillon“ bekannt. Überhaupt war die Postillonzeit eine nicht sehr romantische Zeit, wie sie uns heute vielleicht erscheinen mag, sondern es war alles genau durch die Postdirektion geregelt. Die württembergische Post regelte die verschiedenen Signale, es unterschied sich die Melodie beim Abfahren und bei der Ankunft und die Zahl der geblasenen Signale kündete dem Posthalter z. B., wieviel Pferde und Wagen nahten, was zur Beschleunigung der Postkutschen respektive Pferdewechsel etc. notwendig war. Mißbrauch des Posthorns war mit hohen Strafen belegt.

Am 10. 7. 1855 wurde in Hemmingen die erste staatliche Postablage geschaffen, die für den auf Schloß Hemmingen wohnenden Freiherrn Varnbühler von und zu Hemmingen, dem damaligen königlichen Kammerherrn, späteren Minister für äußere Angelegenheiten, eine Notwendigkeit war. Diese Postablage war vom 10. 7. 1855 bis 28. 1. 1863 Markgröningen unterstellt. Die Abstempelung der Post von Hemmingen erfolgte in Markgröningen bzw. auf dem Rückweg des Eilwagenkurses in Leonberg.

Die Abbildung zeigt Ihnen einen Brief von Markgröningen nach Heimerdingen mit vorderseitigem Dreikreisstempel Markgröningen vom 4. 11. 1856. Der Brief wurde

auf der Eilwagenlinie Markgröningen–Leonberg befördert und erhielt in Leonberg den Steigbügelstempel vom 4. 11. 1865 als Ankunftsstempel. Von Leonberg gelangte der Brief mit Boten nach Heimerdingen. Über den jetzt erstmals erwähnten und abgebildeten Dreikreisstempel Markgröningen finden Sie in der Festschrift eine gesonderte Abhandlung. Im Jahre 1857 wurde für Postexpeditor Riecker die Amtsaufwandsentschädigung von 70 Gulden auf 110 Gul-

den erhöht, vom 1. 7. 1858 wurde sein Gehalt auf 330 Gulden jährlich neu festgesetzt. Am 22. 5. 1862 bat der noch ledige 71jährige Postexpeditor Riecker um vorzeitige Dienstenthebung aus gesundheitlichen Gründen. Dem Gesuch wurde schließlich stattgegeben und Riecker in den Ruhestand versetzt. Sein Nachfolger als Postexpeditor wurde zunächst provisorisch der seitherige, ebenfalls noch ledige 50jährige Zeitungs-Expeditionsgehilfe Karl Albert Mayer.



Die württembergische Landpost

Am 1. 7. 1864 endete, wie zuvor beschrieben, das Amtsbotenwesen und wurde durch die Landpost ersetzt. Eine Übereinkunft zwischen der Amtsversammlung des Oberamts Ludwigsburg und der königlich-württembergischen Postdirektion regelte unter anderem die Portofreiheit aller Sendungen, die bisher von den Amtsboten zwischen allen Behörden im Oberamtsbereich unentgeltlich befördert worden waren. Die portofreien Sendungen mußten mit DS = Dienstsache gekennzeichnet sein und ein amtliches Siegel als Verschuß tragen. Die Portokosten wurden von der Amtskorporationskasse Ludwigsburg pauschal bezahlt und betrugen 900 Gulden pro Jahr. Weiter wurden genaue Gebietsverteilungen vorgenommen, und es hieß unter anderem für Markgröningen: ...

Vom Postamt Ludwigsburg werden bedient: Im 6. Botengang von Tamm respektive Markgröningen-Asperg-Eglosheim. Der Bote von Markgröningen versieht den Dienst wöchentlich dreimal mit Pferdefuhrwerk und dreimal mit Handkarren nach und von Ludwigsburg und begeht abends Tamm. Weiter bestimmte die Amtsversammlung des Oberamts Ludwigsburg (eine etwa dem heutigen Kreistag ähnliche Institution)

- ... Die Landpostboten dürfen sofern der postalische Verkehr nicht beeinträchtigt wird neben der amtlichen Post auch Privatpost und Viktualien besorgen ...
- ... Die Gemeinden müssen den amtlichen und privaten Postverkehr zwischen den einzelnen Parzellen z. B. Markgröningen-Talhausen oder Markgröningen-Aichholzof selbst besorgen.
- ... Es sollen an geeigneten Stellen Briefladen aufgehängt werden, zum Einwerfen der Korrespondenzen, die von den Landpostboten zu bestimmten Zeiten geleert werden müssen.

Ein einfacher, freigemachter Brief bis zum Gewicht von 1 Loth = 16 ²/₃ g kostete innerhalb des Oberamts 1 Kreuzer (= 2,85 Pfennig), wenn sie vom Adressat bezahlt

wurde. War die Gebühr vom Empfänger zu entrichten, verdoppelte sie sich, kostete also 2 Kreuzer. Ein ähnliches Verfahren finden wir ja heute noch bei unserer sogenannten Nachgebühr.

Auch die Einkleidung der Postboten war genau geregelt einschließlich der Tatsache, wieviele Jahre z. B. Hut, Mantel und Schuhe halten mußten. Unregelmäßigkeiten, besonders was die Portotaxen betraf, wurden erheblich bestraft.

Es wurden als Landpostboten aufgestellt:

6. (Für den oben beschriebenen 6. Botengang) Abraham Wolf von Markgröningen für die Gemeinden Eglosheim und Tamm sowie zur Vermittlung des Postverkehrs von Markgröningen und Asperg unter der Verpflichtung, sich wöchentlich dreimal zwischen Markgröningen und Ludwigsburg eines Fuhrwerks und dreimal eines Handkarrens zu bedienen. Sein Gehalt wurde auf jährlich 300 Gulden festgesetzt. Ihm wurde weiter zugestanden, sich auf eigene Kosten und Verantwortlichkeit durch seinen Sohn Wilhelm vertreten zu lassen.

Weiter waren die Landpostboten gehalten, ein gemeinschaftliches Niederlagelokal für den Postverkehr zu bestimmten Tageszeiten zu benutzen. Postdirektion und Oberamt hatten 1864 in Ludwigsburg das Gasthaus zur Sonne als Niederlage bestimmt. Die Landpostboten setzten aber oft eigene Absteigequartiere eigenmächtig fest. So wurde z. B. Klage darüber geführt, daß der Markgröninger Bote durch Zeitungsannonce bekannt gemacht habe, er sei wie bisher bei Frau Spanner-Schmid anzutreffen.

Rekapitulieren wir noch einmal: Abraham Wolf kam 1807 nach Markgröningen. Am 8. 5. 1831 heiratete er eine geborene Öttinger von Markgröningen und gab als Beruf „Stadtbote und Musicus“ an. 1839 wurden deren Söhne Christian, 1842 Wilhelm geboren. Damals existierte schon ein in der Zwischenzeit gegründetes Fuhrunternehmen. Beide Söhne waren aber auch Stadtboten und als solche in das Gewerbebuch unserer Stadt eingetragen. Eben der zweite Sohn Wilhelm durfte seinen Vater auf dem Landbotengang via Ludwigsburg, wie oben beschrieben, vertreten. Die Wolfs versahen den Landbotendienst von 1864 bis 1872.

Im Jahre 1867 ist Hofmann nach Banzhaf zweiter Posthalter in Markgröningen. Wohl im Jahre 1869 verlegte Postexpeditor Mayer die Postexpedition aus der Rose eigenmächtig in das Haus seines Schwiegervaters Franz Seraphin Brantel, des letzten Stadtmusicus, und verlangte von Hofmann, daß er bzw. der bei ihm angestellte Postillon mit dem Postwagen jetzt dorthin zu fahren habe. Darüber führte Hofmann bei der königlichen Postdirektion Beschwerde. Desweiteren geht aus dem Beschwerdeschreiben hervor, daß sich die Postexpedition nebst einer Wirtschaft der Schwiegereltern befindet und an einem steilen, abschüssigen Sträßchen neben der Hauptstraße in der Nähe der Pfarr- und Schulhäuser läge. Ohne Zweifel ist damit das Gasthaus zur Sakristei (jetzige Altentagesstätte) und mit dem abschüssigen, steilen Sträßchen das „Pfarrgäßchen“ gemeint. Nur zu gut kann man die Beschwerde des Posthalters verstehen, wenn man das Pfarrgäßle kennt und sich vorstellt, daß dort bei Wind und Wetter, Eis und Schnee eine Postkutsche sicher hinuntergesteuert werden sollte.

Für die eigenmächtige Umlegung der Postexpedition bezog Mayer eine Rechtweisung der königlichen Postdirektion, aber die Postexpedition durfte in dem Haus seiner Schwiegereltern verbleiben. Die Postexpedition war täglich von 7 bis 12 Uhr und von 4 bis 7 Uhr offen, sonntags aber von 10 bis 12 Uhr geschlossen. Sie wurde später in das Haus des Schmieds Widmayer, um 1930 Schmied Neth verlegt. Allerdings mußte der Postillon nicht mehr dorthin fahren, vielmehr wurde Mayer aufgetragen, sich zu den Abfahrtszeiten an der Posthaltere einzufinden und dort die Post aufzuliefern. Am 30. 4. 1871 verstarb Postexpeditor Mayer im Alter von 59 Jahren. In den 60er Jahren wurde vom Bahnhof Asperg eine Telegraphenlinie nach Markgröningen gebaut. Der Morsetelegraph war in der Pforte des Zuchthauses (Südflügel des Helene-Lange-Gymn.) untergebracht. 1870 wurde diese Leitung nach Hemmingen erweitert. Dort wohnte der Außenminister Freiherr von Varnbühler, der mit dem Kriegsgeschehen vertraut sein mußte. So kam es, daß die

Markgröninger Bürger über das jeweilige Auf und Ab an den Fronten auch bestens informiert waren.

Vor dem 70er Krieg versahen zwei Töchter des Johann Jakob Giek nacheinander das Amt der Ortsbriefträgerin, die jüngere heiratete 1865 den Bahnpostgehilfen Schneider aus Asperg. Ihnen folgte Marie Gisterer, eine Tochter des kinderreichen Ölmüllers Gisterer, ein Original unter den hiesigen Ortsbriefträgern. Sie hieß kurz die „Poschtmarie“.

Als dritter Postexpeditor folgt H. v. Menoth am 22. 6. 1871. Gleichzeitig wurde die Postexpedition in das Haus des Posthalters Hofmann, das Gasthaus zur Rose, zurückverlegt. Der neue Postexpeditor trägt nun den Titel eines Postverwalters und bezieht ein Gehalt von 600 Gulden zuzüglich einer Amtsentschädigung von 130 Gulden. Ihm folgt am 24. 5. 1872 als vierter Postverwalter der bisherige Postexpeditor Schmutz von Schönthal nach Markgröningen. 1873 wird ein dritter Zustellgang mit der Mittagspost eingerichtet, der bis 1914 bestehenbleibt. Im Jahre 1876 wird die Postexpedition zum Postamt dritter Klasse erhoben. Im Herbst 1879 wird Josef Victor Gläse fünfter Postverwalter und betreut die hiesige Postexpedition bis zum Januar 1883. Im Jahre 1881 teilt Gläse der königlichen Postdirektion auf deren Anfrage mit, daß in den letzten 18 Jahren keine „Extrapost“ verlangt wurde, weshalb Markgröningen mit Wirkung vom 15. d. Monats November 1881 aus der Liste der Postanstalten gestrichen wird, die für Extraposten usw. eingerichtet sind. 1883 wird Gläse zum Telegraphenamt berufen und ihm folgt „Gänslen“ als vorläufiger Amtsverweser. Im Juni 1883 wird die Postexpedition in der Rose vergrößert. Posthalter Hofmann verpflichtet sich, die beiden vorgesehenen Räume zu renovieren und auf 10 Jahre an die königliche Postdirektion zu vermieten. Der Mietpreis wird auf 98 Mark monatlich festgesetzt. Vom 1. 10. 1883 bis 26. 1. 1886 ist Gustav Seitz sechster Amtsvorsteher in Markgröningen. Danach wurden die Amtsgeschäfte vom 27. 1.

1886 bis 16. 3. 1886 von Postpraktikant Schnaidt versehen. Am 16. 3. 1886 folgt ihm als siebenter Amtsvorsteher Franz Heilig aus Donzdorf mit einem Jahresgehalt von jetzt 1200 Mark. In dieser Zeit wollte man unsere „Poschtmarie“ zwingen, ihren Armtragekorb gegen eine Posttasche auszutauschen. Sie quittierte deshalb spontan und fristlos ihren Dienst, denn das war schließlich unter ihrer Würde ...

Von 1890 bis 1893 folgten ihr Friedrich Rau, der jüngere, von 1894 bis 1931 Gottlob Pfeiffer, seit 1919 zusätzlich Paul Beutelschieß, seit 1928 zusätzlich Paul Krauß und seit 1934 Karl Goggele als Ortsbriefträger. Heute versehen sechs Briefzusteller in Markgröningen und ein Landbriefträger ihren Dienst.

Im Jahre 1892 wurde die Rose umgebaut, und es setzte sich nun langsam der neue Name „Gasthof zur Post“ durch. Martin Rau wurde 1895 vorübergehend, 1896 definitiv zum neuen, siebenten Postexpeditor ernannt. Durch Entscheidung vom 26. 10. 1906 wurde er zum „Postverwalter“. Dem Posthalter Hofmann folgte 1889 bis 1898 Gustav Heller. Nach dessen Tod verkaufte die Witwe 1898 das Anwesen der Posthalterei an Adolf Ziegler aus Ludwigsburg für 75 000 Mark. Ihm wird als letztem die Posthalterei in Markgröningen übertragen.

Am 23. 2. 1899 beantragen die Gebrüder Layher der Ziegelei Anschluß an das Telegraphennetz. Der Anschluß wurde am 6. 7. 1899 in Betrieb genommen und war lange Jahre der einzige Privatanschluß in Markgröningen.

Im Jahre 1900 wurde die Seidenspinnerei hier ansässig und das Postaufkommen stieg dadurch erheblich, vor allem auch der Paketverkehr. Im Jahre 1902 wurde am Postamt Markgröningen durch Umbau der ehemaligen Speisekammer der Rose eine öffentliche Sprechzelle eingerichtet. 1910 zählte man 12 private Telefonanschlüsse, 1925 waren es 38, 1931 bereits 70 geworden.

Der Reichsadler kehrt heim

Am 1. 4. 1920 trat Württemberg seine Postrechte ab und trat der Reichspost bei. Dadurch wurde an der Post der Reichsadler, den ja Markgröningen auch in seinem Wappen führt, angebracht. Postamtsvorsteher Martin Rau wurde zum Postmeister erhoben. Waren es im Jahre 1920 noch 2692 eingeschriebene Sendungen, so wuchs das Vertrauen in die Sicherheit der Post zunehmend, denn die Zahl der eingeschriebenen Sendungen ging deutlich zurück, 1925 waren es nur noch 818, 1930 gab es nur mehr 367 versicherte Sendungen.

Eine neue Aera beginnt

Posthalter Adolf Ziegler war von 1899 bis 1916 vierter und letzter Posthalter in Markgröningen. Der Posthalterei oblag auch die Personenbeförderung zum Bahnhof Asperg, und das waren im Jahre 1910 immerhin 3600 Fahrgäste. Am 4. 12. 1916 wurde die Nebenbahnlinie Ludwigsburg-Markgröningen eröffnet. Damit wurde die Eilwagenlinie Markgröningen-Asperg überflüssig. Am Sonntagnachmittag, dem 3. 12. 1916, fuhr der letzte Postwagen von Asperg nach Markgröningen. Hafnermeister Hartlaub blies ein letztes Mal das Posthorn.

Martin Rau ist immer noch Postmeister. Er beklagt sich, daß die Gemeinde nun 3000 Einwohner habe, daß ca. 750 Schülerinnen des Lehrerinnenseminars in der Stadt wohnen und daß das Post- und Paketaufkommen so groß sei, daß es von nur einem Zusteller nicht mehr zu bewältigen sei. Wegen des reichen Paketverkehrs zum nun 750 m entfernten Bahnhof darf Posthalter Ziegler dann eine Postfahrt machen, wenn das Gewicht 60 kg überschreitet oder wenn es der Postkarren Größe 1 nicht mehr bewältigt. Ziegler bekommt dafür für Hin- und Rückfahrt eine Mark ...

Auch in dieser Zeit bereits steigende Preise. Martin Rau bittet die Reichspost um Erhöhung seiner Aufwandsentschädigung von bisher 216 Mark, die er seit 7. 4. 1896 erhalten hat. Nach seinen Angaben hat er



Zum Museumsstück ist diese Postkutsche der Königlich Württembergischen Post geworden, mit der die Postillione in ihren schmecken Uniformen durchs Land führen. „Postgelb“ waren ihre Jacken mit schwarzen Revers, leuchtend rot die Westen, schwarz und weiß kontrastierten Hosen und Stiefel. Besonders würdevoll ließ sie der Zylinder erscheinen.

1919 insgesamt 569 Mark ausgegeben und damit 353 Mark aus eigener Tasche bezahlt!

1924 wird am Postamt elektrisches Licht durch die Firma Dittus in Gerlingen installiert. Ein ortsansässiger Handwerker war nicht in der Lage, den Auftrag auszuführen. Außerdem erwächst dem Postamt 1924 eine neue Aufgabe darin, daß es zur Rundfunkstelle mit damals 115 Teilnehmern eingerichtet wurde. 1924 wird Oberpostsekretär Wilhelm Link bis 1928 stellvertretender achter Amtsvorsteher. Ihm folgt 1928 Postmeister Oskar Großmann als neunter Amtsvorsteher. Mit den neuen Aufgaben und der Personalerweiterung war das Postamt in der Rose doch relativ klein geworden und es ging recht eng zu. Mit einem Aufwand von 65 000 Mark wird nach den Plänen von Postbaurat Luz von der OPD Stuttgart das

neue Postamt an der Grabenstraße 3 gebaut und 1931 seiner Bestimmung übergeben.

Am 1. 4. 1937 wird das Postamt Markgröningen zum Zweigpostamt von Ludwigsburg zurückgestuft und ist nun mit einem Zweigstellenleiter und einem Hilfsbeamten mit 24 Wochenstunden besetzt.

Im Jahre 1937 wird der Postsekretär Fritz Rehm zehnter Amtsvorsteher und leitet das Amt bis 1961. Am 1. 10. 1938 wird aus der seitherigen Hilfsbeamtenstelle eine Vollstelle. Am 25. 9. 1944 wird für den Landzustellendienst eine Teilkraft mit 45 Wochenstunden eingestellt.

Es naht die Stunde Null . . .

Einem totalen Krieg folgte eine totale Niederlage!

Am 9. 4. 1945 war der Fernsprechkverkehr unterbrochen. Am 20. 4. 1945 wurden, um

den Vormarsch der Alliierten aufzuhalten, wahnwitzigerweise alle Brücken gesprengt, hier u. a. die Leudelsbachbrücke. Am 21. 4. 1945 gegen 11 Uhr wurde Markgröningen von Westen her von französischen Truppen besetzt – still, ohne einen Schuß. Jetzt war Markgröningen von der Außenwelt abgeschnitten. Es ging nichts mehr!

Am 13. 3. 1945 griffen französische Tiefflieger die Nebenbahn Markgröningen–Ludwigsburg kurz nach dem Verlassen des Bahnhofs Markgröningen an. Es gab Tote und Verletzte. Ob dabei Post beschädigt wurde, ist unbekannt. Am Sonntag, dem 14. 7. 1945, gegen 12 Uhr wurde das Sternbanner der USA am Rathaus gehißt. Die französische Besetzung endete, die amerikanische begann. Sie war angeblich viel angenehmer.

Am 20. 8. 1945 wurde der Postverkehr wieder aufgenommen. Mangels Briefmarken wurden abgehende Sendungen mit einem runden „Gebühr-bezahlt“-Stempel freigemacht. Am 21. 8. 1945 wurde der Fernsprechverkehr langsam wiederaufgenommen. Da von den Besatzungsmächten alles Stempelmaterial eingesammelt worden war, kam der alte Dreikreisstempel teilweise wieder zum Einsatz. Er wurde zumindest im Postzahlungsverkehr als Quittungsstempel eingesetzt. Als Briefstempel wurde der Datumsbrückenstempel aus der Zeit des Dritten Reiches schließlich weiterverwendet, als er wieder da war.

Postkarren, ade!

In einem Schreiben an die OPD meinte Postamtsleiter Rehm, die Zeit der Postkarren sei nun wirklich vorbei. Er beschrieb, daß ein vorhandener Kleinlaster, Marke Goggomobil, bestens zur Paketbeförderung geeignet sei, durchschnittlich 45 Pakete und etwa 30 Päckchen laden könne und wesentliche Zeit erspare. Dieses Fahrzeug wurde schließlich in den Fuhrpark übernommen. Im Jahre 1959 wurde das Zweigpostamt Ludwigsburg wieder in Postamt Markgröningen umbenannt.

Am 1. 11. 1961 übernahm Postassistent Griebhammer das Amt als elfter Amtsvorsteher und leitete es bis zum 1. 1. 1970. Das Postamt hatte jetzt vier Zustellbezirke. Im Jahre 1962 wurden neue Postleitzahlen eingeführt, es endeten die seit 1943 bestehenden Leitbereiche 14a (OPD Stuttgart) und 14b (OPD Tübingen) und wurden durch neue Leitbereiche und Leitzone ersetzt. Markgröningen bekam die Postleitzahl 7145. Auf die genaue Aufschlüsselung soll hier nicht weiter eingegangen werden.

Im Jahre 1965 wurde das Postamt mit einem Kostenaufwand von 160 000 Mark unter der Leitung von Oberbaurat Dipl.-Ing. Volz umgebaut und modernisiert. Es wurde am 9. 12. 1965 übergeben und am 10. 12. dem Publikum wieder zugänglich. Im Innern waren drei Schalterplätze entstanden, und außen prangte eine neue Leuchtschrift „Post“. Außerdem gab es neue Münzfernsprecher außerhalb des Postamts.

Vom 2. 1. 1970 bis 20. 4. 1970 waltete Herr Stampka als zwölfter Amtsvorsteher im Amt. Ihm folgte als 13. Amtsvorsteher vom 1. 5. 1970 bis 30. 4. 1972 Herr Heinrich. 14. Amtsleiter war vom 1. 5. 1972 bis 31. 12. 1978 Herr Schneeweiß, den wir alle noch gut kennen.

Am 1. 1. 1973 wurden Markgröningen und Unterriexingen im Rahmen der Gemeinde-reform zusammengelegt. Am 18. 12. 1973 wurde aus seither „7141 Unterriexingen“ postalisch nun „7145 Markgröningen 2“. Ab 1. 1. 1974 wurde aus bisher „7145 Markgröningen“ nun „7145 Markgröningen 1“.

Seit 1966 werden zu Briefmarkenausstellungen des Philatelistischen Clubs Markgröningen Sonderstempel verausgabt, die neben dem Wappen der Stadt bisher markante Stadtansichten wie Marktplatz, Wimpelnhäuser, Stadtansicht von Westen zeigten. Seit 1968 gab es außerdem zum Schäferlauf bisher elf mal ein Sonderpostamt mit Sonderstempel in der Rathaushalle. Diese Sonderstempel zeigten stets Motive aus der Schäferlaufgeschichte und bereicherten so das sonst etwas eintönige Poststempelbild in Markgröningen.

In den Jahren 1937 bis 1945 gab es zeitweise hier einen Schäferlaufwerbestempel, der dann den jeweiligen Tagesstempel ersetzte. Im Zusammenhang mit der 1200-Jahr-Feier ist nun wieder daran gedacht, einen solchen Ortswerbbestempel vorübergehend zu führen.

Herr Scheike leitet seit 1. 1. 1979 als 15. „Postmeister“ das Postamt Markgröningen.

Dr. Günter Prade

Literatur

1. Geschichte der Stadt Markgröningen Band I und II sowie Chronik der Stadt 1945–1950 von Prof. Hermann Römer (Manuskript).
2. Württembergische Postgeschichte aus dem Buch „500 Jahre Post in Württemberg“.
3. Die Postmeister von Ludwigsburg von Hans Rees.
4. Postakte der OPD Stuttgart über das Postamt Markgröningen aus den Jahren 1853–1924.
5. Postakte des Postamts Ludwigsburg über das Postamt Markgröningen.
6. Archiv der Stadt Markgröningen.

Besonders danke ich meinem Freund Walter Marchart und dessen Vater Josef Marchart, die mithalfen, viele interessante und wichtige Kleinigkeiten zu finden.

Der Dreikreisstempel Markgröningen

95 Jahre – ein- und derselbe Stempel

Am 1. 10. 1853 wurde in Markgröningen eine Postexpedition eröffnet, die im damaligen Gasthaus zur Rose untergebracht war. Die Eröffnung der hiesigen Postexpedition fiel in die Kreuzermarken-Zeit und Markgröningen erhielt einen Dreikreisstempel, bei dem die äußere Einfassung aus einem Doppelkreis mit einem Außendurchmesser von 22 mm bestand. Der Innenkreis hatte einen Durchmesser von 10 mm. In der Mitte unten befand sich eine Verzierung, das Datum war in Ziffern angegeben, wobei zwischen dem Tag und dem Monat ein waagrecht Trennstrich verlief. Die Angabe der Jahreszahl erfolgte mit den beiden Endzahlen, eine Stundenangabe fehlte. Der Stempel fand sowohl als Eingangs- als auch als Abgangsstempel Verwendung. Er kann in seiner Art zu den schönsten Stempeln der Klassik gerechnet werden.

Im Jahr 1853 hatte Markgröningen 3200 Einwohner, und das Briefeschreiben war noch längst nicht so verbreitet wie heute. Das Postaufkommen der Gemeinde war durch die Tatsache des Hospitals und durch ein Frauengefängnis (Zuchthaus) etwas reichhaltiger als in Vergleichsgemeinden.

Rechts oben sehen Sie die Wiedergabe eines Briefes, der an die königliche Gefäll- und Zehent-Ablösungs-Kasse in Stuttgart ging, mit einer Dreikreuzermarken-Württemberg Michelnummer 2 frankiert war und den Markgröninger Stempel einmal auf der Marke und einmal darüber zeigt.

Der hier abgebildete Stempel war etwa ein Jahr in Betrieb, und wir sehen, daß er schon erhebliche Abnützerserscheinungen aufweist. Insbesondere ist der Trennstrich zwischen Tag und Monat nicht mehr zu erken-



nen. In späteren Jahren, nämlich 1866, war dann auch das Datum beschädigt und bestand vorübergehend nur aus der letzten 6. Über Reparaturen des Stempels ist in dieser Zeit nichts bekannt.

In den Jahren 1893 und 1895 gab es kurzfristig, wahrscheinlich nur für wenige Tage, in Markgröningen einen sogenannten Wanderstempel, der Form III. Dabei handelte es sich um einen Kastenstempel der Größe Länge \times Höhe 50 \times 23 mm mit einem girlandenförmigen Rand. Der jeweilige Ortsname und das Datum wurde aus einem sogenannten Setzkasten nach Bedarf zusammengefügt. Belegt sind die Daten 30. 4. 93 und 1. 5. 93 sowie 1. 5. 95. Das läßt den Rückschluß zu, daß während dieser Zeit der Dreikreisstempel repariert und aufpoliert wurde. Den Wanderstempel selbst kann ich Ihnen leider nicht zeigen, ich kann Ihnen aber vom 9. 2. 94 einen nahezu jungfräulichen Abschlag des Dreikreisstempels Markgröningen zeigen.



Auf dem hier abgebildeten Stempel sehen Sie eindeutig den waagrechten Trennstrich zwischen Tag und Monat. Allerdings fällt auch hier bereits wieder auf, daß am rechten Ende dieses Trennstrichs wie seinerzeit wieder 1 mm durch Abnutzung fehlt. Bei größeren Postämtern in Württemberg findet sich ab Frühjahr 1866 erstmals neben oder anstatt des Dreikreisstempels ein sogenannter Einkreisstempel. Nach M. Hofinger unterscheiden wir bei den Einkreisstempeln der 70er Jahre zwei Typen und eine weitere Type, der E3, der Ende des 19. Jahrhunderts etwa 1890–1895 zur Verteilung kam und den Monat in drei Buchstaben angab. Type I und Type II gibt es in Markgröningen nicht. Type III taucht erstmals im Jahre 1907 auf. Diese Tatsache zeugt doch von dem relativ kleinen Postaufkommen des Städtchens, das um die Jahrhundertwende 3100 Einwohner

hatte. Neben dem neu hinzugekommenen Einkreiser Type III wurde der Dreikreisstempel als Zweitstempel weiterverwendet. Er ist bis zum 31. 8. 1917 belegt, mein spätester Abschlag datiert vom 5. 2. 1916. Dann kamen während der Zeit der Weimarer Republik und während des Dritten Reiches andere Stempel dazu, und der württembergische Dreikreiser wanderte zunächst ins Stuttgarter Postmuseum zur einstweiligen Ruhe zurück.

Nach der Besetzung Deutschlands durch die Alliierten brach sämtlicher Postverkehr zusammen, und es wurde alles Stempelmaterial von den Alliierten sichergestellt und teilweise vernichtet. Als dann ab 20. 8. 1945 der Postverkehr wieder langsam aufgenommen wurde, mangelte es an Stempeln, und man erinnerte sich an die alten, württembergischen Dreikreisstempel im Postmuseum und verwendete diese mit geänderten Daten wieder. So kam es zu den sogenannten „Nachverwendungen“. Der Dreikreisstempel Markgröningen ist auf Posteinlieferungsscheinen des Jahres 1946 und 1947 bekannt und kommt als späteste Verwendung auf einem Viererblock der Bautenmarke zu 8 Pfennig, der sich auf einer Paketkarte befand mit Datum 9. 9. 48 vor. Dem Stand meiner Forschungen nach und durch eigene Kenntnis der Situation war Markgröningen damals ein Einschalterbetrieb, und der alte Dreikreiser war eigentlich im Postzahlungsverkehr als Einzahlungsquittungsstempel eingesetzt. Als Briefstempel wurde nämlich der Datumsbrückenstempel Durchmesser 30 mm ohne Zierstück verwendet.

Damit ist der altwürttembergische Dreikreisstempel Markgröningen zwar nicht unterbrochen, aber dennoch nahezu 95 Jahre in treuen Diensten der Post gewesen und ist somit ohne Zweifel einer der am längsten verwendeten Stempel überhaupt. Wenn Sie als Leser dieses Beitrags zu anderen Erkenntnissen als der beschriebenen gekommen sein sollten, so bitte ich Sie sehr, sich mit mir in Verbindung zu setzen und danke dafür herzlich.

Dr. Günter Prade

Die Entwicklung der Bahn

Das „Komitee für Erbauung einer Bahn Ludwigsburg–Vaihingen a. d. E.“ bat mit Schreiben vom 1. März 1898 „ehrerbietigst“ die Hohe Ständeversammlung, eine Schmalspurbahn Ludwigsburg–Markgröningen–Vaihingen–Sersheim mit einer Abzweigung Enzweihingen–Riet–Eberdingen zu bauen.

Von dieser Bitte wurde das Königliche Staatsministerium schon zwei Wochen vorher, am 14. Februar unterrichtet. Der Antrag war unterzeichnet von Dr. Hartenstein, Stadtschultheiß in Ludwigsburg, als dem Vorsitzenden des Komitees, sowie den Vertretern von Ludwigsburg, Markgröningen, Asperg, Eglosheim, Vaihingen a. d. E., Enzweihingen, Oberriexingen und Unterriexingen.

Für Markgröningen unterzeichneten: Stadtschultheiß Schmalzried, Gemeinderat Hahn, Gemeinderat Layher und Bürgerschaftsmitglied Böhlinger, für den heutigen Stadtteil Unterriexingen: Schultheiß Weber, Gemeinderat Bader und Bürgerschaftsmitglied Weidenbach.

In der Begründung des Gesuches hieß es u. a. wörtlich:

1. Die projektierte Bahn soll keine Konkurrenzlinie der Hauptbahn Ludwigsburg – Bietigheim – Mühlacker – Bretten bilden. Sie soll lediglich dazu dienen, der letzteren den nicht unbedeutenden Verkehr des aufzuschließenden Gebietes in erleichtertem und größerem Maße durchzuführen.
2. Die Landwirtschaft in dem ganzen in Betracht kommenden Gebiet ist hoch entwickelt und hat ein dringendes Interesse daran, für ihre zum Teil sehr wertvollen Produkte leichtere Transportfähigkeit und dadurch ein größeres Absatzgebiet zu erhalten. Insbesondere erscheint ein erleichtertes Absatz nach der für landwirtschaftliche Produkte aller Art sehr konsumtionsfähigen Garnisonsstadt Ludwigsburg in hohem Grade wünschenswert.
3. Das Bedürfnis nach einer unmittelbaren Verbindung mit der Hauptbahn tritt wohl am stärksten in den Städten Vaihin-

gen a. E. und Markgröningen zu Tage. In den beiden Städten finden sich die Anfänge einer leistungsfähigen Industrie, welche bisher lediglich durch den Mangel einer solchen direkten Verbindung in ihrer weiteren Entwicklung gehemmt ist. Noch erheblich dringlicher als für die Großindustrie ist die Forderung nach besseren Verkehrsverhältnissen für das Kleinstgewerbe in beiden Städten; ja, letzteres ist in Gefahr, bei Fortbestehen der seitherigen Verhältnisse, in absehbarer Zeit völlig zu Grunde zu gehen.

Zur Illustration dieser Angabe dient die Thatsache, daß zum Beispiel in der Stadt Markgröningen das Gewerbekataster trotz Neugründung einer Dampfziegelei und einiger größerer industrieller Unternehmungen in den letzten Jahren stetig zurückgegangen ist, und zwar um Mk. 10.000,-. Verschiedene Arten von Gewerbebetrieben, so zum Beispiel das früher so blühende Kupferschmiedge-

werbe, haben dort nahezu aufgehört. Die Rückwirkung des Mangels an genügenden Verkehrsverhältnissen auf alle Gebiete des wirtschaftlichen Lebens erfährt ferner eine grelle Beleuchtung durch die Thatsache, daß, entgegen den Erfahrungen in fast allen Gegenden des württembergischen Unterlandes, die Grundstückspreise seit einer Reihe von Jahren in stetigem Sinken begriffen sind.

Soweit das Zitat. Schließlich wurde in dem Gesuch angeführt, „daß die sämtlichen an der projektierten Bahnlinie liegenden Städte und Ortschaften, insbesondere auch die Stadt Markgröningen, ein dringendes Bedürfnis nach einer besseren Verbindung mit ihren Oberamtsstädten haben, über welche naturgemäß auch der geschäftliche Verkehr mehr oder weniger gelenkt ist“.

Dem Gesuch wurde eine Denkschrift zu dem Bahnprojekt Ludwigsburg–Vaihingen, ein Kostenanschlag mit Gesamtkosten von



1 649 000 Mark, eine Rentabilitätsberechnung über die Betriebseinnahmen im Personenverkehr, Güterverkehr, Wagenladungsverkehr, Viehverkehr samt Betriebsausgaben sowie ein Lageplan der projektierten Bahnlinie vorgelegt.

Schon in der damaligen Zeit, als Markgröningen knapp über 3000 Einwohner zählte, waren die Vertreter der Bürgerschaft bemüht, ihren Bürgern ein besonders gutes Angebot im Verkehrswesen allgemein zu bieten. Schon damals arbeiteten die beiden Nachbarn Markgröningen und Unterriexingen Hand in Hand.

Dem Antrag wurde jedoch nicht entsprochen, und die Bitte um den Bau einer normalspurigen Staatsbahn von Markgröningen über Möglingen nach Ludwigsburg wurde 10 Jahre darauf an die „Hohe Königliche Staatsregierung“ und die „Hohe Ständeversammlung“ am 23. April 1908 wiederholt.

Mit dem Antrag erklärten sich die 3 Gemeinden Ludwigsburg, Möglingen und Markgröningen bereit, für die Staatsbahn die Grunderwerbskosten und einen km-Beitrag von 10 000 Mark zu leisten. Als Begründung wurde wiederum vorgetragen, daß die Wünsche nach einer Bahn und die „Agitation“ schon über 30 Jahre zurückgehen. Immer wieder sei in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts von breiten Schichten der Bevölkerung rund um die Klein- und Kreisstädte gewünscht worden, daß Verkehrsverbindungen in ihre Zentralstadt gebaut würden. So z. B. ließ auch die Stadtgemeinde Markgröningen im Jahre 1890 schon zwei Projekte für eine Stichbahn von Markgröningen nach Asperg fertigen, um von dort mit der Hauptbahn zur Kreisstadt zu kommen. Aber alle Projekte konnten aus verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung gebracht werden.

Die Eingabe von 1908 an die Hohe Königliche Staatsregierung und die Hohe Ständeversammlung ist von den Vertretern Markgröningens (Stadtschultheiß Schmalzried – Bürgerausschußobmann Layher), Möglingens (Schultheiß Pflugfelder, Bürgerausschußobmann Blank) und Ludwigsburgs (Oberbürgermeister Dr. Hartenstein und Bürgerausschußobmann Eisenmenger) un-



terzeichnet. Das Nachstehende von besonderer Bedeutung zitieren wir aus ihr:

„Es durfte sich insbesondere die Einwohnerschaft von Markgröningen mit Recht schon öfter der Hoffnung hingeben, eine Bahn zu erhalten. Nachdem auch die unter viel Mühe und Zeit geführten Verhandlungen mit der Württ. Eisenbahngesellschaft ohne Erfolg sein sollen, ist die Enttäuschung eine sehr große und allgemeine. Es sind ja schon durch das Eisenbahnbaukreditgesetz vom 29. Juli 1899 Art. 3 Ziff. 5 die erforderlichen Staatsbeiträge für eine Bahn nach Markgröningen zugesichert worden und es vertrauen die Einwohner von Markgröningen zu der hohen Staatsregierung und den Ständen, sie werden die jetzt erbetene Bahn bewilligen.“

Die Landwirtschaft in dem ganzen in Betracht kommenden Gebiet ist hoch entwickelt und hat ein dringendes Interesse daran, für ihre zum Teil sehr wertvollen Erzeugnisse leichtere Transportfähigkeit und dadurch ein größeres Absatzgebiet zu erhalten.

Das Bedürfnis nach einer unmittelbaren Verbindung mit der Hauptbahn tritt am stärksten in Markgröningen, welches früher der Sitz des Oberamts und Kameralamts war, zu Tage. Dort befindet sich bereits leistungsfähige Industrie, welche bisher lediglich durch Mangel einer direkten Verbindung in ihrer weiteren Entwicklung gehemmt ist. Noch erheblich dringlicher als für die Großindustrie ist die Forderung nach besseren Verkehrsverhältnissen für das Kleingewerbe. Das Kleingewerbe ist in Gefahr, bei Fortbestehen der seitherigen Verhältnisse, in absehbarer Zeit fast zu Grunde zu gehen. Zur Beleuchtung dieser Angabe dient die Tatsache, daß in Markgröningen das Gewerbekataster der Handwerksbetriebe in den letzten 20 Jahren um 20 000 Mark zurückgegangen ist. Verschiedene früher blühende Arten des Kleingewerbes, die an anderen Orten gedeihen, sind verschwunden.“

Markgröningen hatte damals 3200 Einwohner. Die Größe der Markung betrug

2094 ha. Es bestanden etwa 420 landwirtschaftliche Betriebe. 118 ha Wein- und 72 ha Obstgelände wurden bewirtschaftet. An Industriebetrieben waren registriert: 1 Seidenfabrik mit 120 Arbeitern, 1 Dampfziegelei mit 30 Arbeitern, 1 Pappenfabrik, 4 Getreidemühlen, 1 Dampf-Dresch- und Sägemühle, 1 größere Handelsgärtnerei, 160 selbständige Handwerker mit teils 2-4 Gesellen. Es wurden verschiedene Artikel nach auswärts abgesetzt, namentlich Produkte der Schreinerei. Die Domäne Aichholzhof umfaßte damals 350 Morgen. Und – so hieß es in der Begründung: „Bei der intensiv betriebenen Feldwirtschaft ist auch eine Zufuhr von Latrine in sichere Aussicht zu nehmen.“

Aus technischen Gründen war es nicht möglich, Markgröningen an die Hauptbahn Ludwigsburg (Westbahn) nach Baden anzuschließen. Diese 1853 eingeweihte Bahn sollte übrigens ursprünglich über Tamm-Bissingen-Unterriexingen und weiter über Maulbronn nach Bretten führen. Darum entschloß man sich zu der Stichbahn Ludwigsburg-Möglingen-Markgröningen, die schließlich mitten im Ersten Weltkrieg, im Jahre 1916, in Betrieb genommen werden konnte. Jedoch ohne den langersehten Traum der Stadt Markgröningen mit einem Abschnitt durch das Leudelsbachtal in Richtung Vaihingen.

Ohne das „Bähnle“ hätten sich Technik, Industrie, Handel und kulturelles Leben bis zum heutigen Tag sicher nicht so entwickelt, wie es geschah. Es hat also wertvolle Dienste geleistet.

Straßen und Verkehrsplanung

Als im Jahre 1693 der französische General Melac vor den Toren unserer Stadt stand und berittene und bespannte Reitertruppen durch die winkeligen und engen Gassen der Oberamtsstadt galoppierten oder als in friedlicheren Zeiten die engen Gassen unserer Stadt immer noch breit genug waren, daß die Postkutschen bequem ihre Ziele erreichen konnten, dachten die früheren Ratsherren im Fachwerk-Rathaus nicht daran, wie sie diese Verkehrsprobleme am be-

In den 50er Jahren unseres Jahrhunderts begann die Deutsche Bundesbahn Rationalisierungsmaßnahmen auf der Strecke Markgröningen-Ludwigsburg durchzuführen. Die damals über 1000 Pendler fordernden vereint mit Gemeinderat und Stadtverwaltung die Beibehaltung der Bahn. Die Bundesbahn machte aber aus rein wirtschaftlichen Gründen von ihrem Recht Gebrauch, mit dem Verkehr von der Schiene auf die Straße überzuwechseln, und führte Omnibusse ein.

Der Zustand der Straßen wurde von Jahr zu Jahr verbessert. Immer mehr Kraftfahrzeuge wurden in Verkehr gestellt. 1956 waren es im Kreis Ludwigsburg 26 139, heute sind es schon über 200 000. Die Autoindustrie erzielte bundesweit Rekorde. Die Fahrgastzahl der Bundesbahn nahm auch in unserem Zügler stetig ab, nachdem eine Bahnbuslinie Markgröningen-Ludwigsburg eröffnet worden war. Über die Stilllegung der Bahnstrecke wurden die ersten Gespräche geführt. Alle Bemühungen der restlichen Bahnpendler, des Gemeinderats, der zuständigen Abgeordneten beim Verkehrsminister, ja sogar beim Bundestag, blieben ohne nennenswerte Ergebnisse.

Die Deutsche Bundesbahn teilte schließlich mit Schreiben vom 22. 7. 1968 dem Innenministerium Baden-Württemberg mit, daß sie im Rahmen ihres Dreistufenplanes die Einstellung des Reisezugbetriebes auf der Strecke Markgröningen-Ludwigsburg vorgesehen habe.

Zur Begründung dieser Maßnahme wurde von der Bundesbahn angegeben: „Die Be-

setzung der vorhandenen Reisezüge ist schwach; sie können ohne weiteres durch Omnibusse ersetzt werden. Voraussichtliche Kosteneinsparung (unter Berücksichtigung der Ertragsminderung) 64 500 DM pro Jahr. Eine Aufrechterhaltung ist nicht zumutbar; die zusätzliche Straßenbelastung nicht sehr bedeutend; im Güterverkehr keine Veränderungen.“

Auch der Bitte der Stadt, wenigstens morgens und abends einen Zug fahren zu lassen, konnte die Deutsche Bundesbahn wegen dem „verhältnismäßig hohen Aufwand“ nicht entsprechen. Ebenso seien alle möglichen Rationalisierungsmaßnahmen voll ausgeschöpft.

Das Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr in Baden-Württemberg hat schließlich im Mai 1974 beim Bundesminister für Verkehr den Antrag auf dauernde Einstellung des Personenzugverkehrs auf der Nebenbahn Ludwigsburg-Markgröningen gestellt.

Trotz erheblichen Widerstands der Stadtverwaltung wurde mit Ablauf des Sommerfahrplans 1975 der Personenzugbetrieb eingestellt. Der letzte Zug fuhr am Freitag, dem 26. September 1975, von Markgröningen in Richtung Ludwigsburg ab.

Heute bewegen die Verantwortlichen von der höchsten Ebene bis herunter zu uns immer wieder die insbesondere technischen und wirtschaftlichen Fragen über die günstigste Aufteilung des Verkehrs zwischen Straße und Schiene.

Heinz Keck, Erster Beigeordneter

sten und für alle „Verkehrsteilnehmer“ am gerechtesten bewältigen könnten. Die Straßen waren damals nicht verstopft, es roch nicht nach Benzin, und das ganze Leben spielte sich ruhig ab.

Die Stadttore mit ihren Türmen bildeten die Anschlüsse an das Verkehrsnetz des Umlandes.

Dicht an der Stadt Markgröningen führten wichtige Handelswege vorbei, die seit altersher schon ähnliche Bedeutung hatten wie heute die Bundesstraße 10 oder die Bundesautobahn. Damals wie heute lag die Stadt

Markgröningen äußerst verkehrsgünstig. Die Stadt selbst aber, insbesondere die enge Altstadt, ist gegenwärtig dem modernen Verkehr kaum noch gewachsen. Deshalb hat sich der Gemeinderat in den Jahren 1973 und 1974 rechtzeitig Gedanken gemacht, die Verkehrsströme innerhalb der Stadt, am Rande der Innenstadt und vor allem auch den überörtlichen Durchgangsverkehr, unter Beachtung der Planungen für die Zukunft, richtig zu leiten. Mit einem einstimmigen Beschluß des Gemeinderats vom 18. Dezember 1973 wurde Herrn

Dipl.-Ing. Gerhard Hinterleitner, Stuttgart, der Auftrag zur Ausarbeitung eines generellen Verkehrsgutachtens für das ganze Stadtgebiet erteilt. Damit sollte erreicht werden, daß die vielen anstehenden Verkehrsprobleme richtig gelöst und Fehlplanungen für die Zukunft vermieden werden. Eine exakte Verkehrsanalyse und eine Verkehrsprognose für den fließenden Individualverkehr in Markgröningen bis zum Jahre 2000 liegen nunmehr vor.

Die Prognose enthält den zu erwartenden Verkehr, der sich einerseits aus der technischen Entwicklung, andererseits aus der weiteren Zunahme innerhalb und außerhalb des Stadtgebiets ergibt. Sie basiert auf einem angenommenen Motorisierungsgrad von 360 Kraftfahrzeugen auf 1000 Einwohner bis zum Jahre 1985 und 400 bis zum Jahre 2000. Die Erkenntnisse hieraus haben auch auf den Flächennutzungsplan einen wesentlichen Einfluß.

Mit dem uns somit vorliegenden „Verkehrskompaß“ hat die Stadt jetzt eine vollkommene Übersicht über die Verkehrslage innerhalb des Stadtgebiets. Mit dem Generalverkehrsplan und seinen konstruktiven Alternativen ist man nunmehr in der Lage, den Verkehr in und um Markgröningen herum in die richtigen Bahnen zu lenken.

Der Ermittlung des Verkehrsumfanges als Grundlage zur Regelung des künftig zu erwartenden Verkehrs dienen:

1. die Verkehrsanalyse,
2. die Prognose über die weitere Motorisierung und
3. die Angaben über die Entwicklung der Einwohner- und Arbeitsplatzzahlen.

Der Generalverkehrsplan bestätigt, daß der voraussichtlich bis zur Jahrtausendwende zu erwartende Verkehr im wesentlichen mit dem vorhandenen Straßennetz und den bereits geplanten Ergänzungen (Bebauungspläne) bewältigt werden kann. Anhand des Planes wurden und werden künftig weitere Ausbaumaßnahmen der Straßen- und Knotenpunkte unter Beachtung der verkehrstechnischen Belange vorgenommen. Voraussetzungen dafür sind jedoch, daß die in bestimmten Größenordnungen angesetzten Entwicklungen so eintreten, daß sich im



wirtschaftlichen Geschehen keine wesentlichen Veränderungen ergeben, und vor allen Dingen, daß die Verhaltensweise der Menschen im Verkehr keinen größeren Wandlungen unterworfen ist. Der Generalverkehrsplan liefert weiter die Möglichkeit, Detailplanungen entsprechend auszuführen und einen zweckdienlichen Neubau von Verkehrsanlagen sicherzustellen.

Der Generalverkehrsplan ist eine Grundlage, mit der im weiteren Verlauf geprüft werden kann, ob die Verhältnisse zu den Prognosezeitpunkten auch so, wie errechnet, eingetreten sind oder in welchem Umfang und aus welcher Ursache sich Abweichungen ergeben haben.

Heinz Keck, Erster Beigeordneter



Landratsamt, Straßenbauamt, Gemeinderat und Polizei halten vor Ort regelmäßig Verkehrsschauen ab.

Ende und Erbe des Zweiten Weltkriegs

Wir stehen im September des Jahres 1945. Sechs Jahre sind seit jenem Schäferlauf vergangen, bei dem 1939 der Mobilmachungsbefehl die jungen Männer vom Festplatz weg zum Kriegsdienst holte. Sechs Jahre, in denen die Bewohner der Stadt die indirekten Auswirkungen des Krieges immer deutlicher zu spüren bekamen. Sie standen den Erfordernissen dieser ungewöhnlichen Zeit hier wie allerorts in Deutschland mit geteilter Meinung, verschiedener Anteilnahme gegenüber. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß es bis zum letzten Augenblick von dem herrschenden Regime Überzeugte gab. Ob sie verblendet, gut- oder leichtgläubig waren, sei dahingestellt. Die Macht lag jedenfalls auch am Ort in ihren Händen. Dagegen standen andere voll Mißtrauen, ablehnend infolge persönlicher Erfahrung, mit anderen Vorstellungen von der menschlichen Gesellschaft oder verankert in ihrem Verhältnis zu Gott, das unvereinbar war mit der vom Staat und der ihn tragenden Partei propagierten Weltanschauung.

Die kriegsbedingten Erschwernisse mehrten die Spannungen. Ein und dieselbe Maßnahme war für eine Seite nichts anderes als eine Notwendigkeit, die es eben zu erfüllen und durchzustehen galt, um das erhoffte Ziel zu erreichen. Für die andere Seite hingegen war es eine Schikane, die den verhassten Zustand nur verlängerte, sein notwendiges Ende nur noch bitterer werden ließ. Die einen wie die anderen hatten in den Jahren 1944 und 1945 aber gleicherweise mit den zunehmenden Schwierigkeiten in der alltäglichen Versorgung der Zivilbevölkerung fertig zu werden.

Grundnahrungsmittel gab es wohl, dem Bedarfsminimum entsprechend, auf Karten. Was darüber hinausging, war dem Zufall, den Beziehungen und dem Geschick der Hausfrau zu verdanken. Für Bekleidung auf Bezugschein und Heizmaterial galt das gleiche. An Stromabschaltung, Verdunkelungspflicht und Verkehrsbeschränkungen hatte man sich gewöhnt. Frauen standen an den Arbeitsplätzen der Soldaten gewordenen



Männer in der Landwirtschaft und in den Fabriken neben Kriegsgefangenen und Dienstverpflichteten aus dem Osten Europas.

Man war in den Wohnungen enger zusammengerückt, um Evakuierte aus zerbombten Städten (Stuttgart, Heilbronn, Pforzheim) aufzunehmen oder vorerst noch vereinzelt eintreffende Flüchtlinge aus den Ostprovinzen des Reiches. Immer häufiger eilte man beim Aufheulen der Sirenen schutzsuchend in den Keller oder einen der Gemeinschaftsbunker an der Vaihinger Steige, bei der Ziegelei Layher, unterm Benzberg oder am Flohberg.

Wie der Schulbetrieb leidet, beschreibt der damalige Rektor Scholderer so: „Wachsende Inanspruchnahme der Kinder durch Haus- und Feldarbeit sowie Sammlungen aller Art, Absuchen der Markung nach Kartoffelkäfern, abgeworfenen Flugblättern und dergleichen. Kohleferien seit 1940. Seit Frühjahr 1944 wird der Unterricht erheblich durch die bei Tag und Nacht einfliegenden Gegner gestört. Oft kann nur eine Stunde statt 4 bis 5 unterrichtet werden. Teilweise sind die Schulhäuser und das Seminar von unseren Truppen oder aus Stuttgart und anderswo her verlagerten Firmen belegt, so daß der Unterricht ab März 1945 (bis Oktober) völlig eingestellt werden mußte.“

Das früher von den örtlichen Vereinen getragene kulturelle Leben war schon seit 1933 Zug um Zug den Organisationen der nationalsozialistischen Staatspartei übertragen worden. Nun erlahmte es sogar noch in dieser gleichgeschalteten Form.

Es verging keine Woche, da nicht Trauer über eine Familie hereinbrach, weil sie einen Gefallenen zu beklagen hatte. Am schwersten wurde die Familie Bernert betroffen, die drei Söhne verlor. Je zwei Söhne kehrten zu neun Familien nicht wieder zurück, und mehr als 160 Tote und Vermißte zählte man am Ende des Krieges insgesamt in der Stadt. Die von solch grausamem Geschick noch nicht betroffenen Mütter und Frauen lebten in steter Sorge um ihre an der Front stehenden Angehörigen. Dazu erfüll-

te sie Angst um die eigene Existenz in einer von Bespitzelung und Denunziation vergifteten Atmosphäre.

Das war der Hintergrund, vor dem sich jetzt zu den indirekten die direkten Leiden des Krieges auch in unserer Stadt gesellten. Obwohl sie keinen planmäßigen Luftangriff zu erleiden hatte, fielen dennoch Bomben. Die ersten in der Nacht des 15. März 1944. Sie beschädigten das Postamt und seine Nachbarhäuser zum Friedhof hin schwer, noch schlimmer die Häuser Karl Blum und Christian Mattheiss. Dachschäden, eingedrückte Wände und zersprengte Türen, ungezählte zersplitterte Fensterscheiben dazu, waren an 260 Gebäuden der inneren Bahnhofstraße, Grabenstraße, Wächter-, Wette- und Ostergasse festzustellen. Um die Mittagszeit des 21. Juli richteten 6 Sprengbomben Flur- und Hausschaden im Gebiet um den Benzberg an. Nach weiteren Flurschäden durch 8 Bomben im Januar 1945 an der Reinstraße und durch 14 Abwürfe an der Eichholzer Klinge im Februar kam es am 13. März 1945 zu dem folgenschwersten Zwischenfall. Jagdbomber griffen den Zug, der voll besetzt war mit Arbeitern, die von Markgröningen in Richtung Ludwigsburg heimfuhren, nach Verlassen des Bahnhofs in der Flur Vogellöcher an. Die am Bahndamm Deckung suchenden Passagiere beschossen sie mit Maschinengewehren. 24 Tote und viele Verletzte waren die blutige Bilanz dieses Unglückstages. Mehrfach noch nahmen sich Jagdbomber in den Wochen darauf das Stadtgebiet zum Ziel. Gott sei Dank blieb es neben Brandschaden bei nur wenigen Verwundeten.

Mitte März 1945 waren die alliierten Truppen von Ost und West so weit nach Deutschland eingedrungen, daß sie sich auch unserem Gebiet näherten. Der örtlich verantwortliche Funktionär der NSDAP sah die Lage am 30. März, dem Karfreitag, so bedrohlich, daß er eine kleine und eine große Evakuierung anordnete. Die „kleine“ am 3. April erweckte den Anschein, daß sich in Sicherheit brachte, wer es nötig fand. Zur „großen“ kam es überhaupt nicht.

Bürgermeister Krinn hatte schon seit einiger Zeit das Vertrauen der Parteioberen auch

auf Kreisebene verloren und war freiwillig als Offizier an die Front ausgewichen.

In der ersten Aprilwoche hatte sich die militärische Lage für die Stadt so zugespitzt, daß man begann, ihre Verteidigung vorzubereiten. Man brachte an der Vaihinger Straße 4 und an der Asperger 2 Feldhaubitzen in Stellung, am Aichholzhof 6 Langrohrgeschütze und eine Batterie derselben am Enzblick, in den Schafwiesen 3 Mörser, an der Schlüsselburg einen Minenwerfer und hinter der Seidenfabrik (heute Mahle) 4 schwere Geschütze.

Panzersperren aus Langholzstämmen sollten an der Vaihinger Steige bei der Gärtnerrei Schiedt, außen am Oberen Tor, an der Unterriexinger Straße am Haus Frank (wo die Straße „An der Bracke“ einmündet) und am Ortsende in der Tammer Straße das Eindringen in die Stadt verhindern. Die Sperre am Oberen Tor wurde sogar vermint, nachdem erregte Frauen versucht hatten, sie zu zerstören.

Am 8. April besetzten französische Truppen den Flugplatz Großsachsenheim. Am 9. April nannte der Wehrmachtsbericht die Front bei Vaihingen an der Enz. Der Vormarsch der Franzosen konnte bei Enzweihingen und Unterriexingen vorübergehend zum Stehen gebracht werden.

Artilleriebeschuß aus Richtung Großsachsenheim verursachte am 12. April um die Mittagszeit Schaden in der Badgasse (ehemaliges Haus Wixler), am Tag darauf zur gleichen Stunde in der Schillerstraße und an der Vaihinger Steige. Leider kostete dieser zweite Beschuß auch zwei Menschenleben. Frau und Tochter des Zimmermeisters Georg Schinz wurden beim Mittagessen tödlich getroffen.

In der Nacht vom 14. zum 15. April wurde die Kreuzung am Lamm (Graben-, Esslinger-, Münchinger Straße) stundenlang unter Beschuß genommen. Um sie herum schlugen rund 70 Granaten ein. Beschädigt wurden am schwersten die Häuser Hengel, Renczes, Bayha, Bässler, Haumacher, Bader, Gebert und Dr. Umbach. Da sich die Bewohner nach den ersten Einschlägen in Sicherheit gebracht hatten, gab es Gott sei Dank keine Toten.

Militärisch gesehen brachten die nächsten Tage die sprichwörtliche Ruhe vor dem Sturm. Ansonsten aber breitete sich in der Bevölkerung Angst und Erregung aus, da Berichten von Flüchtlingen aus schon besetzten Orten zufolge (Horrheim, Sersheim, Heimerdingen, Ditzingen) die dort eingedrungenen Marokkaner das Recht des Siegers auf ihre Weise walten ließen.

Schlag auf Schlag zerrissen dann plötzlich am 20. April fünf Detonationen die vermeintliche Ruhe. Aus heutiger Sicht Unbegreifliches war geschehen: Die Brücken über Leudelsbach und Glems an Tammer und Asperger Straße, alle am Weg nach Talhausen und von der Bruckmühle zum Räiserhof waren gesprengt worden, nachdem am Morgen dieses Tages die letzten deutschen Soldaten die Stadt geräumt hatten. Den Rest des Tages und die folgende Nacht lang lag Markgröningen im Niemandsland zwischen den Fronten.

Der nächste Tag, Samstag, der 21. April 1945, brachte das Erwachen zwischen Hofen und Bangen. Vom Pulverdinger Hof her näherten sich französische Truppen und besetzten zwischen 8 und 10 Uhr die Stadt, ohne daß dabei ein Schuß fiel. Um 12 Uhr wehte ihre Trikolore von unserem Rathaus. Die ca. 250 Mann unter Capitaine Vincent waren keine Farbigen, und von Übergriffen durch sie ist nichts zu berichten. Nicht gerade erfreulich, aber im Rahmen der üblichen Maßnahmen, war der Befehl zur sofortigen Abgabe aller Radio- und Fotoapparate, aller Herrenfahräder. Sämtliche Autos wurden requiriert. Die Abgabe von Schußwaffen und Munition erschien selbstverständlich. Die einzige Plünderung, sie betraf ein Kaufhaus, soll auf einen entsprechenden Hinweis aus der Stadt erfolgt sein.

Ein ähnliches Vorgehen durch eine motorisierte französische Sanitätskolonne in der Landesfürsorgeanstalt wurde von deren Kommandeur als Vergeltung für entsprechende Maßnahmen deutscher Truppen 1940 in Frankreich hingestellt.

Dem Militär folgte schon am 22. April die französische Zivilverwaltung. Stadtarzt Dr. Umbach, der sich vorstellte und als Unterhändler fungierte, wurde auf Betreiben der

zahlreichen französischen Kriegsgefangenen am Ort, die ihm dankbar waren für sein menschliches Verhalten in den vorangegangenen Jahren, am 23. April 1945 von der französischen Militärregierung zum Bürgermeister ernannt.

Inzwischen waren auch 27 Markgröninger, die zum „Volkssturm“ einberufen worden waren, zurückgekehrt. Ihr Einsatz, der sie über Rudersberg, Hohengehren bis Reichenbach a. d. Fils geführt hatte, war erfolg- und sinnlos gewesen. Andere Volkssturmlaute aus der Stadt waren auf der Alb in französische Gefangenschaft geraten und kehrten zum Teil erst drei Jahre später zurück in die Heimat.

Wie in alten Zeiten ist der mündliche Bericht die einzige Informationsquelle. Was konnte man aber schon sagen, wenn niemand die Markung verlassen durfte? Ohne Radio und Zeitung war man von der Welt abgeschnitten. So grassierten Gerüchte. Was die Besatzungsmacht und die in ihrem Auftrag Verantwortlichen zu verlautbaren hatten, geschah durch Maueranschläge. Sie hießen „Mitteilungen der alliierten Militärkommission“ und wurden in jeder Straße angebracht.

Ab 19 Uhr durfte sich monatelang niemand mehr außerhalb der Häuser aufhalten, und die Fensterläden mußten um diese Zeit geschlossen werden. Im Sommer war diese strenge Maßnahme besonders unangenehm. Am 30. Juni 1945 erschien erstmals wieder eine Zeitung. Die Nummer 1 der „Amtlichen Nachrichten für Stadt und Landkreis Ludwigsburg“. Sie enthielt einen Aufruf von Landrat Dr. Jäger, ansonsten fast nur die Bekanntmachung für den Bezug rationierter Waren und Lebensmittel. So blieb es vorerst auch. Die bald darauf begründeten Stuttgarter Zeitungen („Zeitung“ und „Nachrichten“) umfaßten anfangs nur je 4 Seiten, berichteten aber mehr vom Zeitgeschehen aus aller Welt.

Der französische Ortskommandant befahl in der ersten Maiwoche tägliches Glockengeläut von 12 bis 13 Uhr. Es sollte dies eine Vergeltung für das Läuten der Glocken sein, das deutscherseits nach der französischen Kapitulation 1940 dort angeordnet worden

war. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß das letzte komplette Geläut vom Turm der Bartholomäuskirche am 11. Januar 1942 erklungen war. In den Tagen darauf wurde die größte und älteste der Glocken, 2155 kg schwer, und die jüngste, die 527 kg wog, weisungsgemäß an die Reichsstelle für Metalle abgeliefert. Ebenso die Glocken der Spitalkirche und vom Rathaus. Im Mai 1948 konnte die große Glocke auf einem Sammelplatz in Hamburg aufgefunden werden. Am 10. Juli kehrte sie heim. Feierlich wurde sie unter großer Beteiligung empfangen.

In stark besuchten Gottesdiensten am 29. April und 6. Mai 1945 verlas Pfarrer Kumpf die Proklamation des Landesbischofs Dr. Wurm, die Hitler einen unbelehrbaren, unbesonnenen und unberufenen Führer ins Elend nannte. Er stellte seine Predigt unter das Wort „Eure Traurigkeit war in Freude verwandelt worden“. Ergriffen und zu Tränen gerührt sang die Gemeinde den Choral „Gottlob, nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort, daß nunmehr ruhen sollen die Spieß und Schwerter und ihr Mord“. Leider galt dieses Wort noch nicht für alle. Gefährlich lebte, wer nicht in der geschlossenen Ortschaft wohnte, weil die in den Ludwigsburger Kasernen und im Lager Unterriexingen untergebrachten Polen und Russen noch nicht heimgekehrt waren, teils dies gar nicht wollten und Raubzüge in die Umgebung unternahmen. Der Aichholzhof wurde so überfallen, die Nippenburg, Talhausen und das Landhaus Frank. Anfang Juli bemerkte ein in der Nähe wohnender Stuttgarter, daß Plünderer sich dem Naturfreundehaus näherten. Als er die dort wohnenden Familien warnen wollte, bezahlte er dies mit seinem Leben. Vorweggenommen, da es am 10. November geschah, sei die grauenhafte Tat der Ermordung des Spitalmüllers Eugen Frick, seiner Frau Mathilde, der Töchter Margarete und Else und des Sohnes Hermann, dazu seines Mahlknechtes Georg Ludwig durch plündernde Polen im Keller der Mühle. Sie konnten dingfest gemacht und bestraft werden. Ein amerikanisches Militärgericht verurteilte im Juni 1946 Josef Jarowski und Stanislaw Jaczkowski zum Tode, zwei ihrer Komplizen zu je 2 Jahren Gefängnis.

Viel Unruhe in der Stadt stiftete der bis zum Juli häufige Wechsel der Besatzungstruppen. Anfang Mai mußten für die Unteroffiziere einer neuen französischen Fernsprecheinheit, die samt Familien kamen, alle Häuser der oberen Schillerstraße geräumt werden. Im Seminar lag eine gemischte Hilfseinheit, die aus Griechen, Italienern und Polen bestand. Ihr folgte nach dem Auszug Mitte Mai eine Einheit farbiger Amerikaner.

Nachdem sich die Alliierten über die Abgrenzung der Besatzungszonen geeinigt hatten, zogen die Franzosen am 14. Juli 1945 aus Markgröningen ab. In der Nacht zuvor beraubten sie noch Herzog Ludwig auf dem Marktbrunnen seines Schwertes. Das war nicht das einzige Souvenir. Jede Familie, die einen ihrer Soldaten beherbergt hatte, mußte ihm zum Abschied von Kopf bis Fuß in Zivil von guter Qualität einkleiden.

Die nachfolgenden Amerikaner hißten um die zwölfte Stunde dieses Tages das Sternenbanner vor dem Rathaus. Mit einer gründlichen Hausdurchsuchung nach eventuell noch verbliebenen Waffen, auch Jagdgewehren oder alten Säbeln, und nach verdächtigen Personen, suchten sie sich am 22. Juli den geziemenden Respekt zu verschaffen. Sie blieben bis zum 3. Dezember des Jahres in der Stadt.

Dr. Umbachs Amtsführung als Bürgermeister erschien jenen Bürgern zu sachlich neutral, die mit dem Ende des Dritten Reiches die Stunde gekommen sahen, alte Rechnungen zu begleichen. Sie drängten nach der Niederwerfung Deutschlands von außen her auf seine Erneuerung aus eigener Kraft von innen heraus. Dr. Umbach war ihnen zu kraftlos, diesen radikalen Umbruch nach dem Prinzip „Aug' um Aug', Zahn um Zahn“ zu vollziehen. Darum bildeten die entschiedensten Gegner der ehemaligen Parteigänger Hitlers, Linkssozialisten und Kommunisten, einen Aktionsausschuß. Mit aktiven Antifaschisten an der Spitze konnte dieser die Wende wirksam werden lassen.

Einer der ersten, dem sie ihre Umerzehrungsmaßnahmen zuteil werden ließen, war der vormalige Ortsgruppenleiter der



Direkt am Schnittpunkt alter Verkehrswege war einst vor dem Ostertor der Gasthof zur Rose entstanden, für den sich vom Ende des letzten Jahrhunderts an wegen seiner Verwendung der Name „Zur Post“ durchsetzte. Sein Saal weckt so manche Erinnerung an die in diesem Kapitel behandelte Zeit. Auch die Zweigstelle der Kreissparkasse beherbergte er damals. Heute steht der moderne Neubau der Volksbank Markgröningen an seiner Stelle.

NSDAP. Er war nach seiner Flucht aufgegriffen und auf dem Hohenasperg interniert worden. Daß er von dort aus diesem Ausschuß seine „Mithilfe beim Wiederaufbau“ anbot, zeigt ein Ausmaß von Uneinsichtigkeit, das in den Augen seiner politischen Gegner einer Verhöhnung ihrer Person gleichkommen mußte. Entsprechend war ihre Reaktion: Nach der Rückkehr ließ man ihn mit einer Glocke um den Hals zur Schau um den Marktbrunnen laufen. Dies sei nur am Rande als Beispiel dafür erwähnt, wie sehr Emotionen, Antipathie, andererseits aber auch Sympathie kurz vor und nach dem 8. Mai 1945, dem Tag der Kapitulation Deutschlands, das Geschehen bestimmten. Der Aktionsausschuß erreichte bei der amerikanischen Militärregierung schließlich, daß Dr. Umbach am 24. September von seinem Amt als Bürgermeister enthoben wurde. An seine Stelle trat ein verdienter

Ludwigsburger Antifaschist, der Gerichtsvollzieher Hörsch. Als Bürgermeister ist ihm keine besondere Aktivität nachzusagen. Ende 1945 formierten sich wiederum jene politischen Parteien, die auf Landesebene im Oktober lizenziert worden waren. Es war Zeit, denn für Februar 1946 waren allgemeine Wahlen angesagt. Viel Aufregung gab es vorher um die Aufstellung der Wählerlisten, da ehemaligen Mitgliedern der NSDAP, ihrer Frauenschaft und der Formationen nach dem Gesetz der Militärregierung das Wahlrecht entzogen war. Obwohl Mitgliederlisten in der örtlichen Parteizentrale gefunden worden waren und der amtliche Wahlausschuß um Objektivität bemüht war, kam es zu Unregelmäßigkeiten, da nachträglich einzelne Mitglieder des Aktionsausschusses eigenmächtig zusätzliche Streichungen vornahmen. Dieses Vorgehen nahm man den Verdächtigen so übel, daß

sie nachher bei der Wahl durchfielen. Gewählt als „Männer der ersten Stunde“ wurden 8 Kandidaten der gemeinsamen Liste von CDU und DVP (Demokratische Volkspartei, später FDP)- Joas, Gottl. Glaser, Gustav Hengel, Herrmann, Fiedler, Girr und Mammelle. Für die SPD: Rothacker, A. Frank, Hecht und Rink. Dieses zwölköpfige Gremium hatte am 1. Mai 1946 den Bürgermeister zu wählen und entschied sich für Karl Graf. Er blieb bis 1954 im Amt, da er bei der zweiten Wahl durch die gesamte Bürgerschaft am 14. März 1948 nicht weniger als 99% der abgegebenen Stimmen erhielt. Das war nach 2 Jahren ein außerordentlicher Beweis von Vertrauen und Zufriedenheit.

Die ersten Nachkriegsjahre waren gekennzeichnet von der Bewältigung dreier Probleme: Notlage der Wirtschaft, Unterbringung der Vertriebenen und Flüchtlinge und Entnazifizierung.

Die Stadt selbst war mit geordneten Finanzen über den Krieg hinweggekommen. Die wirtschaftliche Lage im unternehmerischen und privaten Bereich war schwierig. Was lebenswichtig war, war zwangsbewirtschaftet. Lebensmittel wurden durchschnittlich in Höhe von 2500 Kalorien pro Tag und Normalverbraucher zugeteilt. Einer guten Ernährung stand entgegen, daß dieses Maß vornehmlich in Kohlehydraten (Kartoffeln, Brot, Teigwaren) bestand, während Eiweiß und Vitamine zu kurz kamen. Starke Raucher mußten sich mit phantasievollem Ersatz behelfen. Für den Nichtraucher hingegen wurde die Zigarette zum hochwertigen Zahlungsmittel. Überhaupt begann der Tauschhandel zu blühen, und man sprach scherzweise im Hinblick auf die Lebensmittelproduzenten vom Perserteppich im Sautall. Dieser Bemerkung muß hinzugefügt werden, daß das vom Gemeinderat kontrollierte Ablieferungssoll in unserer Stadt vorbildlich erfüllt wurde. Bemerkenswert sei auch, daß z. B. zur Sicherung einer gerechten Verteilung die gesamte Weinernte 1946 beschlagnahmt wurde. Oder daß man, um den katastrophalen Fettmangel zu beheben, im Walde Bucheckern sammelte. Es erschien wie eine Fügung des Himmels, daß es davon

gerade in diesem Jahr mehr als gewöhnlich gab.

Manchmal glitt der harmlose Tauschhandel aber zum schädigenden Schwarzhandel ins Kriminelle ab. Das führte Anfang 1948 zu den Zwangsmaßnahmen eines „Speisekammergesetzes“ und zur völligen Streichung der Fett- und Fleischzuteilung für 6 Wochen. Als kümmerlicher Ausgleich gab es unraffinierten Kubazucker.

Bekleidung wurde in erster Linie für die Bedürftigsten zugeteilt, und das waren damals Vertriebene und Flüchtlinge, die mit so viel in der Hand angekommen waren, wie sie eben tragen konnten. Und manches hatten sie auf den endlosen Straßen fallenlassen, um das nackte Leben zu retten. Für sie sollten in erster Linie auch Wohnungen gebaut werden. Die Bewirtschaftung von Baumaterial machte es anfangs unmöglich. Auch bauen konnte nur, wer im Tausch andere lebenswichtige Güter geben konnte. Die Zahl der Flüchtlinge aus den Ostprovinzen des Reichs, aus dem Sudetenland, dem Protektorat Böhmen und Mähren, der Slowakei, aus den deutschen Sprachinseln in Ungarn, Jugoslawien und Rumänien, aus der Sowjetunion, aber auch westlichen Ländern, die jetzt unerwünschte Deutsche abschoben, aus Palästina, betrug im August 1945 schon 580 Personen in der Stadt und stieg bis Anfang 1948 auf 1000 an. Um die Nöte dieser Neubürger kümmerte sich städtischerseits eine Wohnungskommission des Gemeinderats (Scholderer, Rothacker, Krieger), die Vertreter der Vertriebenen bezog (Max Frank, Marchart, 1947 als Flüchtlingsausschuß dazu Brenn, Eder, Ensslen, Ille und Tewald). Es muß festgestellt werden, daß das Verhältnis von Alt- und Neubürgern in Markgröningen vergleichsweise sehr gut war. Das war außer den schon Genannten der sozialen Einstellung von Bürgermeister Graf zu verdanken, dem selbstlosen Einsatz ohne Rücksicht auf die Konfession von kirchlicher Seite und dem Einfluß der Männer aus den eigenen Reihen der Betroffenen, die in den Wahlen der ersten Nachkriegsjahre über verschiedene Listen in den Gemeinderat einzogen (Kröhan, Kulesa, Tomschik, Voßler, Weiß). Dazu kam das Wirken von Neubür-

gern als Stadtpfarrer (Fiffek, Heinze, Kretschmar) oder als Lehrer (Cenefels, Hornung, Irblich, Kröhan, Schöttner, Wagner, Voßler und Weiß). Auch die dringend notwendig gewordene zweite Arztpraxis in der Stadt verdankten wir diesem Personenkreis (Dr. Walter und Dr. Hertha Prade).

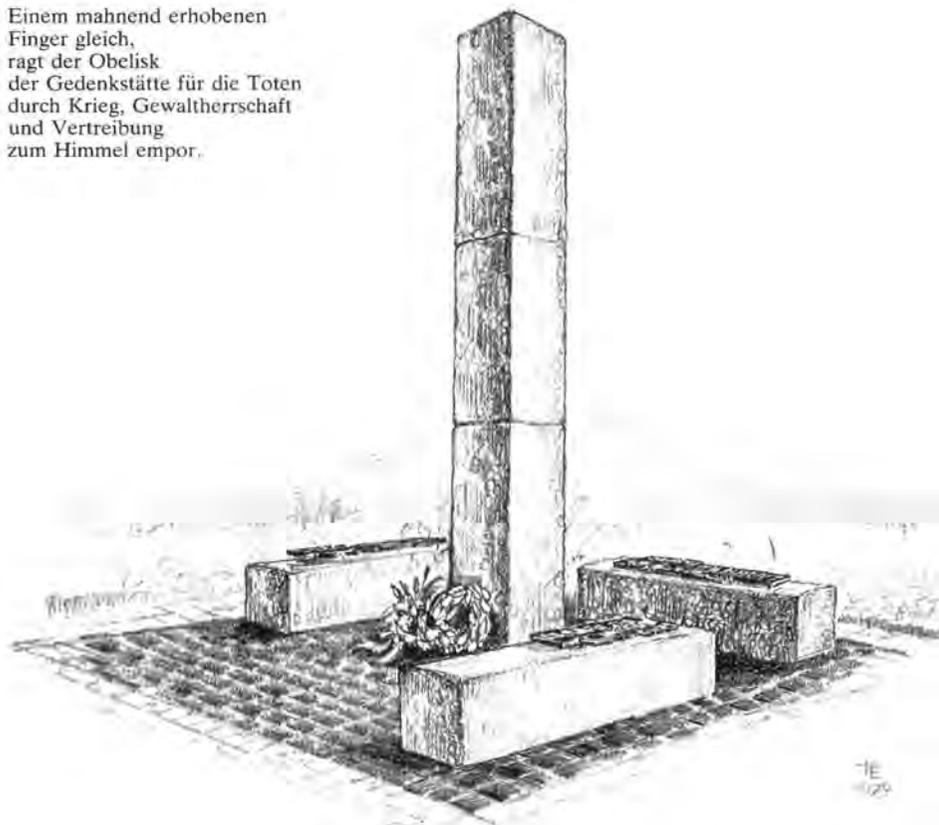
Die Bildung einer katholischen Pfarrgemeinde und die folgende Renovierung und Wiederweihe der Spitalkirche ist auf die Heimatvertriebenen zurückzuführen, deren Großteil dieser Konfession angehört.

Dem wiederaufblühenden kulturellen Leben durch die Aufnahme des früheren Betriebs von Gesang-, Musik, Turn- und Fußballverein floß durch Talente und Erfahrungen, die im Kontakt mit anderen Ländern, Völkern und Sitten herangewachsen waren, eine erfreuliche Belebung zu.

Am 9. März 1946 wurde für die amerikanische Besatzungszone das „Gesetz zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus“ verkündet. Nach seinen Bestimmungen hatte das deutsche Volk die Verantwortung für die Durchführung selbst zu übernehmen. So kam es zu der Bildung von „Spruchkammern“ auf Kreisebene. Für sie hatten die Parteien Beisitzer zu stellen. Ein örtlicher Ausschuß des Gemeinderats war auskunftspflichtig. Jeder Deutsche über 18 Jahre hatte einen Fragebogen auszufüllen und Angaben über seine politische Vergangenheit zu machen. Sie waren mit Grundlagede für die Einstufung als 1. Hauptschuldiger, 2. Belasteter, 3. Minderbelasteter, 4. Mitläufer, 5. Entlasteter und 6. Nichtbetroffener. Die Qualifikation richtete sich nach dem Ausmaß der Aktivität in NS-Partei und Militär. Entsprechend wurde zu verschiedenen Sühnmaßnahmen verurteilt: Arbeitslager, Vermögenszug, Geldbuße, Beschäftigungsverbot, Versetzung usw. Nach dem 1. 1. 1919 Geborene fielen unter eine Jugendamnestie, falls nicht besondere Vergehen vorlagen. Eilmaßnahmen sollten dafür sorgen, daß die Entnazifizierung bis zum April 1948 beendet würde.

Mißfallen erregte in der Stadt die Tatsache, daß offensichtlich oder vermeintlich Gleichbelastete unterschiedlich gemäßregelt wurden. Es lag dies oft daran, daß die Spruchkammern außer der politischen Vergangen-

Einem mahnend erhobenen
Finger gleich,
ragt der Obelisk
der Gedenkstätte für die Toten
durch Krieg, Gewaltherrschaft
und Vertreibung
zum Himmel empor.



heit auch allgemeine wirtschaftliche Aspekte, vom Beruf her z. B., in Betracht zu ziehen hatten oder Aspekte für die Zukunft aufgrund der Persönlichkeit. In diesem Ermessensspielraum lag ein Mangel des Gesetzes, der noch lange nachwirkte.

In unserer Stadt reichten die Berufsverbote von wenigen Monaten bis zu zwei Jahren, Geldbußen von 60 bis 2000 Mark, Arbeitslager bis zu 2½ Jahren, Vermögenseinzug bis 25%.

Das Leben ging dennoch unaufhaltsam weiter, und auch seine angenehmeren Seiten forderten ihr Recht. Nach der kriegsbedingten Unterbrechung fand 1947 am 24. August (damals noch traditionsgemäß am Tage Bartholomäi und nicht am Wochenende darauf!) wieder der Schäferlauf statt. Auch

der Süddeutsche Schäferverband hatte auf seine Abhaltung gedrängt. Und wie groß der „Hunger“ der Leute nach unterhaltsamen Festen war, zeigten die 25 000 Besucher, die kamen. Man möge dabei bedenken, daß die Bevölkerungszahlen in Stadt und Kreis damals nur 40% der heutigen betragen haben. Großes Verständnis für das der Erhaltung alten Brauchtums dienende Fest zeigte die amerikanische Militärregierung. Sie hatte nicht nur zahlreiche und namhafte Vertreter entsandt, sie hatte ausnahmsweise auch einen Weinausschank bewilligt.

Das Jahr 1947 ging mit Gemeinderatswahlen am 7. Dez. zu Ende. Sie brachten keine wesentliche Veränderung des Gremiums. 7 Sitze gingen an die „Bürgerlichen“ von CDU und DVP, 4 an die SPD. Bei beiden

Gruppierungen war je ein Vertriebener dabei. Der 12. Sitz ging an die KPD.

Ein Indiz für die Auswirkung des Krieges auf die Gesamtsituation des Menschen war das zum Jahresende, also 2½ Jahre nach dem Krieg, bekanntgewordene Ergebnis einer Schweizer Untersuchung. Nach ihr war die Tuberkulosesterblichkeit in Deutschland von 2 auf 1000 im Jahre 1940 auf 7 jetzt angestiegen. Also auf das 3½fache! Nur für 13,5% der Tuberkulosekranken standen zudem Krankenbetten zur Verfügung!

Das Ereignis, das diesen Rückblick auf die Jahre des Umbruchs in der Mitte des 20. Jahrhunderts beschließen soll, weil mit ihm die Weichen gestellt wurden für eine allgemeine Normalisierung aller Lebensbereiche durch Gesundung der Wirtschaft, war die Währungsreform am 20. Juni 1948.

An diesem Sonntag wurde bekanntgegeben, daß die „Rentenmark“ ihre Gültigkeit verloren habe und die „Deutsche Mark“ eingeführt werde.

Das Bargeld sei bei den Banken abzuliefern, und die Sparguthaben seien anzugeben. Als Vorschuß erhält jeder Einwohner gegen Abgabe von 60,- RM auf dem Rathaus sofort 40,- DM, in 4 Wochen 20 weitere. Kleingeld bis zu 1 Mark bleibt mit 1/10 des Wertes im Verkehr. Die ganze Woche bis zum 27. Juni stehen lange Schlangen an den Schaltern der Kassen und Banken. Alle wollen das wertlos gewordene Altgeld eintauschen und Guthaben anmelden.

Man kommt sich plötzlich wie im Wunderland vor. Wer arbeitet, vor allem der Wochenlohnempfänger, hat bald Geld auf der Hand, mit dem er plötzlich wieder kaufen kann, denn es gibt Waren in Schaufenstern und Läden, an deren Erwerb zu normalen Bedingungen und Preisen man nicht mehr zu glauben wagte! Die Zwangsbewirtschaftung wird gelockert, auf Karten und Bezugscheine gibt es immer mehr, bis sie abgeschafft werden. Es war nicht nur die Freigabe des Weins, die überschäumen läßt, und nicht nur die Jugend, die überschäumt, alle freuen sich darüber, daß der Lohn ihrer Arbeit die notwendigen und angenehmen Bedürfnisse des Lebens wieder sicherstellt.

Erich Tomschik

(Nach der Stadtchronik und Erlebnisberichten)



Stadträte in dem Zeitraum seit 1948

Bader, Emil	15. 8. 1951–30. 11. 1953	Krämer, Hermann	seit 11. 11. 1956
Bader, Heinz	seit 20. 4. 1975	Krieger, Karl	8. 7. 1948–28. 1. 1951
Bangerter, Robert	1. 1. 1973–20. 4. 1975	Kröhan, Franz	8. 7. 1948–15. 8. 1951
Barner, Albert	seit 1. 1. 1973	Kulessa, Wilhelm	8. 7. 1948–28. 1. 1951
Bauch, Gerhard	seit 20. 10. 1971	Liebler, Gerhard	seit 4. 11. 1962
	(20. 4. 75–28. 12. 76 Unterbrechung)	Mammele, Paul	8. 7. 1948–30. 11. 1953
Beck, Friedrich	15. 11. 1953–30. 11. 1959	Mattes, Eduard	1. 1. 1973–20. 4. 1975
Bräckle, Otto	seit 20. 10. 1968	Mayer, Paul	4. 11. 1962–20. 10. 1968
Bücher, Trude	seit 20. 4. 1975	Meuret, Georg	15. 11. 1953–8. 11. 1959
Burckhardt, Kurt	seit 7. 11. 1965	Mitschele, Monika	seit 24. 8. 1976
Cenefels, Hertha	7. 11. 1965–24. 10. 1971	Näher, Karl	28. 1. 1951–20. 10. 1968
Dick, Theo	seit 1. 1. 1973	v. Ratibor und Corvey, Prinzessin Irmela	seit 20. 4. 1975
Egler, Richard	28. 1. 1951–20. 10. 1968	Reichert, Kurt	1. 1. 1973–20. 4. 1975
Fellmann, Otto	1. 1. 1973–20. 4. 1975	Remmele, Werner	seit 7. 11. 1965
Frank, Alfons	8. 7. 1948–8. 11. 1959	Rothacker, Albert	8. 7. 1948–7. 6. 1963
Frank, Günther	20. 4. 1975–3. 8. 1976	Ruf, Karl	8. 11. 1959–7. 11. 1965
Gessler, Johann	seit 20. 10. 1971	Ruf, Konrad	seit 20. 10. 1968
Glaser, Gottlob	8. 7. 1948–28. 1. 1951	Scholderer, Karl	8. 7. 1948–15. 7. 1952
Gleiser, Ernst	8. 7. 1948–11. 11. 1956	Scholpp, Hugo	8. 11. 1959–20. 4. 1975
Gleiser, Otto	11. 11. 1956–4. 11. 1962	Seitz, Robert	1. 1. 1973–20. 4. 1975
Griesinger, Prof. Dr., Heinz	seit 20. 10. 1968	Sieb, Alexius	seit 7. 11. 1965
Grüner, Paul	seit 8. 11. 1959	Tewald, Heinrich	9. 9. 1954–11. 11. 1956
Häcker, Walter	11. 11. 1956–20. 4. 1975		2. 7. 1963–7. 11. 1965
Häußermann, Elke	20. 4. 1975–28. 12. 1976	Titz, Hans	11. 11. 1956–4. 11. 1962
Hecht, Anton	28. 1. 1951–9. 9. 1954	Tomschik, Erich	seit 28. 1. 1951
Hengel, Gustav	8. 7. 1948–23. 4. 1968	Trautwein, Albert	8. 7. 1948–28. 1. 1951
Hengel, Hermann	seit 20. 10. 1968	Vossler, Gotthilf	15. 11. 1953–7. 11. 1965
Herrmann, Eugen	11. 11. 1956–7. 11. 1965	Wemmer, Hermann	28. 1. 1951–20. 10. 1968
Joas, Heinrich	8. 7. 1948–28. 1. 1951	Wildermuth, Erich	seit 20. 10. 1971
Klotz, Hermann	8. 1. 1959–7. 11. 1965	Zibold, Otto	1. 1. 1973–20. 4. 1975

Bürgermeister der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg

Graf, Karl

Nach der Wahl durch den Gemeinderat vom 1. 4. 1946 bis 17. 11. 1947.

Nach der Wahl durch die Bevölkerung vom 14. 3. 1948 bis 14. 7. 1954.

Steng, Emil

Nach der Wahl durch die Bevölkerung vom 15. 7. 1954 bis 28. 5. 1974.

Vogel, Heinrich

Nach der Wahl durch die Bevölkerung seit dem 28. 5. 1974 im Amt.

Erster Beigeordneter

ist seit dem 1. 1. 1973 der ehemalige Bürgermeister der Gemeinde Unterriexingen, Keck, Heinz.

Der Ratssaal im Alten Spital

Der traditionelle Sitzungssaal im Rathaus hatte Vögten, Schultheißen, Richtern und Räten über Jahrhunderte gedient – und zur Ausübung ihres Amtes ausgereicht.

Bis zum Jahre 1953 zählte der Gemeinderat 12 Mitglieder, dann aufgrund der gestiegenen Einwohnerzahl 16 bis Ende 1972.

Am 1. 1. 1973 kamen infolge der Eingliederung Unterriexingens die dortigen 10 Ratsmitglieder hinzu, und die nun 26 Köpfe zählende Versammlung hielt ihre Sitzungen im Bürgersaal der Unteren Kelter ab. Einmal im Jahr im Stadtteil Unterriexingen.

Durch die Wahl vom 20. 4. 1975 wurde das Gremium wieder auf 20 Köpfe reduziert. Grundlage dafür sind die Teilortswahl und der Eingliederungsvertrag, wonach der Stadtteil 4 Räte zu entsenden hat. Im Herbst 1979 wird mit 18 + 4 Räten die richtige Relation nach der Einwohnerzahl beider Stadtteile hergestellt und die Gesamtzahl 22 erreicht.

Trotzdem würde der Sitzungssaal im Rathaus auch diesem Gremium samt dem Bürgermeister an der Spitze mit dem Beigeordneten und den Amtsleitern genügend Platz bieten. Die erfreulich große Zahl von Zuhörern, besonders wenn in öffentlichen Sitzungen Punkte behandelt werden, die eine grö-



Bere Anzahl von Bürgern direkt betreffen, machte aber den Umzug in den neuen Ratssaal im Alten Spital notwendig.

Dieser repräsentative Saal gibt auch offiziellen Veranstaltungen der Stadt einen würdigen Rahmen.



Die Bevölkerung der Stadt

Aus der Einwohnerzahl und ihren Schwankungen, auch aus dem Vergleich mit der Entwicklung an anderen Orten in der Umgebung läßt sich so manches über Schicksal und Lebensumstände der Stadt ablesen. Wir führen daher die Einwohnerzahlen alle auf, so weit zurück sie zu ermitteln waren.

Als erste Zahl werden im Jahre 1477 für das Amt Gröningen 861 „Herdstellen“ genannt. Da man für diese Zeit eine Herdstelle mit 5 Personen gleichsetzt, wären das 4305 Einwohner gewesen. Ein Viertel davon, also rund 1000, lebten in der Amtsstadt selbst.

1605	1200 Einwohner	
1634	1645 Einwohner	(Vor der Schlacht bei Nördlingen, nach der im Dreißigjährigen Krieg schlimme Zeiten für die Stadt begannen)
1638	352 Einwohner	(Tiefstand infolge von Hunger, Seuchen und mordendem Kriegsvolk)
1652	762 Einwohner	(Vier Jahre nach Ende des Dreißigjährigen Kriegs)
1679	911 Einwohner	
1693	950 Einwohner	(Rückschlag, nachdem vorher die Zahl 1000 schon weit überschritten war, durch 177 Tote infolge Hungersnot und Franzosen einfall)
1696	1008 Einwohner	
1735	1640 Einwohner	(Nach 100 Jahren erst hat sich die Stadt von den 30 Kriegsjahren 1618–1648 erholt und den Bevölkerungsstand von 1634 wieder erreicht)
1750	1712 Einwohner	
1763	1509 Einwohner	
1802	2158 Einwohner	
1817	1919 Einwohner	(Das Absinken ist auf die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einsetzende Auswanderung nach Osteuropa und Amerika zurückzuführen)
1832	2805 Einwohner	
1850	3232 Einwohner	
1859	3119 Einwohner	(Wiederum Rückgang durch verstärkte Auswanderung, obwohl das Waisenhaus im Schloß Zuwachs gebracht hatte)
1871	3413 Einwohner	
1900	3101 Einwohner	(Abnahme trotz des 1873 begründeten Lehrerinnenseminars. Wirtschaftliche Stagnation der Stadt, während an der Bahn liegende Nachbarn rasch wachsen)
1914	3223 Einwohner	
1919	3256 Einwohner	
1925	3282 Einwohner	
1933	3604 Einwohner	
1939	3778 Einwohner	
1943	3927 Einwohner	(Kriegsbedingter Zuzug aus den bombengefährdeten Städten, Verlagerung von Betrieben)

1946	4602 Einwohner	(Zunahme durch Evakuierte, Vertriebene und Flüchtlinge)
1950	6054 Einwohner	(Darunter 970 Vertriebene und Flüchtlinge)
1961	8387 Einwohner	(Industrieansiedlung und neue Wohngebiete wirken sich steigend aus)
1970	9598 Einwohner	
1972	9902 Einwohner	am 31. Dezember
1973	11791 Einwohner	am 1. Januar durch die Eingliederung von Unterriexingen mit 1889 Einwohnern
1974	12492 Einwohner	(davon Unterriexingen 2003)
1975	12238 Einwohner	(davon Unterriexingen 1984) (Geburtenrückgang und Abzug von Ausländern infolge Arbeitslosigkeit lassen die Einwohnerzahl sinken)
1976	12266 Einwohner	(davon Unterriexingen 1971)
1977	12328 Einwohner	(davon Unterriexingen 1970)
1978	12415 Einwohner	(davon Unterriexingen 2125) (Anstieg durch wirtschaftliche Belebung und Bautätigkeit vor allem im Stadtteil Unterriexingen)

Der Anteil von Ausländern

an der letztgenannten Zahl beträgt 2314 Personen, was 18,6% gleichkommt.

Die ausländischen Gastarbeiter und ihre Familien teilen sich nach ihrer Staatsangehörigkeit wie folgt auf:

Italiener	742
Türken	480
Griechen	471
Jugoslawen	215
Spanier	37
Sonstige Europäer	326
Außereuropäische Staaten	43

Zum Vergleich sei erwähnt, daß der Ausländeranteil an der Wohnbevölkerung im Landkreis Ludwigsburg 11,3%, im Land Baden-Württemberg 7,2% beträgt.

Religionszugehörigkeit

Evang. Landeskirche und evang. Freikirche	61,1%
Römisch-katholische Kirche	28,1%
Sonstige Religionsgemeinschaften	9,4%
Ohne religiöses Bekenntnis	1,4%



Lateinschule (1354) und Lehrerinnenseminar (1873) haben Markgröningen schon frühzeitig zu einer Schulstadt mit überörtlicher Bedeutung gemacht. Die Sonderschule für Körperbehinderte setzt diese Tradition fort, wie das Schulzentrum mit Realschule und Hans-Grüninger-Gymnasium (oben). Mit der Grundsteinlegung zur Ludwig-Heyd-Schule, 1950 durch Bgm. Karl Graf (unten), begann der moderne Ausbau aller Schulen in der Stadt.

Schüler in den Markgröninger städtischen und staatlichen Schulen

Jahr	Glemstal-Grundsch. Hauptsch. bis 1968		Hans-Grüninger- Gymnasium		Landern- Grundschule		L.-Heyd-Schule (Grd.- u. Hptsch.)		Realschule		Sonderschule		Staatliche Schule f. Körperbehind.		H.-Lange- Gymnasium	
	Schüler	Kl.	Schüler	Kl.	Schüler	Kl.	Schüler	Kl.	Schüler	Kl.	Schüler	Kl.	Schüler	Kl.	Schüler	Kl.
1953	—	—	—	—	—	—	497	11	—	—	—	—	—	—	144	5
1954	113	3	—	—	—	—	465	11	—	—	—	—	—	—	156	5
1955	125	3	—	—	—	—	440	12	—	—	—	—	—	—	154	5
1956	122	3	—	—	—	—	467	12	—	—	—	—	—	—	151	5
1957	135	3	—	—	—	—	465	12	—	—	—	—	—	—	145	5
1958	138	3	—	—	—	—	503	13	—	—	—	—	—	—	144	5
1959	137	3	—	—	—	—	511	13	—	—	—	—	—	—	141	5
1960	156	4	—	—	—	—	562	14	—	—	—	—	53	3	164	6
1961	166	4	—	—	—	—	585	14	—	—	—	—	58	3	160	6
1962	164	4	—	—	—	—	600	15	—	—	—	—	57	4	153	6
1963	159	4	—	—	—	—	633	15	—	—	20	1	58	4	164	6
1964	156	4	—	—	—	—	654	16	—	—	25	1	55	4	167	6
1965	172	6	—	—	—	—	654	17	—	—	42	2	56	4	186	6
1966	192	6	80	2	—	—	675	18	—	—	42	2	58	3	191	6
1967	215	7	156	4	—	—	755	19	—	—	45	2	62	4	176	6
1968	143	4	158	6	—	—	847	21	—	—	45	2	65 ext.	4	158	6
1969	153	4	241	6	—	—	899	22	278	8	46	2	60 (8)	5	158	6
1970	148	4	354	10	—	—	982	23	363	10	58	3	58 (8)	5	151	6
1971	150	4	522	16	—	—	705	18	438	10	66	3	58 (8)	6	156	6
1972	154	5	692	22	321	9	649	19	483	14	72	4	61 (12)	6	149	6
1973	155	5	836	27	353	11	662	19	528	15	90	5	67 (16)	9	147	6
1974	165	5	1002	32	371	13	693	20	614	18	93	5	68 (16)	8	140	6
1975	153	5	1132	36	453	16	629	20	664	20	95	6	116 (50)	14	131 ext.	6
1976	135	5	1182	38	472	17	612	21	773	22	90	6	153 (63)	21	129 (3)	6
1977	145	5	1249	42	405	16	621	22	865	26	90	6	197 (71)	26	129 (5)	6
1978	139	5	1329	45	396	16	562	21	906	29	90	6	223 (83)	28	158 (14)	7

Das Helene-Lange-Gymnasium

besteht als Staatliches Aufbaugymnasium mit Heim (für Mädchen) seit 1953. Vorangegangene Bildungsanstalten an der gleichen Stelle waren:

Königliches Lehrerinnenseminar	1873–1918
Lehrerinnenseminar	1918–1935
Aufbauschule	1935–1945
Lehrerinnenbildungsanstalt	1946–1950
Staatliche Oberschule mit Heim	1950–1953

Staatliche Schule für Körperbehinderte

Die Schule, die vorher mit zwei Klassen und durchschnittlich 42 Schülern in den Werner-schen Kinderheilanstalten in Ludwigsburg war, befand sich ab dem Schuljahr 1960 im Landesheim Markgröningen.

Träger war der Landeswohlfahrtsverband Württemberg-Hohenzollern. Ab dem Schuljahr 1965 nannte sich die Schule unter gleicher Trägerschaft „Landesheim Markgröningen – Private Heimsonderschule für körperbehinderte Kinder und Jugendliche“.



Mit dem Schuljahr 1975 wurde das Land Baden-Württemberg Träger der Anstalt, die sich nun „Staatliche Schule für Körperbe-

hinderte (Heimsonderschule) Markgröningen“ nennt. Am 13. 10. 1975 zog sie in den Neubau an der Asperger Straße ein.



Der Schäferlauf

Man nennt ihn im Lande, und weit darüber hinaus, mit unserer Stadt in einem Atemzug. Was wäre also Markgröningen ohne seinen Schäferlauf, ohne jenes uralte Fest, das Jahr für Jahr Zehntausende in seinen Bann zieht? Dabei erscheint es eigenartig, daß trotz einer jahrhundertlang ununterbrochenen Tradition die geschichtlichen Anfänge dieses ältesten schwäbischen Zunftfestes noch immer im dunkeln liegen: Niemand weiß mit Bestimmtheit zu sagen, wann dieses Fest erstmals gefeiert wurde und wer sein Stifter war. Die erste geschichtliche Spur des „Schäfermarktes zu Gröningen“ findet sich in einer Rechnung des Markgröninger Spitals aus dem

Jahr 1443, in der es heißt, daß der Spitalmeister „nach Gewohnheit des Hauses am Bartholomäustag den Konventualen, Knechten, Mägden und dem ganzen Gesind“ Säckel, Messer und Nestel kaufte. Dieses „nach Gewohnheit des Hauses“ läßt den Schluß zu, daß dieses Fest noch viel älter sein muß. Der Markgröninger Historiker Ludwig Heyd vermutete den Anfang des Schäferlaufs in der Zeit der staufischen Kaiser, „welche für das Aufblühen von Volks- und Zunftfesten sehr geneigt“ waren. Die fehlende Historie des Schäferfestes mag Anlaß dafür gewesen sein, daß sich um dessen Ursprung eine Reihe von Sagen bildeten,

Wir finden Unterzogene, Herzog: Württembergischer Ober-
 Amtmann, Bürgermeister, Herzog: Landzahlmeister, auf Vorantritt
 Ober-Meisters der Visafar Hauptladen zu Gröningen Urkunden und
 bekennen hiemit! Demnach Crispinus Gnahn, Ironalige Bürger
 zu Gypfingen, Maulbroner Ober-Amtmann, hiemit dato bei allseitiger
 Zunft im Laß Meister Recht gegeneinander angefaßt; Wir auf den selben
 nach dem in Ordnungmäßigen und außerschiedlichen, auf den Urbauß
 der Visafarney und auf besagig examinirt, und tüchtig befunden worden;
 als Visafar Meister und Land, und bei der Ladung aufgerichtet haben;
 Soll wie obene Crispinus Gnahn, Linfar offener Meister hiemit
 unter nachstehender Genehmigung zu seiner Legitimation hiemit allfall.
 geben Gröningen den 20. Sept. 1764.

Im Vingling
 S. Ober-Amtmann.
 Beeijer.

S. Bürgermeister,
 Benjamin Gysinger
 David Gröninger
 Pettilius Junius Keller

S. Ober-Meister
 Joseph Maack in Kellern
 Johann Georg Künzler
 Joseph Jacob Künzler
 Mathias Zettler

S. Herzog: Landzahlmeister.
 Josef Jacob Diefenfer.

die bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben sind. Wenn diese Sagen auch inhaltlich etwas voneinander abweichen, so haben sie doch alle die legendäre Gestalt des „treuen Schäfers Bartel“ zum Mittelpunkt, dem zu Ehren das Fest gestiftet sein soll und womit wohl für den ganzen Schäferstand die Gewissenhaftigkeit und die selbstlose Treue des Schäfers zum höchsten sittlichen Gebot erhoben werden sollten. Dem Schäfer Bartel wurde auch im Markgröninger Schäferlauf-Festspiel ein Denkmal gesetzt. Seit Jahrhunderten treffen sich Schäfer und Schäferinnen aus dem ganzen Land – früher auf Grund obrigkeitlicher Ordnungen, heute



Auf der Seite links eine Urkunde aus Zeiten, da der Schäferlauf noch heiteres Ende einer ernsthaften Zunfftagung war. Sie wird für den Schäfer Crispinus Gnahn, „dermaligen Bürger von Iptingen im Oberamt Maulbronn“, ausgestellt und macht ihn, nachdem er „auf das Schäfereweßen behörig examiniert und tüchtig erfunden worden“, zum Schäfermeister. Oberamtmann, Bürgermeister, Obermeister der Zunft und der herzogliche Landzahlmeister unterzeichnen sie.

Daneben die Verschwörungsszene aus dem Festspiel vom treuen Schäfer Bartel. Und oben einer seiner Standesgenossen von heute beim alljährlichen Leistungshüten am Vortag des Festes.



Mit Dudelsack, Geige und Klarinette lassen die „Ladenpfeifer“ die traditionellen Schäfermelodien zum Auftakt des Festes als Ständchen für die „Honoratioren“ erklingen. Die Reiter des örtlichen Reit- und Fahrvereins präsentieren sich als Graf von Gröningen, Herold und Ritter, der Bürgermeister applaudiert erfreut über des Landrats „guten Zug“, und dieser, zu sprichwörtlich schöner Altweibersommerzeit selten in so wahren Sinne des Wortes zum Schirmherrn geworden, läßt sich lächelnd durch das von zarter Hand geknüpft Schäfernestel mit der Schäfer Stand und Stadt verbinden. Dann wird das Fest an der Rathauspforte eröffnet.

freiwillig – in der Schäferlaufstadt, die sich für diese Tage festlich herausputzt. Die „Ladenpfeifer“ mit dem Dudelsack spielen zum Auftakt, und das vorangehende Leistungshüten erinnert an den Ursprung.

Die heute nämlich beim Schäferlauf üblichen Volksbelustigungen bildeten früher erst den Abschluß des großen Zunfttreffens. Damals standen am Anfang der Wollmarkt (ein weit über das Land hinaus bekannter Markt), die Tagung der Zunft und des Zunftgerichts – es hatte eine eigene Gerichtshoheit –, die Zahlung der sogenannten Leggelder sowie die Aushändigung der Meisterbriefe; erst dann begann das festliche, vergnügte Treiben, dessen Ablauf von Herzog Eberhard in der Schäferordnung vom 21. August 1651 ebenso festgelegt worden war wie die offiziellen Zunfthandlungen.

Heute ist der Schäferlauf ein Volksfest geworden, an dem aber die Obrigkeit des Landes und des Kreises, die Schäfer und die Schäferzunft noch immer großen Anteil nehmen. Der Wettlauf der Schäfer und Schäferinnen – barfuß auf dem 300 Schritt langen Stoppelfeld –, ihre Krönung zu Schäferkönig und -königin, wie der figurenreiche Huldigungstanz sind offizielle und berufsständische, man kann auch sagen „zünftige“ Höhepunkte. Geblieben ist der reizvolle Zauber dieses Festes, für das man sich kaum eine schönere Kulisse vorstellen kann als das Bild dieser Stadt. Wer einmal den farbenprächtigen Festzug erlebte, der unter feierlichem Glockengeläute zum traditionellen Festgottesdienst in der Bartholomäuskirche zieht, der wird dieses alte Fest nie vergessen.

Max Mertz





Feststehend von Anbeginn und trotz zeitbedingter Notwendigkeiten nach Sinn und Inhalt sorgsam bewahrt ist der Ablauf des Schäferfestes. Wie einst sammeln sich die Schäfer am Morgen ihres Tages um ihre Fahne. Statt der Zunftordnung der Grafen und Herzöge hören sie die Worte ihres Verbandsvorsitzenden. Vor aller Lustbarkeit ziehen sie nach alter Vorschrift mit dem Festzug in die Kirche und nach dem Gottesdienst hinaus auf das Stoppelfeld. Im Wettlauf, 300 Schritt barfuß über den abgernten Acker, ermitteln sie König und Königin ihrer Zunft.



Bürgermeister Vogel und Stadtrat Tomschik als Sprecher verfolgen das Geschehen, die Stadträte Krämer und Grüner lauschen den Worten ihres Ratskollegen Remmele.





Nach der Krönung des siegreichen Paares wird ihm zu Ehren und als Huldigung der figurenreiche, bunte Schäfertanz vorgeführt. Mancherlei Belustigung folgt dann mit dem Hahnentanz, mit Wassertragen, Sackhüpfen und Reiterspielen.





Die Vielfalt der Vereine

Ob es in den früheren Jahrhunderten in der Geschichte Markgrönings Vereine oder vereinsähnliche Gemeinschaften im heutigen Sinne gab, wissen wir nicht. Überlieferungen, Urkunden oder Nachweise sind hierüber nicht vorhanden. Gleichwohl gab es in vergangenen Zeiten schon Zusammenschlüsse gleichgesinnter oder vom gleichen Schicksal betroffener Bürger im Rahmen der Kirche, der Zünfte und Stände innerhalb der engen Mauern unserer Stadt.

Idealvereine, wie wir sie heute kennen, entstanden bis auf frühere Ausnahmen allorts erst ab dem Beginn des vorigen Jahrhunderts im Gefolge der industriellen Revolution. Sie waren wohl zunächst Geselligkeitsvereine, die anfänglich vorwiegend den oberen Ständen des Bürgertums vorbehalten blieben. Schon bald bildeten sich jedoch auch volkstümliche Vereinsbewegungen. Turn-, Gesang- und Schützenvereine wurden gegründet, in denen sich immer mehr Gleichgesinnte zusammenfanden.

Heute spielen die Vereine im kulturellen, sportlichen und berufsständischen Leben einer Stadt eine ganz bedeutende Rolle. Dies gilt im besonderen Maße auch für Markgrönningen. 33 Vereine sind es allein in der Stadt, hinzu sind noch 11 Vereine in der früheren Gemeinde Unterriexingen gekommen.

Die Motive, die zu einer Vereinsgründung und zum Vereinsbeitritt führen, sind sicherlich vielfältig. In erster Linie ist wohl der Verein für jedes Vereinsmitglied eine Stätte der Geselligkeit. Dort besteht die Möglichkeit, mit Gleichgesinnten seinem Hobby nachzugehen, die Interessen zu verfolgen und die Freizeit zu gestalten. Man findet dort Anschluß, kann Kontakte knüpfen, Bekanntschaften pflegen, Erfahrungen austauschen und sich in der Gemeinschaft wohlfühlen.

Gelegenheit dazu gibt ein stark entwickeltes Vereinsleben mit regelmäßigen Übungsabenden, Ausflügen, Wanderungen und einer Fülle von Veranstaltungen der verschiedensten Art.

Weit spannt sich dabei der Bogen der Verei-

ne, die seit dem letzten Jahrhundert in Markgröningen entstanden sind.

Als ältester Verein in der Stadt ist wohl der Liederkranz zu nennen, der bereits im Jahre 1827, also vor mehr als 150 Jahren, gegründet wurde. Er sollte auch für längere Zeit der einzige Markgröninger Verein bleiben, der sich im Bereich der Musik betätigte. Erst nach der Jahrhundertwende schlossen sich weitere Gleichgesinnte in ähnlicher Art zusammen. Freunde der Musik gründeten im Jahre 1920 den Musikverein, der heute als Musikverein Stadtkapelle Markgröningen eine Blaskapelle, einen Fanfarenzug, einen Spielmannszug und als Sonderabteilung die Fasnetgilde mit ihren Tanzgarden umfaßt. Höhepunkt des Vereinsgeschehens sind die alljährlich veranstalteten internationalen Musikfeste, zu denen sich im Laufe der Jahre hervorragende Kapellen aus vielen Ländern Europas eingefunden haben. Die Freunde des Harmonikaspiels vereinigten sich 1937 zum heutigen Handharmonikaclub Markgröningen, und für Freunde der ganz modernen Musik entstand in allerjüngster Zeit eine Interessengemeinschaft „Jazz“.

Nicht weniger bedeutungsvoll sind die Vereine, die sich der sportlichen Betätigung widmen. Im Jahre 1896 wurde der Turnverein Markgröningen gegründet, der heute in seinen 8 Abteilungen Badminton, Handball, Leichtathletik, Schwimmen, Tennis, Tischtennis, Turnen und Volleyball rund 1300 Mitglieder hat. Ihm folgten 1919 der Fußballverein Markgröningen, dem vor einigen Jahren eine Tennisabteilung angeschlossen wurde, und in neuerer Zeit der Reit- und Fahrverein Markgröningen/Mögingen, der Sportschützenverein, die Ski- und der Angelsportverein.

An den Radfahrverein erinnern nurmehr imposante Bilder vom Festzug beim Schäferlauf. Auch der um 1950 rührige Boxsportklub existiert nicht mehr.

Künstlerischer Höhepunkt der Jubiläumsfeiern des Gesangsvereins Liederkranz war 1977 die Aufführung von Haydns „Schöpfung“ in der St.-Bartholomäus-Kirche (Bild links).

Spitzenklasse auf Landes- und Bundesebene sind die Kunstschwimmerinnen des TVM. Im Bild rechts der Zwölferreigen im Stadtbad und bei der Sportlehre mit anderen erfolgreichen Sportlern.





Aber auch Gleichgesinnte mit anderen Interessen fanden sich in vielfältiger Form in Vereinen zusammen. Der Kreis geht über Ortsgruppen des Deutschen Bundes für Vogelschutz und des Schwäbischen Albvereins, den Obst-, Wein- und Gartenbauverein, den Philatelistischen Club, den Schachverein, den Verband der Reservisten der Bundeswehr bis hin zum Kleintierzuchtverein, dem Reisetaubenzüchterverein, dem Verein der Hundefreunde und dem Zuchtverein für Araber und arabisch gezogene Reitponys.

Als berufsständische und standesbezogene Vereine entstanden der Bund der Selbständigen, der landwirtschaftliche Ortsverein, der Landfrauenverein und die Landjugend. Aber auch Bürger mit besonderem Interesse finden sich in Vereinen zusammen. So entstanden der Arbeitskreis Geschichtsforschung, Heimat- und Denkmalpflege und der Verein der Freunde des Hans-Grüniger-Gymnasiums, dem auch schon ein Freundeskreis des Helene-Lange-Gymnasiums vorangegangen war.



Nicht zu vergessen sind aber auch die Vereine und Verbände, die sich ethische und soziale Ziele gesetzt haben, der CVJM Markgröningen, der Ortsverein Markgröningen des Deutschen Roten Kreuzes und der Krankenpflegeverein.

Schließlich gibt es noch Vereinigungen, die sich aus den Folgen der Kriege ergaben: der Verband der Heimkehrer, der Ortsverband der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen sowie der Bund der Vertriebenen. Ein Teil dieser Vereine hat sich in örtlichen Dachorganisationen zusammengeschlossen. Es sind dies der Kulturring, der Stadtverband für Leibesübungen und der Stadtjugendring Markgröningen.

Dieses reichhaltige Angebot an Vereinen gibt auch der Jugend ein umfangreiches Betätigungsfeld. Im Jahre 1978 nahmen rund 1500 Jugendliche unter 18 Jahren die Möglichkeit wahr, in den Jugendgruppen und Jugendabteilungen dieser Vereine ihre Freizeit sinnvoll zu gestalten. Gerade auf diesem Gebiet liegt eine nicht hoch genug einzuschätzende Aufgabe, die sich die Vereine gestellt haben.

Einigkeit macht stark. So wurden von einem Teil der Vereine aus eigener Kraft gewaltige Leistungen erbracht. Vereinsheime wurden errichtet und Sportanlagen gebaut. Große Veranstaltungen mit ausländischen Gästen und Auslandsreisen mit großen finanziellen Opfern tragen zur Völkerverständigung bei. Unzählige Erfolge in Wettbewerben, bis hin zu deutschen Meisterschaften, konnten erungen werden.

Die Zahl der Vereine ist groß. Es gibt eigentlich kaum einen Bereich, in dem sich nicht Gleichgesinnte aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten und Altersgruppen zusammengefunden haben. Die Zahl der Vereine gibt aber auch Zeugnis,



Die Bilder dieser Seiten: Rund um den Aichholzhof haben die Reiter „ihr“ Gelände. Musiker aus 10 und mehr Ländern können beim alljährlichen Internationalen Musikfest als Gäste begrüßt werden. Gemeinsam spielen sie unter Leitung von Musikdirektor Haney vor dem Rathaus, wo sich auch der Fanfarenzug als „Deutscher Meister“ vorstellt. Die Urkunde aus Bürgermeister Vogels Hand soll den jüngsten Sportlern Anerkennung und Ansporn sein. Sie wird bei der alljährlichen Sportlerehrung überreicht.



wie gesellig das Leben in der Stadt ist. Die Vereine in Markgröningen erfüllen damit eine wichtige Aufgabe. Sie sind aus dem öffentlichen Leben nicht mehr wegzudenken.

Dem einzelnen geben sie die Chance, seinen Neigungen in der Gemeinschaft nachzugehen und in unserer schnelllebigen Zeit einer drohenden Vereinsamung zu entgehen. Sie fördern den Gemeinschaftsgeist und das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Ohne sie wäre das Leben in unserer Stadt ärmer, ohne sie würde ein gewaltiges Stück Lebensqualität fehlen.

Hans Weigel, Stadtratsrat

Das wirtschaftliche Leben der Stadt

Wenn man heute von einer gesunden Industrie- und Wohnstadt spricht, so hat Markgröningen diese Entfaltung erst nach dem Zweiten Weltkrieg erreicht.

Markgröningen, das durch seine Lage in den Ausläufern des Langen Feldes und am Rande des Strohgäus immer schon stark landwirtschaftlich orientiert war, hatte wohl zahlreiche Handwerksbetriebe aufzuweisen. Gewerbebetriebe waren bis zum Zweiten Weltkrieg nur in geringer Zahl vorhanden.

Die Ziegelei (heute noch in Betrieb) stellt sicher den ältesten Gewerbe- und auch die Steinbrüche weisen auf einen frühen Abbau hin. Im 17. Jahrhundert breitete sich das Gerbereigewerbe aus. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand eine Seilerei und um 1900 lagen die Anfänge der Seidenstoffweberei.

Zwar war die Stadt seit 1916/17 durch den Bau der Bahnlinie Ludwigsburg–Markgröningen an das Eisenbahnnetz angeschlossen, doch der Hauptverkehr lief abseits der Stadt.

Der eigentliche Aufschwung kam dann nach dem Zweiten Weltkrieg. Neue namhafte Betriebe konnten angesiedelt werden, und dem ortsansässigen Gewerbe war die notwendige räumliche Ausdehnung ermöglicht worden. So konnten zahlreiche Arbeitsplätze am Ort geschaffen werden. Gleichzeitig war es durch die gesunde Entwicklung von Handel, Gewerbe und Industrie auch möglich, mit den ständig wachsenden kommunalen Aufgaben bis hin zur Schaffung der weiterführenden Schulen fertig zu werden. Waren es um 1950 noch rund 600 Arbeitsplätze in der Stadt, so sind es im Stadtteil Markgröningen heute nahezu 4000.

Sehr stark ist die Metallindustrie vertreten. Ihre Produktion umfaßt Motorenkolben, Werkzeuge, Autozubehörteile, Stanzwerkzeuge und Apparate. Die Textilindustrie wird durch Unternehmen bestimmt, die textile Bodenbeläge und Formpolster herstellen. Elektrotechnische Industrie, Möbelfabrikation, Baugewerbe und Steinbrüche prägen ebenso das Bild der Stadt wie große Lagerhäuser, Auslieferungslager und Speditionen. Schließlich ist die Zahl der Kleinbetriebe zu erwähnen, die sich auf verschiedenen Gebieten erfolgreich betätigen.

Kurt Roller, Stadtpfleger

Landwirtschaft

Landwirtschaftliche Betriebe ab 0,5 Hektar in Markgröningen

1966	302
1968	246
1971	164
1974	153
1975	148
1976	143
1977	124
im Stadtteil Unterriexingen 1977	45

Die Wirtschaftsfläche für die Bodennutzungserhebung 1978 betrug für Markgröningen 1600 ha, für Unterriexingen 644 ha.

Nach der Aufteilung der Wirtschaftsfläche ergeben sich folgende Hauptnutzungsarten:

Ackerland	995 ha	383 ha
Obstanlagen	12 ha	1 ha
Dauerwiesen	112 ha	106 ha
Dauerweiden	202 ha	–
Rebland (im Ertrag stehend)	16 ha	5 ha
Wald	91 ha	52 ha

Die durchschnittliche Betriebsgröße stieg von 543 a im Jahre 1966 auf 1123 a im Jahre 1976.

Gewerbe, Handwerk, Industrie

Markgröningen

Gewerbebetriebe	109
Handwerksbetriebe	110
Industriebetriebe	14
Sonstige Betriebe	99

Stadtteil Unterriexingen

Gewerbebetriebe	15
Handwerksbetriebe	22
Industriebetriebe	6
Sonstige Betriebe	16

Arbeitsplätze insgesamt: rund 4000

Verzeichnis der Gewerbe-, Handwerks- und Industriebetriebe

Das folgende Verzeichnis umfaßt alle Markgröninger Unternehmen, also auch die Betriebe im Stadtteil Unterriexingen.

In Klammern nach der Straße bedeutet Schbh. = Schönbühlhof, Th. = Talhausen, Uri. = Unterriexingen.

Aggousis, Dimitrios	Kirchgasse 7	Gasthaus „Goldenes Hufeisen“	Anhorn, Richard	Hermann-Roemer-Straße 31	Elektroinstallation
Akbej, Yasar	Kirchgasse 4	Lebensmittelgeschäft	Arizzi, Angiolina	Tammer Straße 3	Lebensmittel-einzelhandel
Albrecht, Heinz	Gartenstraße 34	DFZ-Hofmann-Menü Beratung und Verkauf	Arizzi, Gianpaolo	Tammer Straße 3	Lebensmittel-, Wein-, Spirituosen-Großhandel
Albrecht, Rolf	Betzgasse 2	Taxiunternehmer	ATS-Bau GmbH	Raiffeisenstraße 20	Tief- und Straßenbau
Amore, José	Grabenstraße 35	Handel mit Gebrauchtfahrzeugen	Autenrieth, Dieter	Ostergasse 27	Raumausstattung

A-Z Heizungs- und Industriebedarf Inh. Alfons Zadrewski	Anton-Bruckner- Straße 19	Fachhandel f. Hei- zungsbedarf, Stütz- punktgroßhändler f. Fußbodenheizungen	Beckert, Ralph- Eberhard	Paulinenstraße 37	Bandstahl-Schnitte
Babics, Klemens	Tammer Straße 24	Reifenhandel und Gummiformartikel	Behringer, Rosa	Friedhofweg 18	Nähmaschinen- Einzelhandel
Bader, Ulrich	Grabenstraße 38	Bau- und Möbel- schreinerei	Benseler GmbH	Werk I Im Sträßle 4 W. II Steinbeisstr. 1	Metallwerk – Oberflächentechnik
Bader, Ursula	Fasanenweg 6 (Uri.)	Haarstudio	Benzler, Gudrun	Birkenweg 2 (Uri.)	Schädlingsbekmpfg.
Bäzner, Eberhard	Ludwig-Heyd- Straße 15	Maler- und Lackierwerkstatt	Berg, Emil	Kirchgasse 5	Café – Konditorei
Balmer & Renz oHG Inh. Manfred Pflaumer	Ostergasse 16	Textilfachgeschäft	Bergmann, Hans- Otto	Alte Ölmühle	Handelsvertreter
Bangerter, Richard KG	Glemsstraße 4 (Uri.)	Mechanische Werkstatt	Berner, Georg	Graf-Eberhard- Weg 22	Tennishalle
Bareiß, August	Mozartstraße 7	Handelsvertretung	Berthold, Erich	Im Bissinger Pfad 24	Handelsvertreter
Barone, Antonio	Stelzengasse 4	Lebensmittel- vertretung	Betzner, Friedrich	Klingenweg 31 (Schbh.)	Erd- und Abbrucharbeiten
Bartholomé, Erich GmbH u. Co. KG	Uhlandstraße 8	Eisenwarenhandlung – Bauelemente	Betzner, Martin	Industriestraße 13 (Uri.)	Stahlbau-Schlosserei Sanitäre Installationen
Barner, Rolf	Graf-Hartmann- Straße 24	Bezirks-Schornstein- fegermeister	Beutel, Ella	Industriestr. (Uri.)	Formenbau
Bauer, Walter	Hauptstraße 37 (Uri.)	Gaststätte „Krone“ Bäckerei – Lebensmittel	Bierbrauer & Nagel KG	Esslinger Gasse 6	Druckerei
Baumann, Sigrid	Porschestraße 17	Schreibbüro	Billich GmbH & Co. Filiale Markgröningen	Bahnhofstraße 3	Lebensmittel- Discount
Baumgärtner u. Burck GmbH u. Co. Zweigstelle Markgröningen	Maulbronner Weg	Bauwerks- abdichtungen – Gußasphaltbeläge	Bioforce GmbH	Jahnstraße 20 (Uri.)	Biologische Nahrungs- mittel, kosmetische u. pharmazeutische Frischpflanzenpräparate
Baur, Herbert	Gutenbergstraße 18	Bezirks-Schornstein- fegermeister	Bissinger, Otto	Schloßgasse 3	Schuhreparatur
Bayha, Marlis	Enzstraße 15 (Uri.)	Friseursalon	Sport-Bissinger Inh. Hans Bissinger	Schloßgasse 3	Sportfachgeschäft
Bayha, Richard	Finkenweg 19	Mechanische Werkstätte	Bock, Franz	Industriestraße (Uri.)	Fleisch- und Wurst- waren-Herstellung
B. u. B. Metallbau GmbH	Großsachsenheimer Straße 9 (Uri.)	Metallbau	Boegershausen, Elli	Bergweg 2 (Th)	Vertrieb von Futter- mitteln
Bechtle, Franco	Maulbronner Weg 34	Embe-Brillenfabrik	Böhringer, Wolfgang	Pforzheimer Straße (Schbh.)	Gaststätte „Röble“
Béck, Heinrich	Unterriexinger Straße 73	Fensterbau	Böhringer, Wolfgang	Pforzheimer Straße (Schbh.)	Motorradverleih und -verkauf
Beck, Irmgard	Rotenacker 7	Gaststätte „Natur- freundehaus“	Brauer, Helmut	Max-Eyth-Straße 6	Versicherungsvertr.
			Braun, Hubert	Bahnhofstraße 3	Antennenbau- und Lautsprecher-Über- tragungsanlagen

Braun, Walter	Kirchgasse 19	Textileinzelhandel- und Sportfachgeschäft	Domrös, Eberhard	Glemsstr. 36 (Uri.)	Druckerei
Brecht, Hagen	Ostergasse 4	Elektro-Installation	Dongus, Roland u. Bärbel	Marktplatz 6	Textilgeschäft „Modekiste“
C + A Brenninkmeyer	Im Sträßle 3	Zentralauszeichnungs- stelle	Duppui, Rolf	Wernerstraße 28 A	Mechanische Werkstatt
Bressnik, Katharina	Porschestraße 19	Schreibbüro	Dürr, Otto An- lagenbau GmbH, Werk	An der Bracke 9 Markgröningen	Produktbereich Elektrosysteme
Buchenroth, Karl	Hauptstr. 12 (Uri.)	Schuhmacherwerkstatt	Kälte-Eckert	Maulbronner Weg 39	Kälte- und Klima- anlagen
Büchele, Alfred	Ostergasse 28	Gaststätte „Löwen“	Energieversorgung Schwaben AG EVS	Pulverdinger Weg	Umspannwerk „Pulverdingen“
Ostertor-Apotheke Inh. Trude Bücher	Ostergasse 33	Apotheke	Ensslen, Rudolf, jun.	Daimlerstraße 5	Vers.-Vermittlung
Burger, Waltraud	Ostergasse 20	Lebensmitteleinzelhdl.	Enz, Hedwig	Hermann-Roemer- Straße 34	Enzeckstühle
Burkhardt, Irmtraut	Graf-Eberhard- Weg 35	Neubau und Verkauf von Gebäuden und Eigentumswohnungen	Erfle, Ernst	Ostergasse 34	Friseursalon
Ceriello u. Cifrodelli	Esslinger Gasse 4	Lohndreherei	Fabiunke, Peter	Schmale Gasse 3/1	Malerarbeiten
Clauß, Kurt	Grabenstraße 51	Gaststätte „Zum Hahnen“	Falkenberg, Erhard	Ostergasse 32	Handelsvertreter
Däuble, Herbert	Keplerweg 10	Immobilien-Verm.	Fellmann, Otto	Goethestr. 23 (Uri.)	Baugeschäft
Dangel, Lore	Sudetenstraße 2	Vertretung	Fels, Hildegard	Graf-Leutrum- Straße 21 (Uri.)	Flaschenbierverkauf
Spedition Hans Davids KG	Oberthstraße 1	Textilspezialtrans- porte	Ferrero OHG	Maulbronner Weg für Nahrungs- und Genußmittel	Verkaufsniederlassung
Debus, Bruno	Lilienthalstraße 15	Ölfeuerungsanlagen	Fingerle, Helmut		Bauunternehmung
Decker, Manfred	Unterriexinger Straße 43	Gas- und Wasser- Installation	Finnweg, Herbert	Ant.-Bruckner-Str. 8	Schuh-Einzelhandel
	Bauflaschnerei, Propangas-Vertrieb Herde und Öfen		Finze, Helmut	Am Mühlberg 13	Beratender Ingenieur
Diamant, Bernhard	Bonatzweg 2	Textilhandel	Frank KG	Paulinenstraße 17	Fleisch-Verkaufsstelle
Diamant, Henoch	Sudetenstraße 13	Textilhandel	Fleischwarenfabr.		
Dick, Theobald	Hauptstr. 59 (Uri.)	Elektrogeschäft	Frey, Hans	Andlerstraße 19	Bau- und Möbel- schreinerei
Dieterich, Elisabeth	Helenenstraße 12	Küferei – Weinstube	Frick, Anneliese	Schreiner-gasse 1	Einzelhandel mit Vorhängen
Dieterle, Hermann	Wettegasse 2	Verlegung von Fußböden	Funk, Wilfried	Münchinger Str. 32	Handel mit Gebrauchtfahrzeugen
Dieterle, Irma	Wettegasse 2	Friseursalon	Galenski, Ursula	Fasanenweg 10 (Uri.)	Heißmangel
Dilger, Elfriede	Lilienthalstraße 9	Herstellung von Ziergegenständen	Gassmann, Siegfried	Behringweg 14	Aral-Tankstelle
Döring-Funktions- Elektrik Inh. G. Rolf Döring	Unterriexinger Straße 38	Vertrieb von elektro- technischen Geräten und Anlagen	Gehring, Erich	Hauptstr. 24 (Uri.)	Metzgerei
Döttl, Christian GmbH + Co. KG	Volmarstraße 3	Feinmechanik und Maschinenbau	Gerne, Otto	Gaißergäble 1	Flaschnerei und Installation
			GKH Bauunterneh- mung GmbH	Hauffstraße 13	Bauunternehmen

Glaser, Robert	Talstraße 7 (Uri.)	Schreinerei	Häussermann, Winfried	Marktplatz 9	Textileinzelhandel
Gloss, Walter	Rob.-Bosch-Str. 6	Verkehr mit Mietwagen	Havránek, Jindřich	Paulinenstraße 2	Konstruktion und Vertrieb von Werkzeugen
Golubic, Anna-Christine	Esslinger Gasse 3	Quelle-Agentur	Heimerdinger, Fritz	Helenenstraße 38	Bäckerei
Gramlich, Karl-Heinz	Volmarstraße 1	Stahlbau und Schlosserei	Heinemann, Christa	Liebigweg 18	Textil-Kindermode
Griesshaber, Ernst KG	Am Ruxart	Holzgroßhandlung	Heinzmann, Paul	Vaihinger Straße 7	Gaststätte „Ritter“
Gröner, Erich	Maulbronner Weg 25	Schlosserei, Schmiede	Hengel, Hermann u. Söhne	Bahnhofstraße 14	Sanitär- und Heizungsbau
Gröppner, Edwin	August-Lämmle-Straße 5/1	Automaten-Betrieb	Herr, Erwin	Kirchhalde 2 (Uri.)	Fuhrunternehmen – Güternahverkehr
Gruber, Josef	Kirchgasse 15	Raumausstattung	Herrnkind, Erich	Ostergasse 36	Blumengeschäft, Gärtnerei
Grüner, Paul	Sudetenstraße 25	Gerätebau	Hertfelder, Otto	Behindertenheim	Reinigung von Heizkesseln
Grünholz und Berg	Richard-Wagner-Straße 4	Fliesengeschäft	Hildenbrand, Jürgen	Borsigweg 4	Vers.-Vertreter
Günzler, Rudolf	Kirchgasse 22	Elektroinstallation	Hohn, Werner	Bahnhofstraße 18	Elektro-Installation
Gutscher, Friedrich Wilhelm	Spitalgasse 2	Namensschilder	Ilg, Otto	Ostergasse 25	Schuhhaus und Reparatur-Werkstatt
Haag, Max	Marktplatz 12	Herrenfriseur	Imle, Erwin	Gartenstraße 15	Holz- und Treppenbau, Schreinerei
Hackenbruch, Rolf	Bahnhofstraße 25	Foto-Drogerie	Ingenieurbüro Laupp GmbH	Auf Landern 18	
Häcker, Bernhard	Schillerstraße 22	Reisebüro	Jäger & Sohn KG	Maulbronner Weg 36	Treppenbau
Häcker, Doris	Marktplatz 9	„Roku“ Gerätevertrieb	Jakowetz, Adolf	Beethovenstraße 1	Textil-Handelsvertreter
Häcker, Helmut	Schillerstraße 25	Tanzkapelle	Juppenlatz, Gertraud	Ostergasse 36	Geschenklädle
Häcker, Otto	Ostergasse 14	Totoannahmestelle	Juppenlatz, Hermann, jun.	Ostergasse 27	Polsterwerkstätte
Häcker, Ulrich u. Gerda	Raiffeisenstraße 16	Diskotheek „Las Vegas“	Joannidis, Filippos	Ostergasse 1	Lebensmittel-einzelhandel
Häcker, Ulrich	Rotenacker 2	Getränkeauslieferungslager	Karstadt AG	Maulbronner Weg 34	Außenlager Markgröningen
Hahn, Helene	Esslinger Gasse 2	Gaststätte „Ochsen“	Kasseckert, Hilda	Weberstr. 23 (Uri.)	Gaststätte „Zum Bürgerstübli“
Haisch, Wilhelm	Küfergasse 5	Herrenfriseur	Kefer, Hans	Spitalmühle	Getreidemühle
Hansa-Fertigmenü GmbH u. Co.	Zeppelinstraße 36	Verkaufsbüro und Auslieferungslager	Kehle, Martin	Finstere Gasse 18	Vermittlung von Versicherungen und Bausparverträgen
Hammer, Kurt	Wernerstraße 3	Chemische Reinigung, Annamestelle			
Harasek, Irina	Bahnhofstraße 26	Kosmetiksalon – Parfümerie Boutique Jana			
Haug, Walter	Talstraße 24 (Uri.)	Schuhreparatur			

Ketter, Hans Dieter	An der Bracke 2	Citroën-Chrysler-Simca-Vertragswerkstatt	Layher u. Co. Ziegelwerk	Münchinger Straße 50	Ziegelwerk
Keuerleber, Herbert	An der Bracke 4	Mechanische Werkstätte	Lieber, Ingeborg	Ostergasse 32	Foto-Fachgeschäft
Emka-Chemie Dr. Manfred Kleemann & Co. GmbH	Am Schlüsselberg 4	Organische Feinchemikalien	Kühlhaus Linde Neckar GmbH	Zeppelinstraße 36	Lagerung tiefgefrorener Güter bis 30 °
Kleiber, Waltraud	Gaißergäßle 2	Hobby- und Bastelartikel	Linder, Ute	Graf-Hartmann-Straße 10	Chemische Reinigung
Klein, Heinz	Tammer Straße 26	Bäckerei	Link, Ingrid	Oberriexinger Straße (Uri.)	Tankstelle
Klug, Hans	An der Bracke 3	Farbstudio	Link Landtechnik GmbH Mundelsheim	Im Sträßle 2	Haus der Landtechnik
Kluth, Claus-Rainer	Mozartstraße 5	Kaufmann	Autohaus Link GmbH	Oberriexinger Straße 12 (Uri.)	Kfz-Werkstatt und Autohandel
Knoll, Frida	Talhausen	Gastwirtschaft	Locher, Florian	Robert-Bosch-Straße 1	Vertrieb chemischer Erzeugnisse
Koch, Günter	Am Mühlberg 24	Kunst in Leder Atelier	Luitz, Norbert	Anton-Bruckner-Straße 21	Handelsvertreter
Koch, Hannelore	Einsteinweg 18	Bauzeichnerbüro	Lussi, Rainer	Grabenstraße 25	Wäscherei
Körner, Heinz	Bahnhofstraße 14	Fuhrbetrieb	Lutz, Adolf	Uhlandstraße 11	Brandmalerei, Lutz-Einbrennarbeiten
König, Werner	Neufferstraße 3	Rathaus-Drogerie Foto-Quelle-Agentur	Lutz, Walter	Schrenergasse 5	Malergeschäft
Kral, Ingrid	Marktplatz 5	Textil-Einzelhandel	Mahle GmbH	Tammer Straße	Kolbenfabrik
Krauß, Hermann	Ludw.-Heyd-Str. 32	Schuhmacherwerkstatt	Zweigwerk Markgröningen		
Landern-Apotheke Krauß, Werner	Auf Landern 24	Apotheke	Maier, Hermann	An der Bracke 11	Kunsthandwerkliche Schreinerwerkstätten, Innenausbau
Krebs, Hermann	Grabenstraße 42	Flaschnerei	Maile, Berta	Hölderlinstraße 15	Allianz-Vers.-Agentur
Kreissparkasse Ludwigsburg	Bahnhofstraße 2 Glemsstraße (Uri.)		Mall KG Nachfolger	An der Bracke 27	Autozubehörfabrik
Kretschmer, Christa	Helenenstraße 23	Heißmangel	Mallia, Giuseppe	Stelzengasse 18	Textilvertreter
Krieg, Gustav KG	Hans-Grüninger-Weg	Straßenbau, Transportbetonwerk	Mammele, Otto	Zeppelinstraße 10	Kartonagenfabrik
Kromer, Friedrich	Hauuffstraße 4	Getränkhandel	Mattes, Adolf	Weberstr. 37 (Uri.)	Zimmereibetrieb
Krone, Rudolf und Sturm, Heinz	Schloßgasse 9	Heizung- und Sanitär-Installation	Mauk, Elfriede	Sudetenstraße 1	Blumenhaus
Kuhnle, Dietmar	Ostergasse 31	Bäckerei	Maulick, Erich	Marktplatz 13	Gaststätte „Krone“
Kumpf, Ernst KG	Zweigwerk: Mkgr.-Unterriexingen	Obstverwertung	Mavroudis, Joanis	Asperger Straße 10	Fuhrbetrieb – Güternahverkehr
Lakowitz, Dietrich	Ostergasse 17	Sportfachgeschäft	Mavroudi, Soutana	Ostergasse 8	Gaststätte „Hirsch“
Lakowitz, Martin	Schloßgasse 17	Getränkhandel	Metzler, Gisela	Schrenergasse 1	Handarbeitsgeschäft
Langbein, Helmut	Im Sträßle 6	Textildruck und -handel	Müller, Edmund	Industriestr. (Uri.)	Auslieferungslager
Langer, Wolfgang GmbH	An der Bracke 28	Import – Export und Großhandel	Chemische Fabrik Walsrode		
			Müller, Gotthold	Paulinenstraße 22	Uhrenfachgeschäft

Näher, Georg GmbH	Hans-Grüninger-Weg	Textilwerk	Rauschmaier, Peter	Ostergasse 4	Farbenhaus, Antiquitätenhandel
Neckarwerke Elektrizitätsversorgung AG		Elektrizitätswerk	Reimertshofer, Peter	Schloßgasse 17	Gaststätte
Neudeck, Horst	Maybachstraße 12	Kücheneinbau	Schloßkeller Club		
Neuffer, Peter	Raiffeisenstr. 18	Omnibus-Reisedienst	Reinhardt, Martin	Marktplatz	FS-Kundendienst, Lautsprecheranlagen, Radio
Noack u. Günther	Auf Landern 24	Programmierungsbüro NC-Maschinen-Programmierung	Renova Reinigung Ludwigsburg	Ostergasse 21	Filiale Markgröningen
Norelem Norm-Elemente-Bau GmbH	Volmarstraße 2	Herstellung und Vertrieb von Norm-Elementen für Vorrichtungen u. Maschinen	Renz, Manfred	Auweg 8	Gipser- und Stukkateurgeschäft
			REWE-Markt	Ostergasse 10	Lebensmittelmarkt
Dr. Oetker Tiefkühlkost GmbH Bielefeld	Zeppelinstraße 36	Auslieferungslager für Tiefkühlkost	Ringel, Leo, KG Nürnberg	Zeppelinstraße 36	Lebensmittelgroßhandel, Auslieferungslager
			Rössle, Helmut	Paulinenstraße 2	Elektronische Anlagen
Ott, Anton	Bahnhofstraße 26	Versicherungsbüro, Generalagenturen	Roller u. Fischer	Tulpenweg 7a	Herstellung v. Steuertransformatoren
Papathomas, Hannelore	Tammer Straße 2	Gaststätte „Lamm“	Rommel, Irene	Talstraße 2 (Uri.)	Textil-Einzelhandel
Peckruhn, Helga	Amselweg 10	Avon-Kosmetikvertr.	Rommel Willi	Enzstraße 23 (Uri.)	Handel mit Textilien
Pehlke, Irmgard	Marktplatz 3	Buch- und Schreibwarenhandlung	Rübenach, Gunnar	Grabenstraße 6	Präzisionsdreherei
Kupa-Top-Kauf Piccolo Warenhandels-gesellschaft	Bahnhofstraße	Lebensmittel-Großmarkt	Rühle, Erwin	Oberriexinger Straße 9 (Uri.)	Getränkevertrieb
Popp, Eberhard	Lilienthalstraße 2	Güternahverkehrsunternehmen	Rugart, Adolf	Weberstraße 28 (Uri.)	Malergeschäft
Prauss, Hans-Joachim	Dr. Oetker Tiefkühlkost GmbH Bielefeld	Finstere Gasse 1	Ruse, Johann	Uhlandstraße 4	Schreinerei
			Saltuari, Lore	Hauptstraße 40 (Uri.)	Gaststätte Löwen
Raab, Barbara	Daimlerstraße 4	Vermittlung von Versicherungen	Sammet, Werner	Möglinger Straße 24	Opel-Dienst, Fanal-Tankstelle
Rader, Hermann, jun.	Münchinger Str. 53	Mechanische Werkstätte und Tankstelle	Schäfer, Max	Hauptstraße 18 (Uri.)	Hausschlachtungen
Rafler, Rudolf	Starenweg 5	EDV-Beratung	Schäfer, Walter	Schreiner-gasse 2	Elektrogeschäft und Spielwaren
Raff, Lore	Ostergasse 14	Friseursalon	Schäfer, Walter	Ostergasse 5	Versicherungsgeneralagentur
Raiser u. Gruber und Co. GmbH	Wernerstraße 12	Baugeschäft	Schäfer, Wilhelm	Maybachstraße 12	Handelsvertreter
Ratgeber, Gerlinde	Ostergasse 6	Reformhaus	Schautd, Gerhard Walter	Robert-Bosch-Straße 1	Bäckerei
Rau, Friedrich	Hermann-Roemer-Straße 9	Fahrzeuglackierung	Scheidweiler, Otto	Behringweg 22	Verlagsvertreter
Rau, Willi	Grasiger Weg 6	Dachdeckerbetrieb	Schetterer, Peter	Tammer Straße	Tankstelle und Wagenpflege

Scheuffele, Richard	Mörikestraße 14	Vertretung	Spitzer, Edmund	Glemsstr. 33 (Uri.)	Bezirksvertreter
Schuhhaus Schinz u. Co.	Graf-Hartmann- Straße 1	Schuhwaren-Einzel- handel	Spitzer, Josef	Enzstr. 16 (Uri.)	Bezirksvertreter
Schinz, Fritz	Graf-Hartmann- Straße 3	Zimmergeschäft	Stahl, Albert u. Söhne	Enzstraße 7 (Uri.)	Möbel-Innenausbau
Schmidt, Klaus- Dieter – St.-Bartholomäus-Apotheke	Ostergasse 22	Apotheke	Steng, Rainer	Marktplatz 2	Gaststätte „Ratstühle“
Schnabel, Walter	Münchinger Str. 59	Metallveredlungs- betrieb	Stier, Eugen	Weberstraße 9 (Uri.)	Handel mit Agrar- produkten
Schneider, Heinz	Karlstraße 5	Mechanische Werkstätte	Stöhr, Dietmar	Schäferweg 44	Gaststätte „Kegelstube“ Sportcafé und Kegelbahnen
Schneider Import-Export GmbH	Maulbronner Weg 25	Groß- und Einzel- handel von Heimtextilien	Stotmeister u. Co. Farben- und Baustoffe	An der Bracke 1–3 KG Werk Markgröningen	Farben und Baustoffe
Schneider, Liselotte	Am Feldle 7 (Th.)	Gaststätte	Stotz, Dorothea	Graf-Hartmann- Straße 50	Herstellung von Werbemitteln
Schöllhammer, Karin	Klingenweg 5 (Schbh.)	Ableasen von Heiz- kostenverteilern	Strobel, Waltraud	Robert-Bosch-Str. 2	Verkauf von Musikinstrumenten
Schönleber, Elisabeth	Bahnhofstraße 40	Gaststätte „Schwabenstühle“	Strohhäcker, Gerhard	Grabenstraße 16–18	Tankstelle und Kfz- Reparatur-Werkstatt
Schopf, Fritz	Rosenweg 2	Getränkhandel	Stuber, Eberhard	Münchinger Str. 22	Malerwerkstätte
Schütt, Clemens	Sankt Johännser	Ofenbau	Stumpp, Helmut	Wilhelm-Haas- Straße 7	Schlosserei und Kunst- schmiede
Schütt, Friedrich	Zepelinstraße 18	Ledergrößhandlung	Sumi, Silva	Bahnhofstraße 39	Gaststätte „Schwäbischer Hof“
Schütz Partner GmbH u. Co.	Goethestraße 11 (Uri.)	Konstruktion u. Vertr. v. Druckgießformen, Schnitt-, Stanz- und Ziehwerkzeugen	SWS Schotterwerk GmbH u. Co., Schönbühl KG	Klingenweg 31 (Schbh.)	Steinbruchbetrieb
Schütz, Maria	Hauptstr. 32 (Uri.)	Lebensmitteleinzel- handel	Szabo, Johann	Im Nonnenpfad 1 (Uri.), Dreherei	
Schulz-Wolfframs- dorff, Wolf	Bahnhofstraße 10	Versicherungsbüro	Tabakring GmbH u. Co. KG, Zigaretten-Groß-, Tabakwaren-Einzelhandel		
Schwarz, Gotthilf	Marktplatz 4	Bäckerei	Tengelmann, Emil Heilbronn	Bahnhofstraße 8	Lebensmittel- einzelhandel
Schweiker, Werner	Dieselstraße 1	Güternahverkehr	Termofix Beton- trenn-GmbH, Szathmary, Janos	Enzstraße 12 (Uri.)	Betontrennsysteme
Sieber, Wolfgang	Kreuzgarten 6 (Uri.)	Baustoffe und Transporte	Thumm, Hans Dieter	Porschestraße 12	Gipsergeschäft
Siegle, Sonja	Schillerstraße 19	Handel mit Gebrauchsgütern	Tiefau, Johann	Bergweg 4 (Th.)	Reparatur von Haus- haltungsmaschinen
Simcic, Alojz	Grabenstraße 20	Karosseriebau	Tönnies, Karl-Heinz	Graf-Hartmann- Straße 1	Radio-Fernseh-Werk- statt, Einzelhandel
Speidel, Lore	Lerchenweg 10	Heißmangel	Töpfer, Helmut	Marktplatz 8	Kunstgewerbe – Haushaltswaren, Glas, Porzellan
Speidel, Norma	Wernerstraße 3	Änderungsschneiderei und Stoffverkauf	Transthermos GmbH	Zepelinstraße 36, Internationale Spedition	
Spittler, Klara	Rosenweg 6	Vertreter			

Töpfer, Helmut	Marktplatz 8 Haushaltswaren, Glas, Porzellan	Kunstgewerbe –	Weiß, Gustav	Helenenstraße 5	Malerbetrieb
Transthermos GmbH,	Zeppelinstr. 36,	Internationale Spedition	Weiß, Leo	Kirchgasse 17	Bäckerei
Trautwein, Albert und Helmut	Schubartstraße 4	Glaserei	Wentzel, Hans Joachim	Rotenackerstraße 10	Elektro-Installation
Trautwein, Emil u. Sohn	Küfergasse 6 Weinstube,	Küferei, Brennerei, Getränkegroßhandlung	Werner, Adolf u. Gerti	Grasiger Weg 3	Zwergschnauzer- Zwinger, Trimmen, Scheren, Hundefutterverk.
Trautwein, Werner	Bahnhofstraße 15	Metzgerei	Wessels, Gerhard	Gartenstraße 15	Ingenieurbüro f. Hei- zung-Klima-Sanitär
Trefz, Martin	Marktplatz 10	Bäckerei	Wild, Christian Söhne,	Schubartstraße 13	Steinbruch
Trostel, Karl	Auf Landern 14	Handel mit Wein	Wild, Fritz, jun.	Bahnhofstraße 42	Fliesenleger
Urx GmbH u. Co. Stahl- u. Metallbau	Industriestr. 3 (Uri.)	Metallbau	Wild, Hermann	Andlerstraße 2	Baggerarbeiten
Vetter, Otto	Im Zwinger 8	Malerbetrieb	Wild, Robert	Friedhofweg 17	Steinbildhauer
Vetterle GmbH Inh. Haudeck	An der Bracke 5	Werkzeugbau, Blechbearbeitung	Wild, Waltraud	Hegelstraße 2	Fertigung von Stofftieren
Allgemeine Ver- braucherger. AVG-VGÖD	Paulinenstraße 17	Einzelhandels- unternehmen	Wildermuth, Eugen u. Erich	Helenenstraße 27	Metzgerei
Volk, Hans-Dieter	Graf-Hartmann- Straße 46	Elektrokundendienst	Winkler, Rolf	Kelterstr. 24 (Uri.)	Handelsvertreter
Volksbank Markgröningen	Graf-Hartmann- Straße 2	Bankgeschäft	Wixler, Wilhelm Inh. Wixler, Gerhard	Finstere Gasse 21	Flascherei, Gas- Wasser-Installation
Volz, Erwin	Gartenstraße 9 Parkett-Teppiche-PVC-Beläge, Teppichreinigung	Fußbodenfachgeschäft	Wössner, Hans	Auf Landern 16	BMW-Jahreswagen
Volz, Waldemar u. Brigitte	Wernerstraße 3	Café – Konditorei	Wohnbau Mark- gröningen GmbH	Graf-Hartmann- Straße 2	Wohnungsbau- gesellschaft
Vosseler, Lina	Grasiger Weg 9	Vertreter	Wolf, Alfred GmbH u. Co. KG	Im Sträßle	Textil- und Möbel- transporte
Vural, Salih	Kirchgasse 2	Gaststätte „Goldenes Horn“	Wolf, Hermann	Hardthof	Güternahverkehr
Wagner, Diethard	Stelzengasse 6	Bildveredlung	Würth, Gertrud	Uhlandstraße 8	Lebensmittel- einzelhandel
Wagner, Adele	Starenweg 22	Änderungsschneiderei	WLZ Raiffeisen EG	Maulbronner Weg 1–3,	Lagerhaus
Walz, Friederich	Schloßgasse 10	Mech. Werkstatt	Wurst, Eugen GmbH u. Co. KG	Bahnhofstraße 47	Bau- und Möbel- schreinerei
Gebrüder Wanner GmbH, Filialbetrieb	Oberthstraße 3 Markgröningen	Drahtseilfabrik	Wurst, Hermann	Grabenstraße 22	Schreinerei
Waschkeit, Hans	Robert-Koch-Weg 8	Fliesenlegermeister	Wurst, Horst GmbH	Industriestr. 9 (Uri.)	Schreinerei
Weber, Josefa	Ostergasse 17	Gaststätte „Röble“	Zaiser, Heinz	Esslinger Gasse 2	Metzgerei
Gebrüder Weigel OHG	Graf-Hartmann- Straße 11	Tankstelle und Kfz- Reparatur-Werkstatt	EVG GmbH Gerhard Zamow	Porschestraße 3	Eigentumsverwal- tungen
Weihrauch, Günter	Gartenstraße 6	Friseursalon	Zeug, Walter GmbH	Industriestr. 17 (Uri.),	Buchstabenfabrik
Weil, Gerhard	Glemsstraße 5 (Uri.)	Mühlenbetrieb	Zibold, Fritz	Am Stuttgarter Weg 16,	Baugeschäft
Weimer, Roland	Asperger Straße 10	Bearbeitung von Serienteilen	Zimmermann, Helmut,	Glemsstr. 12 (Uri.),	Geflügelzucht
			Zimmermann, Walter GmbH u. Co. KG	Hans-Grüninger- Weg	Schotterwerk – Bauunternehmung
			Zimmermann, Reinhard	Möglinger Straße 4	Schreibw.- u. Auto- zubehör-Einzelhdl.

Gewerbsteuer und Haushaltsvolumen

Jahr	Gewerbe- steuer	Haushalts- volumen
	RM	RM
1936	7 689	325 132
1937	37 491	395 526
1938	124 030	310 087
1939	160 495	302 537
1940	87 563	346 401
1941	97 596	391 753
1942	108 489	426 869
1943	106 739	428 573
1944	106 821	390 331
1945	31 191	342 736
1946	46 927	368 865
1947	39 553	466 175
1948		
(bis 20. Juni)	26 696	262 792
1948	DM	DM
(ab 21. Juni)	53 507	299 139
1949	69 985	466 308
1950	71 959	762 428
1951	148 178	778 991
1952	139 254	907 314
1953	141 823	747 029
1954	144 631	863 602
1955	180 590	1 045 555
1956	241 450	1 512 647
1957	183 673	1 197 876
1958	255 410	1 573 488
1959	333 704	1 678 224
1960	505 308	2 338 853
1961	497 477	1 728 722
1962	798 235	4 578 462
1963	1 090 128	4 341 692
1964	1 529 298	5 796 956
1965	1 373 799	6 709 737
1966	1 649 616	6 198 512
1967	1 867 217	6 073 775
1968	2 026 980	6 645 140
1969	3 833 952	8 048 625
1970	2 114 091	9 513 250
1971	2 605 772	13 329 985
1972	3 285 497	14 850 384
1973	3 876 945	15 604 821
1974	5 435 973	20 327 721
1975	4 600 777	19 195 985
1976	5 294 437	25 333 438
1977	5 893 648	24 209 500
1978	7 200 000	24 787 900

Das Wasserwerk wird seit 1977 als eigener Betrieb (Netztorgiebetrieb) geführt. Sein Haushaltsvolumen betrug (in obigen Zahlen nicht enthalten):

1977	1 646 000
1978	1 765 000

Eine beachtliche Einrichtung des heimischen Handwerks

Woher hat die Schreinerergasse wohl ihren Namen? Doch nicht von der Bau- und Möbelschreinerei an jener Ecke, wo sie von der Grabenstraße zur Wettegasse hinunter abzweigt? Hätte das zur Benennung ausgereicht, dann müßten wir mehr Gassen mit Namen nach Handwerksberufen in der Stadt haben als nur noch eine, das Küfergäßle. Der Grund liegt vielmehr in einer bemerkenswerten Einrichtung vergangener Jahrzehnte, in der „Markgröninger Schreiner-Genossenschaft GmbH“, die an dieser Ecke ihren Sitz hatte.

Sie war entstanden, als Motorisierung und Ausstattung mit Maschinen um die Jahrhundertwende auch im Handwerk Eingang fanden. Die Produktion mußte erhöht und deswegen rationeller und müheloser gestaltet werden.

Die hohen Kosten der neuen Maschinen und die Notwendigkeit ihrer ständigen Auslastung stellten für den einzelnen Handwerker dieser Zeit aber ein unlösbares Problem dar. Die kleinen, fast ausschließlich mit Vater und Söhnen arbeitenden Familienbetriebe gestatteten solche Investitionen nicht. Der Wunsch, weiterhin selbständig und konkurrenzfähig zu bleiben, führte daher die nur auf den ersten Blick als Konkurrenten erscheinenden Schreiner der Stadt zusammen. Sie hatten nämlich erkannt, daß der vorhandene Markt jedem sein Auskommen bieten kann, wenn man nicht gegen-, sondern miteinander schafft. Darum schlossen sie sich 1904 zu einer Genossenschaft zusammen, die das tat, was der einzelne sich nicht leisten konnte. Dem Vernehmen nach soll die Gründung von den beteiligten Familien ausgiebig gefeiert worden sein, mit Spätzle und gemischtem Braten, nicht einem, sondern mehreren Schoppen Markgröninger Wein, Gesang, Musik und Tanz. Man hatte also frohen Mutes begonnen.

Den Anstoß hatten die Brüder Otto und Julius Wurst gegeben. In Stuttgart hatten sie nicht nur ihr Handwerk, sondern auch fort-

schriftliches Denken gelernt. Sie haben Interessenten gesucht und schließlich die sieben Mitglieder beisammengehabt, die Voraussetzung für eine Gründung waren. Schreinermeister Otto Wurst, damals auch Stadtrat, wurde zum Vorstand gewählt (sein Enkel Hermann führt heute den Betrieb am ehemaligen Ort der Genossenschaft). Meister Friedrich Schad aus der Stelzengasse war Kassier, Julius Wurst (Vater von Eugen Wurst sen., mit seinem Sohn heute in der Bahnhofstraße) kam dazu. Ernst Bader (Vater des verstorbenen Emil Bader, dessen Sohn Ulrich jetzt den Betrieb in der Grabenstraße innehat), Schreinermeister Hemminger aus der Wernerstraße (wo später der Maler Stuber war), Meister Ruoß in der Graf-Hartmann-Straße und der Wagnermeister Frei ebenfalls.

Bei der renommierten Maschinenfabrik Krumrein & Katz in Feuerbach kaufte man eine Hobelmaschine, Fräse, Band- und Kreissäge und stellte sie in dem Anwesen Grabenstraße 22 auf, dessen Hinterhaus vorher der Weingärtnergenossenschaft als Rebschule gedient hatte. Ein gasbetriebener Daimler-Benz-Motor brachte die Maschinen in Gang. Das benötigte Gas wurde aus Anthrazitkohle selbst erzeugt und in zwei bis an die Werkstattdecke aufragenden Kesseln gespeichert. Man erzählt sich, daß der Lärm der anfangs mit Vierkantwellen ausgestatteten Hobelmaschinen bei Hochbetrieb den ganzen Tag lang bis zum Möglinger Grund zu hören war.

Ihre Wartung oblag dem Werkmeister Eugen Kronenbitter. Er kontrollierte dazu auch die Benutzungszeit der Maschinen durch die einzelnen Mitglieder. Nach seinen Aufzeichnungen hatten sie dann zu bezahlen. Soweit die Kapazität es zuließ, konnte der Maschinenpark auch von Nichtmitgliedern gegen entsprechendes Entgelt in Anspruch genommen werden. So taten dies z. B. örtliche Glaser (Trautwein in der Esslinger Gasse) und Schreiner aus den Nachbarorten Hochdorf und Schwieberdingen.

Um 1910 wurde Markgröningen an das neue Elektrizitätsnetz angeschlossen. Der Antrieb der Maschinen wurde auf Elektromotoren umgestellt. Zur Beleuchtung hatte man Elektrizität schon vorher mit einem eigenen Dynamo erzeugt und benützt. Elektromeister Frick hatte dies bewerkstelligt.

Der erste Weltkrieg kam, die meisten Mitglieder der Genossenschaft und ihre Söhne wurden Soldaten. Das lähmte den Betrieb des Maschinenparks so sehr, daß man ihn an den Ludwigsburger Unternehmer Frieg vermietete. Zeitgemäß spekulierend hatte der sich auf die Erzeugung von Munitionskästen verlegt. Mit französischen Kriegsgefangenen als Hilfskräften tat er dies nun im Genossenschaftsgebäude.

Die Stromerzeugung wurde gedrosselt, der Gasmotor war infolge der Umstellung abgebaut worden, so mußte man einen neuen Antrieb finden: ein Lokomobil war vom Landwirt Canz (Münchinger Straße) zu erwerben, da er seinen nebenher geführten Sägewerksbetrieb aufgegeben hatte.

Nach dem Umsturz von 1918 wandelte sich die Zeit vollkommen. Ein Wiederaufleben der Schreiner-genossenschaft wie vor 1914 war nicht mehr möglich. Der Krieg hatte Menschen, die folgende Inflation Geld gekostet. Als danach der Neuaufbau der Betriebe begann, waren es weniger geworden, aber sie konnten sich nun mit eigenen Maschinen ausstatten. In den Räumen an der Ecke Graben-/Schreiner-gasse, die nun diesen Namen erhalten hatte, blieben nur noch die Brüder Wurst, bis auch diese schließlich sich trennten, um unabhängig voneinander weiterzuarbeiten.

So ging mit den zwanziger Jahren eine bemerkenswerte Selbsthilfeorganisation des örtlichen Handwerks zu Ende. Nicht nur wegen des Nutzens, den sie indirekt ja der Allgemeinheit gebracht hatte, sondern auch wegen der Haltung und Gesinnung ihrer Gründer und Mitglieder sollte sie hier einmal in Erinnerung gerufen werden.

Erich Tomschik

(nach mündlicher Übertlieferung ehemaliger Mitglieder dieser Genossenschaft)

Die Bauernmöbel des Johann Jakob Mössinger

Laßt uns den Zufall loben! Dreifach trug er nämlich dazu bei, daß dieser Beitrag hier erscheinen kann.

Zum ersten hörte der Verfasser von stolzen vierstelligen Beträgen, die das Stuttgarter Landesmuseum für fast 200 Jahre alte Bauernmöbel zahlte, die ein in Markgröningen gebürtiger Schreinermeister gefertigt und kunstvoll bemalt haben soll.

Zum zweiten hatte er mit dem Restaurator Norbert Malek in dessen Abstatter Werkstatt eine Besprechung, an deren Rande dieser, da sein Besucher aus Markgröningen kam, jenen dorthier stammenden Schreiner erwähnte. Und er weiß von ihm viel mehr als den Namen Mössinger. Er erweist sich als kompetenter Kenner seiner Arbeiten, da er mehr als ein Dutzend selbst ausfindig gemacht, untersucht und mit Gewißheit als solche erkannt hat.

Zufall Nummer drei brachte dann die Fahndung nach Mössingers Herkunft zutage. Der Kenner von Stadt- und Familiengeschichte konnte unschwer feststellen, daß keinerlei Verbindung zu alten ortsansässigen Geschlechtern mit für Markgröningen typischen Namen besteht. So mußte das Geburts- und Taufregister Aufschluß geben. Und es bewies schwarz auf weiß, daß des von Diengen im Durlachischen gebürtigen und unter den herzoglichen Truppen stehenden Grenadiers Jacob Mössinger Ehefrau, Elisabetha, geborene Obermüllerin von Oberbrüden, auf der Durchreise hier am 12. Oktober 1769 mit einem Sohn niederkam, der am Tage darauf auf den Namen Johann Jacob getauft wurde. Dabei fungierten der Löwenwirt Johann Jacob Balduff und seine Frau Beata Christiana, geborene Jaakin, als Paten.

Ein weiterer Zufall, der uns Markgröningern nicht ungelegen kommt, da gerade dieses Handwerk hier immer eine überdurchschnittliche Bedeutung hatte, war, daß der Junge später Schreiner wurde. Dazu, zu seinem Lebenswerk und dessen Bedeutung, nun aber Norbert Malek:

Die bemalten Bauernmöbel des Johann Jakob Mössinger sind eine erfreuliche Bereicherung unserer heimatkundlichen Schät-

ze. Es bedurfte langwieriger Untersuchungen, um all die Geheimnisse seiner handwerklichen Künste aufzudecken. Die Besonderheiten seiner Arbeiten aber erlaubten es alsdann, die Urheberschaft einwandfrei nachzuweisen.

Mössinger war nicht nur Schreinermeister und Maler. Sein Dasein verlief nicht in ländlicher Einförmigkeit und Stille. Wählten ihn doch seine Mitbürger zum Richter und außerdem zum Bürgermeister in Oberbrüden (der Heimatort seiner Mutter), wo er sein vermutlich arbeitsreiches Leben im Alter von nahezu 70 Jahren beendete. Wie oft mögen in diesen Ämtern gesetzliche Bestimmungen eine lebensnahe Auslegung erfahren haben eben durch jenen Geist, den er in seinen Malereien mitzuteilen verstand. In der Hauptsache wurden Truhen bemalt, Bettstellen und Kasten, die man seit dem 19. Jahrhundert im allgemeinen als Schränke bezeichnet. Es bildete der Schrank damals den Hauptbestandteil des häuslichen Mobiliars, und er war deshalb für kunstvolle Ausgestaltung ein bevorzugter Gegenstand. Er regte in besonderem Maße an zur Bemalung, schon wegen seiner räumlichen Bedeutung und seiner großen Malflächen, schließlich aber auch im Hinblick auf den wertvollen Inhalt, der ihm anvertraut wurde, weil er nämlich verschleißbar war, ein seltener und geschätzter Vorzug in der damaligen Zeit. Hinzu kam, daß der Schrank oder, wie er im Süden Deutschlands genannt wurde, der Schrein, auch als Reliquien- oder Altarschrein Verwendung fand und dadurch sakrale Bedeutung erlangte. Kein Wunder, daß sich der Berufsstand der Schreiner von ihm gerne seinen Namen geben ließ.

Mössinger malte, soweit bekannt, vornehmlich stilisierte Pflanzenornamente, ohne aber deshalb langweilig zu werden oder in Manieriertheit zu verfallen. Er verstand es vielmehr trefflich, seine malerischen Einfälle anzupassen, und zwar nicht nur dem Verwendungszweck, sondern auch dem Empfindungsvermögen und der Gefühlswelt der ländlichen Bevölkerung. Seine Malereien lassen uns deutlich die belebenden Kräfte empfinden, die – geschickt gesteigert durch

die Vielfalt der Farben und die Dynamik asymmetrischer Kompositionen auf uns überströmen und deren der bäuerliche Mensch so dringend bedarf. Wir verspüren aber auch den harmonisch symmetrischen Zusammenklang aller Teile im Ganzen als Ausdruck der Ruhe, der Seßhaftigkeit und des Festhaltens an der Scholle, an Haus und Hof, ohne die der Bauer nicht denkbar wäre.

Das Freiheitsgefühl des Meisters – Merkmal wohl aller schöpferischen Menschen – lehnte es ab, nach der Schablone zu arbeiten. Die Leichtigkeit der freihändig hingeworfenen Zeichnungen sowie der Rhythmus der Linien und Farben verraten die Kräfte, die seinen Werken innewohnen und die sie dem schenken, der sich ernsthaft um sie bemüht. Die humorvollen Einfälle gut durchdachter Farbgebung wirken so verblüffend wie das oftmals verwendete, zunächst etwas rätselhaft wirkende Farbmateriale. Auch findet man, daß Blumen und sonstige Pflanzen, obschon in Form und Farbe ganz verschieden, aus ein und demselben Rankenwerk herauswachsen. Vielfach wird der endgültige Farbwert erreicht durch Übereinandersetzen verschiedener Farben in noch feuchtem Zustand, wobei durch abschließendes Auflegen von Goldflimmer dem Ganzen besonderer Reiz verliehen wird. Tote oder langweilige Teile und Flächen werden gerne durch buntfarbige Pinselstriche lebendig aufgelockert. Kräftig vertiefte Schatten und durch kapriziöse Schattierungen stark gehobene Lichtpartien sorgen nicht nur für eine satte Aufgliederung, sondern auch für plastische Wirkung und damit für architektonische Erweiterung. Das Kranzhaupt des Schrankes auf der vorletzten Seite dieser Schrift und die Truhen daneben sind deutliche Beispiele hierfür. Wie reizvoll wirkt – Körperhaftigkeit, nämlich Kerbungen vortäuschend – die Reliefmodellierung an den, mitunter auch ausgekehnten Leisten des Kranzhauptes, an den gebrochenen Schrankseiten oder in den neben der Tür befindlichen Schrankflächen.

Architektonisch bemerkenswert sind außer den plastischen Wirkungen dieser meist mit breitem Modler betriebenen Technik die zur Einfassung der aufgemalten Türfüllungen aufgesetzten Profilstäbe. Hier erwähnt wer-

den dürften auch die geschweiften Sockel sowie die abgeschrägten Vertikalkanten (siehe die Abbildungen). Besonders betonte architektonische Gestaltung finden wir bei der unteren Truhe mit den attraktiv gedrehten Zierstäben. Die durch Modelung überaus plastisch wirkenden Lisenen verleihen diesem Stück noch weitere Akzente. Den Lisenen aufgesetzt wurden hufeisenförmige Bogenstücke, auf deren Flächen durch konträre Modelung, d. h. durch Pinselstriche, die von beiden Bogenenden ausgehend sich entgegenlaufen, ein reizendes Wechselspiel von Hell und Dunkel geschaffen wurde. Mittels perspektivischer Farbsetzung am Fuße der Lisenen wurde schließlich noch eine erstaunliche Tiefenwirkung erzielt.

Unverkennbar ist des Meisters Freude an der geschwungenen Linie. Finden wir sie schon in der Form, also im Holz des noch unfertigen, rohen Möbelstückes, beispielsweise am Sockel, so wird sie dort gerne in Gestalt gemalter Schnörkel und Schnecken – gleichsam eurhythmischen Gesetzen folgend – fortgesetzt. Die Truhe, die wir soeben im Auge hatten, zeigt besonders wirkungsvolle Ornamente dieser Art.

Eindringlich sagen unseres Meisters Werke, auch der bäuerliche Mensch lebt nicht vom Brot allein. Sie wollen nicht bloß verstanden, sondern auch erlebt werden. Man wird an Hölderlin erinnert: „Die Kinder führen alles zum Munde, wir Erwachsene alles zum Verstand, und ich fange an zu glauben, das eine ist so naiv wie das andere.“

Auch Mössinger kommt heraus aus der Materie der Linien und Farben. Seine Malereien sind nicht bloße Dekoration. Sie haben eine Aussage. Bei aller Bescheidenheit und Ursprünglichkeit seiner Kunst – vielmehr gerade deshalb – haben wir sie ernst zu nehmen, wenn wir schon die Kunst überhaupt als metaphysischen Affekt verstanden wissen wollen, als inwendiges Erlebnis. Oder wollen wir dem dialektischen Materialismus recht geben, dem kommunistischen Maler, der sagte: „Was hat Kunst mit Seele zu tun? Malerei ist bloße Augenkunst!“?

Die so reden, stehen im Verdacht, aus der Not eine Tugend zu machen. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen“, sagt Goethes Faust und Tolstoi: „Der Grad der

inneren Besitzergreifung ist das einzige Maß für die Vortrefflichkeit der Kunst.“

„Die Realität ist ein Teil der Kunst, das Gefühl vollendet sie.“ Diese Worte des Franzosen Corot muten an wie ein Bekenntnis zur gleichsam naturgesetzlichen Wechselbeziehung des Realen zum Irrationalen, zur Metamorphose in der Kunst, womit denn auch dem Gegenständlichen als dem für das Kunsterleben Primären der gebührende Platz eingeräumt wird.

Nun, auch die Malereien unseres Meisters erinnern an diese Zusammenhänge sowie daran, daß die Verflachung des geistigen Lebens dazu geführt hatte, nur noch das Gegenständliche – auch in der Kunst – zu sehen, was bewirkte, in das gegenteilige Extrem zu fallen, in die vollkommene Abkehr vom Gegenstand. Auch diese Abstraktion hat aber ihre Grenzen. Schon in alten Zeiten hat man die Angemessenheit, die „Goldene Mitte“, für die Grundlage aller Tugend gehalten. „Medio tutissimus ibis“ (Ovid). Nochmals sei an Hölderlin erinnert: „Lerne im Leben die Kunst, im Kunstwerk lerne das Leben. Siehst du das eine recht, siehst du das andere auch.“

Es war offensichtlich ein Bedürfnis, das die Zeitgenossen Mössingers bewegte, seine Kasten und Truhen um sich zu haben. Die innerlichen Beziehungen zu seinen Malereien mögen wohl die Gründe hierfür gewesen sein. Diese Erkenntnis, daß auch das bäuerliche Brauchtum unserer Vorfahren schöngestigen Bedürfnissen und Ansprüchen entsprach, mag uns in einer Zeit geistiger Umwälzungen als besonders wertvoll erscheinen. Auch die Entwicklung musischer Kräfte dürfte sich vollziehen nach Gesetzen organischen Wachstums, in dem das Kleine vor dem Großen stets den Vortritt hat und die Entwicklung nur allmählich vonstatten geht. „Natura non facit saltus“, die Natur macht keine Sprünge, dieser Satz des Botanikers Linné gilt auch für den Menschen.

So gesehen ist die Volkskunst, wie einst die Kunst des Johann Jakob Mössinger, von grundlegender Bedeutung. Sie hat die Entwicklung des Größeren vorzubereiten. Sie ist Wegweiser für die Zukunft und hat eine Verantwortung, daß nämlich das Größere auch das Bessere sei. Norbert Malek

Drei besonders schöne Stücke
des Meisters
Johann Jakob Mössinger

Die abgekanteten Ecken und das Kranzhaupt, dem er mit einem breiten Modler plastische Wirkung verlieh, lassen diesen dezent bunten Schrank recht wichtig erscheinen. Freihändig, ohne Schablone, wurden die Türfüllungen gemalt. Bemerkenswert ist ihre Einfassung mit Profilstäben. Kapriziös wachsen von Ober- und Unterkanten der Türen Ornamente auf sie zu.



Zwei Truhen mit betont architektonischer Gestaltung. Der oberen verleihen die Hufeisenbögen auf gekehlten Säulen einen besonderen Reiz. Bei der unteren ist der Meister auf erhöhte plastische Wirkung bedacht. Er erreicht sie durch die gedrehten Zierstäbe, durch Modellierung der Lisenen, und vor allem durch die perspektivische Farbsetzung an deren Fuß und in den Einfassungen der Blumenfelder.



Markgröningen, im Jahr 1978 beim Anflug von Westen her aufgenommen. Deutlich kennzeichnet der Straßenring entlang der einstigen Stadtmauer den alten Stadtkern. Um ihn herum sind neue Wohngebiete entstanden, Industrieanlagen, das Schul- und Sportzentrum, der neue Friedhof.
(Aerospect Flugbild, Motiv 782 190, freigegeben durch Regierungspräsidium Stuttgart)